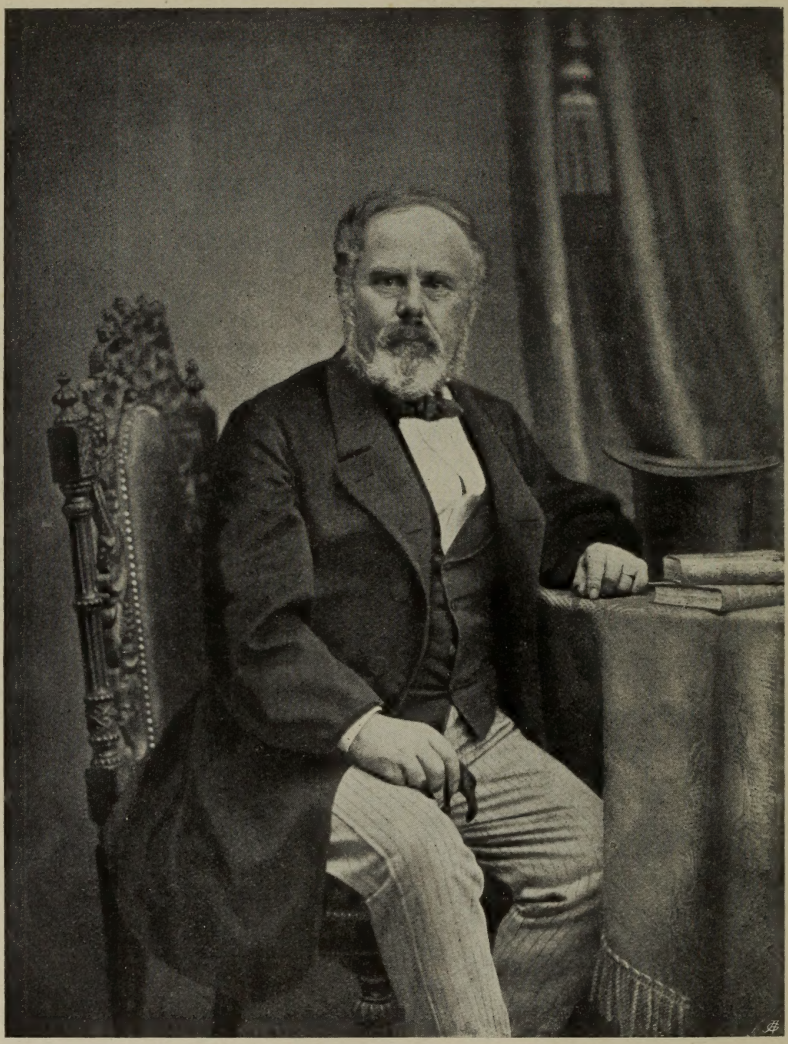
LOUIS GURLITT



Louis Gurlitt

im 51. Lebensjahr, 1863

LOUIS GURLITT

Ein Künstlerleben des XIX. Jahrhunderts

Dargestellt von seinem Sohne

LUDWIG GURLITT

Mit 50 Abbildungen und einem Faksimile

IM VERLAG VON JULIUS BARD
BERLIN MCMXII

Gedruckt bei
Imberg & Lefson G. m. b. H.
in Berlin SW. 68

INHALT

		Seite
Vorwort	.. ..	IX
I.	Vorfahren	1
II.	Kindheit und Lehrjahre (1812—1832)	29
III.	Dänemark (1832—1842)	51
IV.	Rom (1843—1846)	163
V.	Berlin, Nischwitz, Wien (1847—1859)	211
VI.	Gotha, Holstein, Dresden (1859—1876)	411
VII.	Alter (1876—1897)	457

VORWORT

Am 8. März 1912 werden es 100 Jahre, daß Louis Gurlitt ins Leben trat. Es war der letztwillige Wunsch seiner ihn überlebenden Frau dritter Ehe, unserer Mutter, daß ich sein Lebensbild in einem Buche festhalten sollte, und es war das der Wunsch auch aller seiner Kinder und Kindeskinder.

Mich leitete bei dieser Arbeit vor allem der Gedanke, daß sich unseres Vater Leben selbst darstellen sollte. Ich hatte es nicht nötig, irgend etwas zu unterdrücken, zu verschleiern oder anderes durch aufgetragene Glanzlichter hervorzuheben. Ich fühlte mich erst recht nicht berufen, als Sohn über den Vater gleichsam zu Gericht zu sitzen und ihm Noten zu erteilen. Es kann dem Leser auch wenig daran liegen, wie sich der Sohn zum Vater stellt, aber alles kommt darauf an, daß das Lebensbild der Wahrheit entspricht.

Ich bin deshalb seinem Leben Schritt für Schritt nachgegangen und habe, wo es irgend ging, ihm selbst das Wort gegeben. Dadurch entsteht vor dem Blick eine lange Kette

von Erlebnissen, aber es fehlt der Zusammenschluß zu einzelnen abgerundeten Bildern. Das weiß und fühle ich sehr wohl, aber ich brachte dieses Opfer, um dem leitenden Gedanken treu zu bleiben.

Auch handelt es sich nicht nur um eine Darstellung der Kunstentwicklung und Kunstleistungen des Verstorbenen. Eine vollwertige Arbeit in diesem Sinne würde den Umfang dieser Biographie um das Dreifache überschreiten. Die Lebensarbeit unseres Vaters ist so groß, daß eine bloße katalogische Aufzählung einen dicken Band füllen würde. Man staunt über den Arbeitsertrag bei Adolf Menzel. Ich glaube nicht, daß seine Hände mehr geschaffen haben, als die unseres Vaters. Viele hundert Bilder seiner Hand sind in Deutschland, Österreich, Dänemark und Nordamerika im Privatbesitz zerstreut, seine bedeutendsten, jedenfalls größten, sind in den Palästen der russischen, österreichischen und dänischen Höfe, und so konnte nicht einmal der Gedanke im Ernst gefaßt werden, hier ein vollständiges Inventar seiner Lebensarbeit aufzustellen. Wie viel er bei leichtester Produktion in etwa 60 Jahren geschaffen hat, wobei er sich nicht einmal die Sonntagsruhe gönnte, weil eben das Zeichnen und Malen ihm wie das Atmen Bedürfnis war, das habe ich während dieser Arbeit mit wachsendem Staunen erkannt.

Mehr lag mir daran, den ganzen Menschen zu zeigen und an seinem Beispiel den Kampf, den deutsche Künstler

im letzten Jahrhundert in und mit ihrem Vaterlande und im eigenen Hause für ihre Familien zu kämpfen hatten.

Es ist ein Großes, dieser schier unübersehbare Ertrag künstlerischen Schaffens, aber es war vielleicht — moralisch bewertet — ein noch Größeres, in Zeiten allgemeiner sozialer und politischer Stürme, seinen schwer befrachteten Familiennachen durch eigene Kraft als stets wachsamer, nie verzagender Fährmann so durch all den Wogenschwall zum guten Hafen zu führen.

Louis Gurlitt ist der Stolz aller derer, die seinen Namen tragen. Ich brauche sein Bild nur zu zeigen, und unser ganzes deutsches Volk — so hoffe ich — wird ihn gern den Seinen nennen: denn er war deutsch in jedem Zuge seiner reichen Natur.

Steglitz, den 12. Oktober 1911

Ludwig Gurlitt

I

VORFAHREN

Name und Herkunft

Gurlitt ist jedenfalls kein deutscher Name, alle Bemühungen aber, ihn aufzuklären und auf seinen Ursprung zurückzuführen, waren bisher vergeblich gewesen. Man dachte an nordische Herkunft. Die schwedische Schriftstellerin Lagerlöf nennt einen Gurlitta-Felsen; aber diese Namensgemeinschaft ist nur zufällig. Auch von der Stadt Görlitz ist unser Name nicht herzuleiten, wie man vermutet hatte. Richtig ist nur, daß unser Name slavischer Herkunft ist.

In unserer Familie hat sich die mündliche Tradition erhalten, daß unser Geschlecht aus Steiermark gekommen sei. Dazu stimmt einigermaßen, daß sich in Kärnten unweit von Klagenfurth nördlich vom schönen Wörther See ein Dorf Gorlitz findet in einer Gegend, die neben der Mehrzahl von deutschen auch andere slavische Ortsnamen aufweist, wie Freistritz, Tirnitz, Windisch. Aber man weiß in Gorlitz nichts von einem dort angesessenen Geschlecht der Gurlitt.

Wohl irrtümlich haben wir daher einen Martin Görlitz, der sich nach Humanistensitte auch Goralitius nannte, zu unseren Vorfahren gerechnet. Zwar tut das schon Johannes Gurlitt, der bekannte Direktor der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg, in seiner ennaratio de vita mea, aber ohne urkundlichen Beweis. Jener Mann schrieb sich auch Martin Gorlitz oder Görlitz, niemals Gurlitt. Es wird einmal ein Martin Gurlitz als Konventbruder des Franziskanerordens in Oschatz genannt (Carl Samuel Hoffmann, Historische Beschreibung der Stadt Oschatz, Oschatz 1845, Bd. I). Da die Oschatzer Franziskaner sich sehr früh an die Reformation anschlossen, so ist anzunehmen, daß der von Luther warm an Bugenhagen empfohlene und von diesem aus seinem Predigeramt in Torgau als Superintendent nach Braunschweig berufene Magister Martin Görlitz mit ihm identisch ist. Er war 1528—43 Stadtsuperintendent in Braunschweig, seit 1543 evangelischer Prediger zu St. Blasien, wurde 1545 Superintendent und Professor in Jena, wo er am 7. März 1549 starb. (Vgl. Beste,

Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche, Wolfenbüttel 1889.) Die Geschichte meldet, daß dieser Görlitz dem Luther einmal ein Faß Bier geschenkt hat. Allein schon dieser Tat wegen würde ich mich freuen, den verdienstvollen Mann zu meinen Vorfahren rechnen zu dürfen, aber es geht nicht ohne Vergewaltigung der Tatsachen, die ich jetzt mitzuteilen habe.

Im Jahre 1910 führten mich meine eifrigen Nachforschungen zu einer Lösung des Problems, daß der Name Gurlitt in früheren Jahrhunderten nirgends sicher nachzuweisen ist und erst um die Wende des XVII. und XVIII. Jahrhunderts durch mehrere Vertreter bekannt wird; daß ferner alle, die unseren Namen tragen — mag er mit einem oder mit zwei t geschrieben sein — Protestanten und mit uns verwandt sind. Es schickte mir nämlich Frau M a r i a B e l l , geb. Gurlit, aus Wohlau Beiträge zum Stammbaum der in Schlesien angesessenen Gurlitt, die sich übrigens bald mit einem, seltener mit zwei t schreiben, und machte zugleich die überraschende Mitteilung, daß ihr Vater, Ernst Gottlieb G., Besitzer eines Landgutes in Polgsen bei Wohlau, ein Familienwappen besessen habe, das ihr Bruder Ernst Wilhelm E m i l G., Oberinspektor auf Rittergut Groß-Krichen bei Lüben in Schlesien, geerbt habe. Alle Bemühungen, diesen zu Mitteilungen über unser Wappen zu bewegen, stießen auf unerschütterliches Schweigen. So mußte ich mich mit der Auskunft seiner Schwester Maria begnügen. Sie schreibt:

„Das Gurlitt-Wappen stellt einen T ü r k e n d a r z w i s c h e n z w e i B ü f f e l h ö r n e r n und in dem beiliegenden Schreiben hieß es: „Der erste Träger des Namens Gurlitt hieß ursprünglich H a n s T o b i a s G o r e l und geriet im Türkenkriege in Gefangenschaft. Er wurde der türkischen Sprache mächtig, entfloh aus der Gefangenschaft und rettete sich nach Steiermark. Dort wurde er von dem damaligen Kaiser beschützt, beschenkt mit dem Wappen und von da an Gurlit genannt. Er verheiratete sich und hatte drei Söhne, die dann in die Provinz Schlesien und nach Brandenburg zogen."

Als ich einige Zweifel an diesen Angaben äußerte, schrieb sie mir (31. I. 1910): „Daß unser Vorfahr Hans Tobias Gorel hieß, dürfen Sie mir schon glauben, überhaupt alles, was ich über das Wappenbild geschrieben habe. Eine Schenkungsurkunde war es nicht, nur eine Erklärung des Wappens. Leider habe ich das Jahr nicht im Gedächtnis behalten. Ich schreib eben nur das, was ich genau weiß. Mein Großvater Johann Friedrich G. (1802—1874) hat öfters erzählt, daß sein Großvater aus der Steiermark ausgewandert sei und sich in Prosgewen bei Stroppen in Schlesien niedergelassen habe."

Diese Angaben bestätigten mir Geschwister der Frau Maria Bell, und es dürfte damit auch seine volle Richtigkeit haben, denn dergleichen läßt sich nicht erfinden. Im k. k. Wappenarchiv in Wien weiß man nichts von diesem Gurlitt-Wappen, weil dort nur die Adelswappen gebucht sind. Man wies mich deshalb an die Statthalterei in Graz. Und die Antwort? „Daß sich weder in der Urkundensammlung, noch in den Adelsakten des Statthaltereiarchivs eine Notiz über die Wappenverleihung an die Familie Gorel-Gurlitt vorfindet, und daß auch in den zahlreichen Repertorien und in den Adelsakten des steiermärkischen Landesarchivs nicht die geringste Spur des Vorkommens der genannten Familie auf steierischem Boden enthalten ist." Wir haben uns also damit zu bescheiden: „Herkunft dunkel!"

Gorel heißt „Bergmann", ein Name, der im slavischen Sprachgebiet oft genug vorkommen mag.

Was den Hans Tobias Gorel veranlaßt haben mag, seinen Namen in Gurlitt umzuwandeln, darüber sind mir nur Vermutungen möglich. Sollte er in der türkischen Gefangenschaft so umgetauft worden sein und wir mit ihm das Andenken an dieses Erlebnis mit durchs Leben schleppen? Kenner der türkischen Sprache lehnen diese Vermutung ab, da eine Namensendung auf -it nur im Mongolischen vorkomme, auch viel in finnischen Idiomen, der ost- und westtürkischen Sprache aber fremd geblieben sei, 2—3 Worte ausgenommen. It als Endung sei jedoch

im Albanesischen häufig.*) Gorel bedeute aber auf russisch und südslavisch soviel wie „gebrannt, verbrannt", auch „es brannte, er hatte heftiges Verlangen, er war begeistert". Wären wir Gurlitt also vielleicht dem Namen nach — ‚Begeisterte'? Hitzköpfe genug hats bei uns gegeben und auch im guten Sinne Begeisterte. Ich kann das Rätsel des Namens nicht lösen!

Für uns genügt hier die Feststellung, daß wir slavischer Herkunft sind und daß mithin mein Vater (seine Mutter war eine Niedersächsin, aus dem urdeutschen Buxtehude gebürtig) seine glückliche Natur einer Mischung von slavischem und germanischem Blute verdankte, einer Mischung, die sich auch für die Bevölkerung der Stadt Berlin als kraftspendend erwiesen hat.

Alle Gurlitts, die ich bisher nachweisen kann, sind Protestanten. Es liegt also die Vermutung nahe, daß die Söhne des Tobias Gurlit aus konfessionellen Gründen unter dem Drucke der katholischen Gegenreformation nach dem mehr protestantischen Schlesien auswanderten. Das muß vor 1700 geschehen sein. Denn von da ab findet sich der Name Gurlitt in den Sterbe- und Geburtsurkunden schlesischer Ortschaften, vorher aber niemals.

Die Gurlitt, die als Ackerbauer in Schlesien blieben, hatten ein hartes Brot erwählt; denn sie saßen nun gerade auf dem Boden, der durch die schlesischen Kriege am häufigsten zu leiden hatte. Sie kamen auch auf keinen grünen Zweig. Unter dem Nachlaß des bekannten Hamburger Gymnasialdirektors Dr. Johannes G. fand ich in der Städtischen Bibliothek in Hamburg einen Brief aus dem Jahre 1811, der die Not dieser im Bauernstand zurückgebliebenen Gurlitt, zumal eines Tagelöhners Ernst G. in grelles Licht stellt.

Nähere Vorfahren

Die Gurlitt, die nach Westen und in größere Städte zogen und ein Handwerk ergriffen, kamen bald vorwärts. Ein Sohn jenes Tobias mit Namen Christian, verehelicht mit Maria

*) Die Literatur hierüber gibt Dr. Karl Süssheim in der Enzyklopädie des Islam, Leiden, Brill, seit 1908.

Kröncke, Tochter des Johann Kröncke, Schneidermeister in Leipzig und dessen Ehefrau Anna, geb. Gircken, war Voigt unter den Hochgräflich Kosbothschen Erben zu Bingen und Schocken. Er lebte auch einmal in Conradswaldau in Schlesien, wo ihm am 30. Nov. 1716 ein Sohn Christian geboren wurde. Welches der mehrfachen Conradswaldau in Betracht kommt, konnte ich nicht ermitteln. Dieser Christian war, vermutlich unter den Wirren des schlesischen Krieges, nach Leipzig gezogen, jedenfalls zu seinem Großvater, dem

Lithographie von G. Hardoff jun. nach einer Skizze von G. Hardoff sen.

Schneidermeister, da er dasselbe Gewerbe erlernt hatte oder erlernen wollte. Er machte den Schritt, der unseren Vorfahren aus Bergmännern (?) und Ackerbauern zum städtischen Handwerke führte und schlug somit die Brücke zur künftigen künstlerischen Betätigung. Er erwarb sich in Leipzig das Bürgerrecht und lebte dort als Schneidermeister bis zu seinem Tode. Er war nicht, wie der arme Ernst G. (1811) annahm, Vater des

Direktors Johannes, sondern dessen Onkel. Gleichzeitig mit ihm wohnte aber ein zweiter Schneidermeister Gurlitt in Leipzig, nämlich sein Bruder Johann Georg Gurlitt, der mit seiner Gattin, geb. Johanna Cristina Carnol von Halle im Jahre 1754 dorthin übersiedelte. In Halle war ihnen kurz vorher ein zweiter Knabe geboren und am 13. März 1754 in der Kirche U. L. Frauen auf den Namen Johannes Gottfried getauft worden. Das war der später so bekannte Philologe und Schulmann Gurlitt, seit 1778 in Kloster-Bergen Lehrer, seit 1797 Leiter dieser Schule, seit 1802 bis zu seinem Tode, 14. Juni 1827, Direktor der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg. Er verdankte seine Schulbildung der Thomasschule in Leipzig, in die er Ostern 1742 eintrat. Sie stand damals unter Leitung des Joh. Friedr. Leißner. In den unteren Klassen, die der eifrige und gut befähigte Knabe schnell erledigte, hat auf ihn besonders der Oratus Christian August Kriegel gewirkt, in den oberen Klassen seit 1707 der bedeutende Rektor Johann Friedrich Fischer*). Ostern 1773 verließ Johannes die Schule mit dem Entschlusse, sich nach Fischers Vorbilde dem Schulfache zu widmen. Er blieb in Leipzig und studierte unter Fischer, Ernesti, Crusius, Morus, Hebenstreit, Zollikofer, Platner.

Alles Nähere findet man in seiner Biographie, die sein Amtsnachfolger Dr. Richard Hoche in dem Schulprogramm der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg im Jahre 1878 veröffentlicht hat. Er starb am 17. Juni 1827 und wurde am 19. feierlich bestattet. Der Hamburger Maler Gerdt Hardorff malte sein Porträt, das als sprechend ähnlich anerkannt, und am 29. November im Lehrzimmer der Prima aufgestellt wurde, wobei Prof. Cornelius Müller eine vortreffliche Gedächtnisrede hielt, die dann gedruckt wurde. Der Italiener B. Giorni in Hamburg schuf eine sehr gelungene Gipsbüste von ihm. Der Bibliograph Dr. F. L.

*) C. V. Kindervater, „J. F. Fischer als Schulmann", Lpz. 1801. Stallbaum, „Die Thomasschule zu Leipzig" 1839. S. 30ff.

Hoffmann schrieb einen Katalog seiner reichen Bibliothek, die vorwiegend Werke der Philologie und Theologie enthielt. Dieser Katalog erschien auch im Druck (Hamburg 1828) mit einer lateinischen Vorrede von Prof. Cornelius Müller. Die Auktion fand statt in den Tagen vom 18. August an. Ein Verzeichnis seiner zahlreichen Schriften gibt das „Lexikon der hamburgischen Schriftsteller". Zu seinem Andenken wurde eine Straße in Hamburg St. Georg, die zur schönen Alster hinführt, Gurlitt-Straße genannt. Sein hundertjähriger Geburtstag wurde am 13. März 1859 in Hamburg im Hotel de l'Europe gefeiert. Dazu war auch unser Großvater aus Altona geladen, schickte aber, weil er alt und krank war, seinen Sohn Cornelius zu seiner Vertretung. Dieser erinnerte sich in späteren Jahren gern des Festes, zu dem eine große Anzahl von Gelehrten aller Orten versammelt war.

Johannes Gurlitt war ein stiller, feiner, großzügiger Gelehrter und Geistlicher, der einen ganz erstaunlich starken und weithinreichenden Einfluß ausübte. Jahrzehnte lang wurde kaum ein Direktor an norddeutschen und auch nordischen Gymnasien angestellt, den er nicht vorher dazu empfohlen hatte: Als mein Vater, jung an Jahren, in Dänemark, Norwegen und Schweden reiste, schuf ihm der Name seines Großonkels bei Pastoren und Gelehrten stets freundliche Aufnahme. Johannes Gurlitt blieb unverheiratet und verwandte Zeit, Kraft und auch Geld allein auf seine Schule und seine Schüler, deren einige von ihm auch auf der Universität noch unterstützt wurden. Er war ein aufgeklärter Mann, wirkte in Schrift und Rede für die Emanzipation der Juden und führte zum Beispiel auch den jüdischen armen Sohn eines Kohlenhändlers, der sich später Neander nannte und ein großes Kirchenlicht wurde, fast bis zur Höhe seines Gelehrtenrufes empor.

Doch zurück zu unserem Schneidermeister Christian! Diesem wurden zwei Söhne geboren: Christian Carl (9. Aug. 1748) und Gottlob Wilhelm (8. Aug. 1751). Dieser zweite ist meines Vaters Großvater. Beide Söhne zogen in jungen Jahren nach Hamburg. Sie hatten das Gewerbe ihres Vaters verlassen.

Carl war Tapezier geworden, verließ aber auch diesen Beruf, um sich als Konstabler, dann als Marqueur auf dem Ebenbachschen Kaffeehaus Burstah in Hamburg sein Brot zu verdienen. Er starb 1812 (dem Geburtsjahr meines Vaters) zu Schwarzenbeck bei Hamburg.

Wilhelm wurde Golddrahtzieher, offenbar in der Meinung, daß er sein Glück machen müßte, wenn er den Golddraht, den die Schneider damals in Massen zu Stickereien an Westen, Röcken und zur Überspannung von Knöpfen brauchten, selbst fabrizierte, anstatt ihn von anderen um teures Geld zu kaufen. Indem er zum Kunsthandwerk überging, bereitete er den Schritt zur Kunst vor, den seine Nachkommen machen sollten. Über das Wesen dieser Männer wissen wir wenig. Aber das Wenige soll der Nachwelt nicht vorenthalten werden. Wir brauchen es auch zum Verständnis der Wesensart unseres Vaters, der sich in jeder Hinsicht als der reiche Erbe väterlicher Tüchtigkeit erwies.

Von unserem Schneidermeister Christian Gurlitt besitzen wir ein einziges Schriftstück, einen Brief, den er im 57. Lebensjahre, im Jahre 1773 an seine beiden Söhne nach Hamburg schickte. Wilhelm hatte in eine Familie Stumfelten in Hamburg hineingeheiratet, in der das Golddrahtziehergewerbe schon seit Generationen bestand. Seine Frau hieß Catharina Esther und war am 24. Juli 1752 zu Hamburg geboren. Die Hochzeit hatte am 18. Juli 1773 stattgefunden. Seines Vaters Gratulationsbrief kommt um ein halbes Jahr zu spät. Man sieht, er war kein Mann der Feder, wie seine fernen Enkel — er war ein Mann der Nadel, aber — man urteile selbst — ein liebenswürdiger Herr.

Der Brief — das älteste schriftliche Dokument der Familie Gurlitt — ist mit fester Hand und mit künstlerisch geschmückter Schrift geschrieben. Der Inhalt spricht von einer behaglichen, freundlichen Gesinnung. Er rät zu Friede und Nachsicht und stellt sein und der Seinen Leben gläubig unter Gottes Schutz. Das erste Wort, das somit schriftlich aus unserem Geschlecht vorliegt, heißt: „Gott zum Gruß!“ Unser lieber Leipziger Schneidermeister

würde Augen gemacht haben, wenn man ihm gesagt hätte, sein Brief würde fast 140 Jahre später von seinem Ururenkel gedruckt in die Öffentlichkeit gebracht werden. Denn was steht denn viel darin? Gewiß nicht viel. Aber wer historischen Sinn hat, den fesselt doch jede Einzelheit in Gedanken, Stil und Gesinnung, Schrift und Rechtschreibung — vielmehr Falschschreibung.

Der Text des Briefes, der sich an den Sohn und die Schwiegertochter wendet, heißt:

Gott zum Gruß!

Am Rande: „Mein Sohn sey so gut und gieb Carln den brieff, und zank euch nicht."

„Hertzvielgelibten Kinder! wir grüßen Sie, nebst lieben Herrn Vater*), und Frau Mutter unbekönter Weise, zu vielen Tausendt mahlen, und wünschen von Herzen, daß diese Zeylen, Sie in allem Wohlseyn mögen antreffen, was uns anbelangt, sind wir Gott sey Danck daß gantze Jahr gesund gewesen, Gott helfe ferner, beyden Theylen." — — Der Brief schließt:

„Leben Sie alle Wohl: Euer Treuer

Vater. Christian Gurlitt.

Leipzig, den 28. Dec. 1773."

Vaters Großvater

Ich erzählte, daß Gottlieb Wilhelm Gurlitt als junger Golddrahtzieher nach Hamburg gezogen war und sich dort verheiratet hatte. Wir wissen auch nur wenig von ihm. Er starb in so jungen Jahren, daß ihn sein Enkel, nämlich mein Vater, nicht mehr erlebte.

Er hat uns als einziges Erbe einen kurzen Brief hinterlassen, durch den uns unser Zusammenhang mit den in Schlesien angesessenen Gurlitt verbürgt wird. Dieser an ihn gerichtete Brief ist von der Hand des ältesten Sohnes des zweiten Schneidermeisters Gurlitt in Leipzig geschrieben, also von dem älteren Bruder des bekannten

*) Gemeint ist der Vater der Frau, Golddrahtziehermeister Sturmfelten in Hamburg.

Gymnasialdirektors Gurlitt in Hamburg. Darin heißt es: „Meines Vaters Bruder in Schlesien ist längst tot. Der älteste (Sohn) ist in der Ober-Lausitz als halber Kammerdiener bei einem Edelherrn. Ein großer dicker Reuter. Die andern Brüder sind alle noch in Schlesien."

Es hat sich außerdem von der Hand Gottlieb Wilhelms, meines Urgroßvaters, noch ein Blättchen aus einer Familienchronik erhalten. Da ist mit sorgfältiger, schöner Handschrift in ziemlich fehlerfreier Schreibung seine Vermählung, Geburt und Tod mehrerer Kinder verzeichnet. Er war, wie schon gesagt, vermählt mit Katharina Esther Stumfelten (1752). Sein erstes Kind wurde Johann August Wilhelm getauft. Die drei folgenden Mädchen starben jung, drei überlebten ihn. Der älteste, einzige Knabe wurde später meines Vaters Vater, von dem jetzt die Rede sein soll.

Vaters Vater

Ich habe hier von einem in jeder Hinsicht sehr beachtenswerten Menschen zu sprechen. Mein Großvater war ein körperlich, geistig und sittlich hochstehender Mann. Ich habe seine Söhne und Töchter — lauter Menschen von achtbarer Geisteskultur — von ihrem Vater nie anders als im Hymnentone sprechen hören. Er ist einer von denen, die der Welt nichts hinterlassen haben, nichts, außer einem Geschlecht von körperlicher Rüstigkeit und geistiger Regsamkeit. Aber ist das vielleicht wenig?

Ich darf behaupten, daß der Aufschwung der Gurlittschen Familie vor allem diesem Manne verdankt wird und seiner in jeder Hinsicht ihm ebenbürtigen Gattin, von der noch später die Rede sein wird.

Als mein Großvater geboren wurde, war sein Vater 23 und seine Mutter 22 Jahre alt. Er war der Erstling aus junger Ehe. Das war ein Segen für das Kind. Es bekam damit die beste Kraft zweier junger gesunder Menschen mit ins Leben. Moderne Biologen wissen, was das bedeutet. Die Keimzelle, das ist alles!

Sein Vater führte sein eigenes Geschäft als Golddrahtzieher und nahm auch seinen einzigen Sohn bei dessen zwölften Lebensjahre selbst in die Lehre. Für die Schulbildung des Knaben blieb also wenig Zeit. Der Unterricht der damaligen Altonaer Volksschule stellte noch keine großen Ansprüche an Lehrer und Schüler; aber Großvaters Handschrift war schön, flott und fließend. Die Rechtschreibung verbesserte sich von Jahr zu Jahr im Umgange mit der Kaufmannschaft und mit seinen in besserer Schulbildung heranwachsenden Kindern. Ihm selbst hatte der Schreiblehrer beigebracht, daß alle großen und ehrwürdigen Dinge mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben seien; Gott, Heiland, Eltern, dagegen schreibe man kleine Dinge wie kind, zwerg, maus mit kleinen Anfangsbuchstaben.

Im Jahre 1792 erschienen sein Vater und Meister Johann Christoph K l e t z e r , als die alleinigen in Altona ansässigen Gold- und Silber-Drahtzieher-Meister auf dem Oberpräsidium der Stadt und zeigten an, daß der Knabe sechs volle Jahre als Bursche bei seinem Vater gelernt, sich dabei „ehrbar, treu und fleißig verhalten, auch die Kunst des Gold- und Silber-Drahtziehens wohl und tüchtig erlernt habe und nunmehr frey und losgesprochen und zum Gesellen erklärt werden sollte". Diese Urkunde ist unterschrieben: „Ihrer Königlichen Majestät zu Dänemark, Norwegen etc. verordneter Geheimer Rath und Oberpräsident der Stadt Altona, Probst des Hamburger Dohmkapittels Stemann."

Joh. Aug. Wilhelm blieb trotzdem noch mehrere Jahre in der Werkstätte seines Vaters, der ihn dann mit einem empfehlenden Zeugnis, weil er „sein Glücke weiter versuchen wollte", entließ.

„Zum Zeugnis seines wohlverhaltens, Ersuche desfals alle Eherliebende Meister und Gesellen unserer löblichen Kunst obbenannten Gesellen in seinem Besten zu befördern, solches wir hisigen Orts an einen jeden zu verschulden hinwiederum beflissen sein wollen. Altona den 23 ten Märtz 1793

Gottlieb Wilhelm Gurlitt.
Gold und Silber drahtzieher Meister"

Von der Werkstätte seines Vaters zog der junge Mann nicht etwa hinaus in die weite Welt, sondern nebenan in die Werkstatt des Meisters K l e t z e r , der ihm ein Jahr darauf ebenfalls ein gutes, noch erhaltenes Zeugnis ausstellte.

Der junge Joh. Aug. Wilhelm hatte ein scharfes Auge und geschickte Hände. Er verstand sein Gewerbe so gut, daß er einen Dukaten zu einem Golddraht von unglaublicher Länge ziehen konnte; er machte ein goldenes Kettchen von solcher Feinheit der Glieder, daß diese nur mit einem Vergrößerungsglas erkannt werden konnten. An einem solchen Kettchen hatte er jahrelang, so erzählte uns Kindern unser Vater zu unserem Ergötzen, einen Floh gefesselt, den er in einem Wattekästchen trug und alle Abende von dem Blute seines Armes nährte.

Es war gut, daß der Vater seinen Wilhelm so früh erwerbsfähig gemacht hatte; denn kaum hatte der junge Mann ausgelernt, da legte sich sein Vater, erst 42 Jahre alt, zur ewigen Ruhe nieder (17. November 1793) und seine Frau folgte ihm schon ein Jahr darauf.

Sie hinterließen außer diesem Sohne Wilhelm noch drei Töchter, die bei Tante Kletzer, einer geborenen Stumfelten, Aufnahme fanden. Die Eltern waren mittellos gestorben. Außer seiner rüstigen Gesundheit, guten Geistesgaben und einer tüchtigen handwerklichen Ausbildung bekam der Sohn offenbar keine weitere Mitgift. Mit 20 Jahren zwang ihn die Not, das Geschäft des Vaters selbständig als Meister fortzuführen, sich selbst zu ernähren und seinen drei Schwestern beizustehen.

Er wußte sich zu behaupten und bei seinen Standesgenossen in Ansehen zu setzen. Wir finden ihn bald als Obmann seiner Hamburg-Altonaer Zunftgenossen. Die Zunft der Golddrahtzieher hielt auf Zucht und Ordnung. Mir liegen aus dem Nachlasse meiner, diesem Kunsthandwerk dienenden Vorfahren zwei sogenannte „Artikel" vor, deren Wortlaut in vieler Hinsicht Beachtung verdiente. Am Schluß heißt es darin:

„Es verpflichtet sich jeder zur Einhaltung der normierten Arbeits-

löhne feierlich mit Unterschrift, wenn einer wider alles Vermuthen auf eine vorsetzliche und boshafte Weise einen oder den anderen dieser Puncte zu übertreten sich erfrechen sollte, deshalb sich selbst, kraft seiner eigenen, ungezwungenen und wohlbedächtigen Namens Unterschrift, vor Gott, seinem eigenen Gewissen, und der ganzen honetten Welt, für einen meyneidigen Mammelucken, infamen Professions-Verderber, Verräther und Brod-Dieb seines Mit-Meisters erkläret. Er soll also nicht allein hier von allen und jeden Professions-Verwandten davor erkannt und gehalten werden, wofür er sich selbst erkannt hat; sondern es soll auch sein Name und seine schändliche That auf auswärtigen Fabriquen kund gemacht werden, damit er auch daselbst als ein Fluch und Scheusal geachtet werden möge; die dann seine Kinder noch ihres gottlosen Vaters böses Beginnen werden entgelten müssen. Wornach sich ein jeder zu richten, und vor Schaden zu hüten hat."

Diese strenge Fassung vom Jahre 1764 milderte unter Großvaters Vorsitz die Zunft des Jahres 1819 im Tone wesentlich ab, indem sie die meyneidigen Mammelucken, Verräter, den Fluch auf den gottlosen Vater und den Hinweis auf die Schädigung der Kinder strich.

Großvater verheiratete sich schon im 21. Lebensjahre, am 25. Juli 1795, und zwar mit der Jungfrau Margaretha Ehrhorn. Sie stammte aus Buxtehude und war um ein Jahr älter als er. Aus dieser Ehe erwuchsen fünf Kinder, von denen nur drei ein höheres Alter erreichten, Henriette, Wilhelm und Eduard. Diese erste Frau starb ihm nach 14 Jahren am 2. Januar 1809.

In den Kreisen des schwer arbeitenden Volkes darf man der Trauer zu lange nicht nachhängen. Wo das Schicksal Bresche legt, muß bald Ersatz kommen, sonst geht das Leben nicht weiter. Ein Witwer zumal, der Kinder hat, muß heiraten, sobald es Kirche und Anstand erlauben. So dachte auch Großvater und hielt wieder Umschau unter den Schönen seines Kreises. Das Glück war ihm günstig. An einem schönen Herbsttage, etwa 9 Monate nach dem Tode seiner ersten Frau, fuhr er wieder einmal nach Buxtehude,

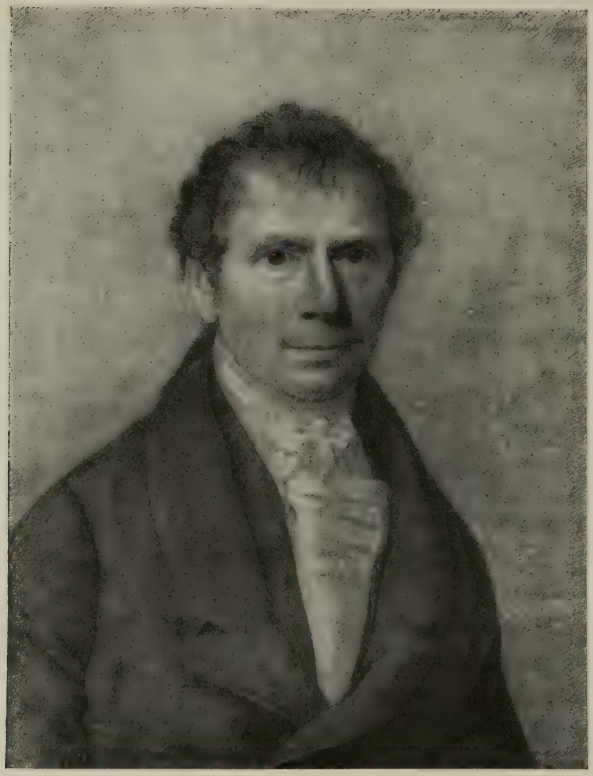
vermutlich zum Besuch seiner Schwiegereltern oder Schwäger- Auf der Rückfahrt lernte er auf dem Ewer einen Gewürzkrämer aus Altona, Hans Heinrich Bluhm, kennen und dessen Frau. In deren Gesellschaft war Helene Eberstein, ein blühendes, blondes Mädchen, die Schwester der Frau Bluhm. Ihr Vater August Friedrich Eberstein (1734 in Kremsmühlen in Mecklenburg geboren) war schon tot (gestorben den 8. Januar 1803). Er war Schmied in Buxtehude gewesen. Seine Frau, eine geborene Schultz, aus Stade gebürtig, und auch Tochter eines Huf- und Waffenschmiedes, führte nach des Mannes Tode das Geschäft weiter. Zu seiner Schmiede war er auf eine Art gekommen, die sich wohl häufig im Leben der Handwerker wiederholt. Er hatte bei dem Meister wacker gearbeitet. Als er weiterziehen wollte und seinen noch ausstehenden Lohn forderte, da fragte ihn der Meister, ob er nicht lieber bleiben und seine Tochter zur Frau nehmen wolle. Und so geschah es denn auch. Nach des Vaters Tode führte sein Sohn Ludwig den Hammer in der Schmiede. Das ist der in unserer Familie so berühmte Onkel Eberstein. Nach Schilderung unseres Vaters und seiner Geschwister ein wahrer Heros. Eine derbe, gesunde Vollnatur von unverwüstlichem Humor und großer Herzensgüte; ein tüchtiger Waffenschmied, von Napoleons Schergen wegen unbefugten Waffenschmiedens und franzosenfeindlicher Dichtungen verfolgt und flüchtig, wohl ständiger Schützenkönig in Buxtehude und bekannteste Figur in weitem Umkreise, bewährt in Rat und Tat, der Liebling aller Anverwandten, der Abgott seiner Neffen, mit denen er allerlei Scherz trieb. Ich glaube, Fritz Reuter würde, wenn er ihn kennen gelernt hätte, ihm zu einer Unsterblichkeit verholfen haben. Ein Erbteil seines frischen Humors lebt in unserer Familie heute noch fort. Es gibt auch einen etwas derben Scherz, der an die Schmiede von Buxtehude geknüpft war. Jetzt soll er aus Wohlanständigkeit beseitigt worden sein. Ich vermute, daß Onkel Ludwig der Bösewicht gewesen ist, der ihn aufgebracht hat: es sieht ihm jedenfalls ähnlich. Seine Schwester Helene war damals bei ihrer Mutter und Bruder in Buxtehude zu Besuch ge-

wesen und kehrte nach Hamburg in ihren Dienst zurück, denn sie war Stubenmädchen bei einer angesehenen Kaufmannsfamilie namens Rense.

Buxtehude ist den wenigsten Deutschen und noch weniger Österreichern bekannt. Dort wirkt die Nennung des Namens stets erheiternd. „Gibts denn das wirklich?" fragen die Leute. Sie meinen, es wäre nur ein scherzhaftes Phantasiegebilde, kennen den Namen nur aus dem Märchen vom Wettlaufe des Hasens mit dem Swienegel. Aber sie sollten einmal das nette alte Städtchen besuchen, wo die Wiege unserer wackeren Großmutter stand, wo auch die Schmiede noch steht, in der sie geboren wurde*). Buxtehude! Von Altona aus mit bloßem Auge an dem andern flachen Elbufer sichtbar, in alten Zeiten mit hochmalerischen Stadtmauern und Stadttoren geschmückt, das Entzücken der Hamburger Künstlerschaft. Es liegt auf der Grenze von dem fetten Anschwemmungsland, da, „wo der Marschen Rind sich streckt", und der dürren, aber so malerischen Heide, mit ihren breiten violetten Teppichen an buttergelben Sandpfaden. Buxtehude ein reizendes, niederdeutsches Städtchen mit vielen malerischen Ecken und Winkeln, mit bescheidenem Hafen- und Flußbetrieb, dem es seinen Namen dankt. Denn „Hude" ist soviel wie Unterkunft, Hafen, Hut, „Buxte" aber dürfte aus Buchstätte entstanden sein.

Ich male mir gern die Wasserfahrt aus, die für uns alle, die wir den Namen Gurlitt tragen, so bedeutungsvoll wurde: An einem duftigen Herbsttage, der breite Ewer schwerfällig durch die schwarzen moorigen Gewässer des schilfumstandenen Baches gleitend; ringsum weites freies Feld! Dann die Einfahrt in das breite silberne Flußbett der Elbe. Und auf dem Deck unter den Passagieren, Marktweibern und Händlern, die Gemüse, Obst, Fische oder dergleichen in Kiepen und Butten nach Hamburg-Altona führen, Leuten von wunderlicher alter Bauerntracht, zwei junge, rüstige, ehrliche, gutherzige Menschen, die gleich beim ersten Anblick Gefallen an-

*) „Stand" muss ich leider sagen: Während ich die Korrektur las, brannte die alte Schmiede mit vielen anderen Häusern ab.



Louis Gurlitts Vater
Zeichnung von Günther Gensler 1824, Bleistift, h. 37 cm, br. 28 cm. Bes. Architekt Hintzpeter, Altona.

einander finden. Die Liebesblicke, die damals getauscht wurden, entzündeten ein blühendes, weit in die Zukunft reichendes Leben. Wilhelm G., damals 35 Jahre alt, nach der Beschreibung seiner Söhne — ich habe ihn nie gesehen, denn er starb im Jahre meiner Geburt — und mit Bestätigung der von ihm erhaltenen Bildnisse ein ansehnlicher Mann, schlank, sehr beweglich, sorgsam gekleidet, von lebhaftem Geist, sonnigem Wesen und gewinnenden Manieren. Ein weiches Herz sprach aus seinen lebhaften Augen. Aber neben dem Ausdruck der Güte lag in seinen Mienen auch der Stempel von Kraft, Verstand und Willen. Er war ein leidenschaftlicher und froher Sänger, jederzeit zu Scherz aufgelegt, aber leicht auch wieder zu Ernst und Schwermut umschlagend. Mit einem Worte: eine echte Künstlernatur.

Zu Hause warteten drei Kinder, die eine neue Mutter brauchten.

Es war also eine ernste Frage für ihn, ob die „Lene“ Eberstein wohl auch seines letzten Vertrauens wert sei. Durch freundliches Wesen gelang es ihm, eine Einladung zu Herrn Bluhm zu erhalten, wo er Lene bald wieder traf und sich mit ihr verlobte.

Louis Gurlitts Mutter

Zeichnung von Jakob Gensler 1824, Bleistift, h. 37 cm, br. 28 cm. Bes. Architekt Hintzpeter, Altona.

Sie war ein blühendes, heiteres Mädchen mit gesunden Sinnen, voller Kraft und Lebensfreude, ein echt niedersächsischer Typus. Ihre Vorfahren väterlicher- und auch mütterlicherseits waren Schmiede. Kein Wunder, daß sie einen tüchtigen Körper und gesunde Nerven mit ins Leben bekommen hatte. Sie war bedeutend kleiner als ihr Verlobter, aber noch immer eine eindrucksvolle Erscheinung. In ihrem Wesen herrschte ein Zug von mütterlicher Herzlichkeit vor. Ihr weiches Gemüt war leicht zu Tränen zu rühren. Im eigenen Leiden standhaft und tapfer, war sie ihrer Familie mit ganzer Seele ergeben, diese wieder hing mit unbe-

grenzter Liebe und Verehrung an ihr. In seinen Aufzeichnungen rühmt ihr Sohn Cornelius ihr einen wahrhaften Adel der Gesinnung nach, der bewirkt habe, daß man niemals ein hartes oder gar häßliches, rohes Wort aus ihrem Munde gehört habe. Auch in Not und Sorge bewahrte sie sich ihre Seelengröße und Gemütsheiterkeit, und wenn ich jetzt die zahlreichen Briefe durchmustere, zu denen die viel geplagte Mutter und Stiefmutter von zusammen 10 Kindern — sie nahm auch noch fremde auf — immer noch Zeit fand, so überkommt mich ehrfurchtsvolles Staunen. Ich finde auch bestätigt, was uns die Familien-Überlieferung berichtet hat: Es spricht aus diesen Briefen eine edle Seele, eine ganz starke Persönlichkeit. Dabei fehlt jeder Zug von Wichtigtuerei und Pose. Sie schämt sich ihrer fehlerhaften Schrift und bittet, ihre Briefe niemandem zu zeigen; sie tritt bescheiden zurück, um ganz im stillen häuslichen Glück an Mann und Kindern aufzugehen. Einige Kinder starben, andere gerieten nicht sonderlich. Dies kommt alles in den Briefen zur Sprache, aber immer steht die tapfere Frau über ihrem Schicksal und immer ist sie nur für andere besorgt, nie für sich Teilnahme und Hilfe beanspruchend, und bald ringt sich auch immer wieder ihr Frohsinn durch, und wir hören ihr herzhaftes Lachen. Ich sage vielleicht nicht zu viel, wenn ich sie mit Frau Rat Goethe vergleiche: Sie stand freilich in niederen Lebenssphären, hielt aber mit um so größerer Kraft alles Gemeine von sich fern und rettete sich aus allen Kämpfen ihre schlichte Lebensweisheit und sonnige Lebensfreude. Es ist kein Zufall, daß sie drei Söhne groß brachte, die sich, wie man zu sagen pflegt, „sehen lassen konnten". Ich habe die Bildnisse beider Großeltern nach der Zeichnung der Brüder Gensler schon in der Zeitschrift „Kunst und Künstler" 1910 (Dez.-Heft) veröffentlicht und wiederhole sie hier. (S. 18, 19.)

Es waren einmal die rechten Menschen zusammengekommen. Sie heirateten am 21. Januar 1810. Lenes Mutter hatte aus ihrer Schmiede zwar ein gutes Auskommen, konnte aber doch nicht mehr als die übliche Aussteuer geben. Lene hatte sich aber selbst während ihrer Dienstzeit ein Vermögen von — man höre und staune —

600 Mark zusammengespart und dieses Kapital ihrem Schwager Siegel in Verwahrung gegeben. Sie war nämlich sehr geschickt in Handarbeiten und im Schneidern. Ihre vielseitige Brauchbarkeit und mehr noch ihr bescheidenes, ehrbares Wesen hatte ihr eine bevorzugte Stellung im Hause ihrer Herrschaft verschafft: Sie wurde mit zur Familie gerechnet, durfte stets im Zimmer der Herrschaft weilen und ist in späteren Jahren auch von ihr in der Equipage zu Vergnügungsfahrten abgeholt worden.

Der Zuschuß von 600 Mark bedeutete nicht wenig für die junge Ehe. Wer aber ermißt den Jammer der jungen Braut, als Schwager Siegel erklärte, daß das Geld verloren sei! Mein Vater erzählte uns oft mit Ergriffenheit, daß seine Mutter Jahre lang und unter Tränen daran gearbeitet hätte, oft mit Drangabe der Nachtstunden, ihrem Manne durch Handarbeit diese Mitgift wieder einzubringen.

Unter dem Unglück, das damals über ganz Europa hereinbrach, hatte natürlich auch das junge Paar schwer zu leiden. Die rüstigen, fleißigen und fähigen Menschen gerieten in unverschuldete Not und mußten jahrelang ein Leben in drückender Armut führen.

Das Golddrahtziehergeschäft an sich ging in Kriegswirren und unter dem Einfluß der Mode zurück, um bald ganz zu erliegen. Um sein Geschäft weiterführen zu können, dazu mangelte es unserem Großvater bald an dem nötigen Betriebskapital. Er entschloß sich deshalb, für ein Hamburger Geschäft des Goldplätters und Goldarbeiters G e n s l e r zu arbeiten. Das war der Vater der drei bekannten Maler Günther, Jakob und Martin Gensler. Die Freundschaftsbeziehungen, die so zwischen den Familien Gurlitt und Gensler angeknüpft waren, kamen bald dem kleinen Sohne Louis zugute. So erwuchs aus der Not später doch noch ein großer Segen und stärkte in Großvater die fromme Zuversicht, daß Gott den Gerechten nicht lasse zu Schanden werden.

Aus dieser Ehe erwuchsen viele Kinder. Geburt und Tod wechseln zwei Jahrzehnte lang in der bescheidenen Wohnung der kleinen Mühlenstraße. Man begreift heute nicht, wie es möglich war, in dem an sich schon armen Altona, bei so drückenden Kriegs-

zeiten und so kümmerlichen Verdienst die stetig anwachsende Familie in Ehren aufzubringen. Das war nur möglich bei größter Einschränkung und Selbstlosigkeit der Eltern, aber auch da nur, weil sie beide unermüdlich fleißig und kerngesund waren. Großmutter bekam mehrfach Zwillinge, die sie wie alle ihre Kinder selbst nährte. Als sie einmal wieder zwei Kinder an der Brust hatte und eine schwächliche Nachbarin ihr von der Not ihres unterernährten bleichen Kindes klagte, nahm Großmutter auch dieses an die Brust: „Wo vor twee genug is, kann auch en dritter noch wat afkregen."

Das nenne ich mir eine rechte Stamm-Mutter!

Auch Großvater war gesund und rüstig. Er gehörte der Altonaer Bürgerwehr an und brachte es dabei bis zum Waffenmeister. Am 31. März 1830 wurde ihm nach 20jähriger und ununterbrochen geleisteter Dienstzeit der Abschied erteilt. Man liebt es, heute über die deutsche Bürgerwehr im Tone der „Fliegenden Blätter" zu scherzen, vergißt aber dabei, daß auch in ihr ein gut Teil deutscher Pflichttreue und Vaterlandsliebe zum Ausdruck kam. Aus der schleswig-holsteinischen Bürgerwehr rekrutierten sich später vielfach die Freischärler, die jahrelang mit den Dänen in zähem Kampf für deutsches Wesen lagen. Unser Golddrahtziehermeister stellte dazu auch zwei Söhne.

Großvater hat mit seinen zwei Frauen zusammen 18 Kinder gehabt. Dreimal von der zweiten Frau Zwillinge. Von diesen 18 Kindern lebten, als mein Vater das Elternhaus verließ, noch 10.

In Großvaters erster Ehe war nur plattdeutsch gesprochen worden. Es war der Einfluß seiner zweiten Frau, die es in einem vornehmen Hause so gelernt hatte, daß man die Kinder mehr daran gewöhnte, hochdeutsch zu sprechen. Aber es wurde in der Sprache viel gemengt, ein sogenanntes Missing gesprochen. Es sprachen die Kinder unter sich nur plattdeutsch, mit den Eltern und den jüngeren Geschwistern aber hochdeutsch.

Wir besitzen von der Hand meines Vaters und von der Hand seines Bruders Cornelius die eindringlichsten Darstellungen ihres

Elternhauses und ihrer darin verlebten Kindheit. Ich muß es mir hier leider versagen, diese beiden Dokumente im vollen Umfange mitzuteilen. Der Raum gestattet es nicht. Sie geben uns Einblick in eine schlichte deutsche Bürgerfamilie aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts und nehmen sich aus wie ein Text zu Ludwig Richters Holzschnitten. Wir haben da den Vater, der in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause köstliche Rosen züchtet, Hühner hält, auf dem Dache Tauben einnistet, in der Herbstzeit sein Schwein schlachtet, zu Weihnachten den Kindern große biblische Darstellungen aufbaut — nach dem Urteil seiner Söhne wahre Kunstwerke — der abends mit ihnen Reisebeschreibungen liest oder sich im engeren Familienkreise unter Zuziehung von Freunden und Verwandten am Chorgesang deutscher Volkslieder begeistert, abends, und zwar a l l e Abende in die stille, oft eiskalte Kammer geht, um dort aus der — noch erhaltenen — Postille fromme Betrachtungen zu lesen.

Da es mit der Golddrahtzieherei durchaus nicht mehr gehen wollte, wurde es mit einer Art Drogerie versucht und die Essenzen, deren Geheimnis dem Großvater ein befreundeter Apotheker hinterließ, zumal Kron-Wunder-Essenz gegen Verdauungsstörungen, gehen noch heute unter seinem Namen in die Welt und genießen, zumal in Südamerika, berechtigtes Ansehen. Die länglich runden Fläschchen durften auch in unserer Kinderstube niemals ausgehen und haben uns oft gute Dienste getan. Auch mit Fischhandel, ja selbst mit Schreibunterricht versuchte es der Großvater, während auch seine Frau, unermüdlich fleißig im Hausstande, immer noch Zeit fand, ihre Kunst im Häkeln, Sticken und Schneidern als Lehrerin für den Erwerb nutzbar zu machen.

Ein Name des Schreckens war während der ganzen Kindheit meines Vaters der einer Frau Wilkens in Hamburg. Großvater konnte ihr eine Zahlung nicht leisten und Großmutter arbeitete den Posten durch Hemdennähen, ab. Frau Wilkens war auch gar so akkurat: es mußte alles „nach dem Faden" genäht sein! Das hat der armen Großmutter die Ruhe zahlloser Nächte gekostet.

Und als endlich mein Vater als kleiner Junge den letzten Posten von Hemden ablieferte, sah er, wie unter Tränen der Rührung die Mutter ihrem Manne die Tilgung seiner Schuld verkündete.

Es waren in jeder Hinsicht ehrenhafte Menschen, die nach dem Weisheitsspruche Goethes lebten:

„Tages Arbeit, abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste."

Großvater war durch und durch Künstler. Er hatte Söhne, von denen drei, jeder in seiner Kunst, Achtbares geleistet haben: Unsern Vater den Maler, C o r n e l i u s den Musiker und den dichterisch und vor allem rednerisch stark veranlagten E m a n u e l , späteren Bürgermeister von Husum. Alle drei behaupteten, daß ihr Vater in ihnen die Kunst geweckt habe. Mein Vater hat auf der Höhe seines Kunstlebens immer wieder bekannt, daß das Puppentheater, das sein Vater für die Kinder gebaut hatte, technisch — durch zahllose Winden waren mit einem Druck Kulissenverschiebungen und dergleichen zu bewerkstelligen — und vor allem künstlerisch ein Meisterwerk gewesen sei, die Kulissen und Hintergründe zum Freischütz nach Auffassung und Darstellung wahre Kunstwerke.

Cornelius bekannte mit gleichem Stolz, daß er seinem Vater Liebe und tieferen Sinn für Musik verdankte. Außerdem war auch er ein geborener Maler: keine Schiefertafel seiner Kinder, kein Zigarrenkistendeckel war vor ihm sicher. Er malte darauf Landschaften von feiner Stimmung und das mit der größten Leichtigkeit. Sein Formen- und Farbengedächtnis war so stark, daß er nach Besuch einer Gemäldesammlung zu Hause Bilder, die ihm gefallen hatten, aus dem Gedächtnis kopieren konnte. Er behauptete bis an sein Ende, daß er es als Maler weiter gebracht haben würde, denn als Komponist. Mein Vater war gleicher Meinung. Auf die Musik aber war er verfallen, weil ihm der Vater in der Kindheit aus dem Freischütz, aus der Zauberflöte und aus dem herrlichen Schatz von deutschen Volksliedern in unvergeßlicher Weise vorgesungen hatte.

Und Emanuel rühmte sich als Knabe, er „könne alles". Er war auch wirklich sehr vielseitig begabt und lobte seines Vaters

Beredsamkeit als vorbildlich, da er für jede Stimmung den richtigen Ausdruck gefunden habe. Und dieser künstlerisch so hoch befähigte Mann war zugleich ein tüchtiger Handwerker, ein peinlich gewissenhafter Geschäftsmann, Rechner und ein Erzieher von vorbildlicher Einsicht; denn er kannte die große Weisheit, daß erziehen so viel heißt wie vorleben. Er brauchte in seinem Hause gegen Alkoholismus nicht zu eifern, weil ihn niemals ein Mensch in einem Gasthaus zechen gesehen hat; er brauchte sich nicht über eine aushäusige Jugend zu entrüsten, weil er allabendlich die ganze Familie um den Familientisch vereinigte. Er brauchte seinen Kindern nicht Moralpauken zu halten, weil sein eigenes Leben für sie vorbildlich war. Die Gewissenhaftigkeit dieses Mannes zeichnet mit rührenden Worten sein Sohn Cornelius. „Als mein unvergeßlicher braver Vater sein Ende nahe fühlte (1855), rief er mich an sein Bett und sagt mir: ‚Ich möchte so gern mit dem Bewußtsein sterben, daß niemand an mir zu kurz gekommen ist. Wenn ich auch nicht weiß, daß irgendein Posten unbeglichen wäre, so ist es doch immerhin möglich. Ich bin ein alter Mann, dem das Gedächtnis oft versagt: Hole mir die Geschäftsbücher und sieh nach! Angeschrieben habe ich sicher alles.‘ Ich holte die Jahrbücher und las laut viele Jahrgänge durch. Es war eine leichte Mühe; auf der einen Seite stand alles zu lesen, was mein Vater bezogen hatte, gegenüber stand ‚bezahlt den soundso vielten‘. Alles war in Ordnung. Ein seliges Lächeln glitt über sein geliebtes Antlitz und unter heißen Tränen küßte ich den guten Mann. Tags darauf verschied er. Es mochten etwa drei Jahre verstrichen sein, als ich von einem Hamburger Advokaten einen Brief erhielt, er habe als Nachlaßverwalter des weiland Materialwarenhändler Wolf in Hamburg eine Forderung meines seligen Vaters vom Jahre 1836 gefunden. Wenn ich als Sohn auch nicht verpflichtet wäre, diese schon längst verjährte Forderung auszugleichen, so halte er es doch für angezeigt, zu fragen, ob ich, in guten Verhältnissen lebend, gesonnen sei, die Summe zu zahlen. Ich öffnete eine Kiste, in welche ich nach dem Tode meines Vaters seine Papiere gelegt hatte und fand bald, was ich

suchte. Pakete, wohl 50 an der Zahl, jedes mit einem Bindfaden sorgfältig umwickelt und mit einem angeklebten Zettel versehen: Quittungen des Jahres 1800 und so fort bis zum Todesjahre 1855. Ich nahm den Jahrgang 1836 und fand zu meiner Freude und zur Ehre meines Vaters die von Herrn Wolf eigenhändig quittierte Rechnung. Anstatt einer weiteren Antwort sandte ich diese dem Advokaten ein, der mir in einem späteren Schreiben seine Bewunderung für die Geschäftsordnung meines seligen Vaters aussprach."

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!" Diese Gewissenhaftigkeit erbte auch sein Sohn Louis, der sich rühmen konnte, nie Schulden gehabt zu haben und daß auch an ihm kein Mensch je zu kurz gekommen sei.

Geburtshaus unseres Vaters

Das Haus der Großeltern steht noch im äußeren wenigstens unverändert. Ich beschreibe es mit den Worten meines Onkels Cornelius. „Es war eigentlich ein Halbhaus, mit sehr beschränkten Räumlichkeiten. In der größeren Hälfte unter gleichem Dache befand sich die Schneiderherberge. Über dem Eingangstor stand auf einem Schilde: ‚Schneiderherberge und der Gesellen Verkehr'. Die ganze hintere Front des ganzen Hauses nahm ein Tanzsaal ein. Vaters Tropfenkammer lag über dem Tanzboden und man konnte durch die Ritzen des Fußbodens einen Teil des Tanzbodens überschauen und am Boden liegend den Gesang der Schneider anhören. Die Herbergsmutter war eine achtbare, robuste und dabei weichherzige Frau. Ein Schneidergesell klagte, daß er sterben müsse und nicht einmal ein Totenhemd habe. „Ach, starf Du man, min Jung! Ein Hemd sollst Du woll kregen!"

Das Haus war Eigentum der Schneiderinnung. An unserer Eingangstür stand mit Goldschrift auf rotem Grunde „J. A. W. Gurlitt". Trat man in das Haus ein, so kam man auf die Diele. Gleich rechts war die Tür zur Vorstube, ein Zimmerchen mit zwei Fenstern, stets äußerst sauber gehalten. Ein schönes großes Gemälde, die heilige Familie darstellend, eine Kopie von der Hand unseres Vetters und später bekannten Kupferstechers Heinrich

Petersen, zierte die Hauptwand. Das vortreffliche Bild ist jetzt im Besitze des Dr. med. Fuhrtmann in Altona. Eine zweite Tür führte von der Diele rechts in einen dunklen Raum, eine Feuerstelle, wo Vater seine Pflaster und Harlemer Öle kochte, Kessel und sonstige Geräte verwahrte. Die Kocherei, mit widrigem Gestank verbunden, kam zum Glück nur selten vor, weil immer gleich große Quantitäten fabriziert wurden. Durch eine Stufe stieg man in die Hinterstube, den Gesellschaftsraum, der der Straßentür gegenüber lag. Anfangs hingen hier an den Wänden nur die zwei von Petersen gemalten Bilder: Christus nach Guido Reni und der Alchimist (beide Bilder kamen in Besitz von Cornelius' Söhnen in Altona). Nachdem aber Bruder Louis zu malen angefangen hatte, mehrte sich der Bilderschmuck an den Wänden. Das Zimmer, nach Süden gelegen und sonnig, war sehr niedrig, machte aber mit seinen drei Fachfenstern einen freundlichen Eindruck. Eine Türe linker Hand führte von da in ein kleines Fremdenzimmer, daran sich links ein kleiner Alkoven anschloß mit einer Gardine verhängt. Hier ist die Mehrzahl der Kinder geboren. Dicht am Eingang zur Hintertüre stieg man eine Treppe auf, darunter eine Treppe hinab zur Küche führte. In frühesten Zeiten hing in der Diele eine große Wagschale, die später durch eine recht hübsche Lampe verdrängt wurde. Eine Treppe hoch war ein Vorplatz und das Wohnzimmer, mittelgroß mit zwei Fensterchen nach der Straße zu. Das Zimmer war sehr niedrig. An der Wand hing in schwarzem Rahmen das kaligraphische Kunstwerk von Louis: „Das Vater unser" und eine zunehmende Zahl von Bildern seiner Hand. Stieg man eine Treppe höher, so gelangte man zu den Schlafzimmern, zur Tropfenkammer und zur Komödienkammer. Auf dem Vorplatz stand ein alter Schrank, neue und alte Gewehre bewahrend, allerlei Lederzeug für Soldaten, Patronentaschen und dergleichen, denn Vater war Waffenmeister bei dem Bürgermilitär und hatte diese Dinge unter seiner Aufsicht. Stieg man noch eine Treppe höher, so kam man auf den Boden, wo gewöhnlich ein großer Torfvorrat lagerte, außerdem stand da eine Zeugmangel, eine Hobelbank und allerlei Gerümpel,

wie das ehrwürdige Gewürzschild. Eine Leiter führte dann zu dem Taubenboden, womit man auf den Taubenschlag gelangte. Vater war ein großer Taubenliebhaber und Kenner: der seiner Zeit bekannte Taubenhändler Heßmann in Hamburg kam zuweilen zu ihm, um sein Urteil im Taubenfach zu hören. Die Zahl seiner Tauben war oft sehr groß und Bruder Louis nahm lebhaften Anteil an den Freuden des Taubenzüchtens. Tagtäglich holte sich ein Falke, der auf dem nahen Kirchturm hauste, irgendeine Taube aus dem großen Schwarm, und es war häufig eine große Erregung im Hause, wenn die Wahl des Falken sich den Tauben unserer Familie zugewandt hatte und wenn entweder eine Taube mit zerrissenem Gefieder heimkehrte oder der Falke hoch am Kirchturm sitzend die Taube zerzauste, so daß die Federn niederwirbelten."

Weshalb ich all den Kleinkram anführte? Weil es ein Stück Heimatkunde ist. Die alten kleinen Backsteinhäuser unserer Großeltern schwinden mehr und mehr, um Riesenkasernen Platz zu machen. Da ist es gut, wenn sich wenigstens die Erinnerung an die alte Behausung lebendig erhält. Und zudem liegt darin auch ein Stück Pädagogik. Wie sich doch dem Andenken unserer Väter jedes kleinste Gerät und Möbel aus dem Hause ihrer Eltern tief eingeprägt hat! Da hat alles seine Bedeutung. Da wurzelt auch die echte Heimatsliebe, die wahre Bodenständigkeit der Gesinnung!

II

KINDHEIT UND LEHRJAHRE

1812—1832

m 8. März 1812 wurde in diesem roten Backsteingebäude der Kleinen Mühlenstraße No. 418 in Altona der Held dieses Buches geboren: Es war ein Sonntagskind, und die Musen standen freundlich blickend an seiner Wiege.

Aus erster Ehe waren noch 3 Kinder da: Marie, Wilhelmine (‚Mienchen') und Eduard. Marie war Köchin im Hause eines Kaufmanns. Mein Vater machte sich später oft das Vergnügen, in recht vornehmen, adeligen Häusern zu erzählen, seine Mutter und seine Schwestern wären Stubenmädchen und Köchinnen gewesen. „Aber brave, gute", fügte er hinzu. Schwester Mienchen besorgte während seiner ganzen Kindheit den Hausstand der Eltern. Eduard kam nach seiner Konfirmation zu einem Onkel, dem Riemer- und Tapeziermeister Meyer in Buxtehude, in die Lehre. Die Geschwister seiner Mutter waren: der schon genannte Onkel Ludwig, Schmied in Buxtehude, eine Tante Siegel, deren Sohn, Professor Heinrich Siegel, später Jahrzehnte lang in Griechenland als „König der Mainoten" bei einem etwas abenteuerlichen Leben zu Ruf und Ansehen kam. Ich habe seine Biographie geschrieben, aber noch nicht gedruckt. Dann war da die Tante Bluhm, deren Mann, vordem Kammerdiener in Kassel, ein sehr feines Hochdeutsch sprach und bei einigem Wohlstand und ehrbarem Wesen den grand seigneur spielte: in Fragen des Anstandes und der Weltkundigkeit letzte Autorität.

Unseres Vaters privates Leben spiegelt die Mühe und Kämpfe des Vaterlandes und zeigt im Kleinen den Aufstieg aus tiefster Ohnmacht zu Kraft und Ansehen. In Armut geboren und bald auf eigenes Können gestellt, hatte er in einem Vaterlande, das selbst erst um seine Existenz rang, mit seiner Kunst einen schweren Stand: es wird viel, für saturierte Leser zu viel von Geldgeschäften und Verdienen in seiner Lebensbeschreibung die Rede sein. Aber es durfte nicht verschwiegen bleiben, wie hart den Künstlern des vorigen Jahrhunderts das Leben in Deutschland wurde. Zahlreiche

blieben marode an der Straße liegen. Selbst die Besten hatten noch ums tägliche Brot zu kämpfen, und daß sie dabei ihrer Kunst und ihren Idealen treu blieben, das gerade ist ihr höchster Ruhm. Vater wollte leben und wirken. Dazu brauchte er Geld, nur dazu! Außerdem gibt die Angabe von Bilderverkäufen eine gute Gelegenheit, die Menge seiner Arbeiten und ihren Verbleib bekannt zu machen.

Als er geboren wurde, war Altona eine dänische, Hamburg eine französische Stadt, französisch seit Winter 1810, als der Beschluß des französischen Senats in Hamburg bekannt gemacht wurde, daß die drei Hansastädte zugleich mit dem ganzen nordwestlichen Deutschland für Bestandteile des französischen Reiches erklärt seien. „Hamburg," so hieß es, „von Carl dem Großen erbaut, solle länger nicht des angestammten Glückes entbehren, seinem größeren Nachfolger anzugehören." Johannes Gurlitt, als Rektor vom Johanneum, hatte seine Not um sein Sorgenkind, das ihm die Franzosen in ein Lycée d'externes umwandeln wollten, und mußte sich herumschlagen mit der Kommission, die aus M. M. Cuvier und Noel bestand, „chevaliers de l'Empire, conseilers de l'Université impériale."

Diese Schulfragen kümmerten den armen Golddrahtziehermeister in Altona wenig. Er hatte nähere Sorgen: Wie seine kleine Familie bei der allgemeinen Notlage durchbringen? Handel und Schiffahrt waren zugrunde gerichtet. Von 428 Zuckersiedereien in Hamburg hatten sich nur einige wenige halten können. Sämtliche Kattundruckereien hatten die Arbeit eingestellt, sämtliche Tabakswerkstätten waren durch die Regie verdrängt. Zahllose Abgaben, droits réunis, regie, enregistrement, Tür- und Fenstersteuer, Personensteuer, Grundsteuer usw. brachten die Bürger zur Verzweiflung. Die vordem stolze, reiche Stadt Hamburg bot ein Bild allmählichen Hinsterbens. Und keine Aussicht auf Rettung oder nur Erleichterung! Da kam Dezember 1812 die Kunde von der Vernichtung der Napoleonischen Armee in Rußland, und ein Weihnachten wurde in Hamburg gefeiert, wie seit vielen Jahren nicht.

Mein Vater hob sich die Zeitungsnummer eines Altonaer Blattes

auf, so groß wie eine Manneshand, darin auf der ersten der vier Seiten vom brennenden Moskau gemeldet wurde; auf der letzten Seite aber stand zu lesen: „Bei Johann, August, Wilhelm Gurlitt, Kleine Mühlenstraße 418, ist frischer Dorsch zu kaufen."

Mit dem Golddraht war also kein Geschäft mehr zu machen. Das hatte auch Napoleon auf dem Gewissen. Gegen 500 arme Leute flohen im Winter 1813 aus Hamburg nach Altona, als der General Davoust das linke Elbufer mit 1000 Mann besetzte und Hamburg zur Unterwerfung und zur Verproviantierung seiner Truppen zwang. In Altona herrschte Not und Gefahr. Die Teuerung war erschreckend gestiegen. Den Bäckern fehlte es an Feuerung und an Mehl. Frühjahr 1814 kamen dänische und englische Kanonenboote die Elbe herauf, setzten sich Altona gegenüber fest und beschossen die französischen Schanzen auf Grevenhof. Die Großeltern nahmen den bald zweijährigen Louis hinauf in die Bodenkammer, daß er seine kindliche Freude an den Bahnen der leuchtenden Brandkugeln habe. Sie hatten selbst kaum genug zu leben, nahmen aber doch von den Fliehenden aus Hamburg, die bei grimmiger Kälte in ihre Straße kamen, ein halberfrorenes, kleines, schönes Mädchen zu sich auf und pflegten es bis zum Ende der Schreckenszeit. Das Mädchen wurde später die Gattin des Seiltänzers Kolter und erstattete als solche mit ihrem Gatten im theatralischen Aufzuge meinen Großeltern ihren Dankesbesuch ab, zum größten Gaudium der umwohnenden Straßenjugend.

Trotz so vielen Leides erwiesen sich die Großeltern Napoleon doch dankbar. Auch ihnen hatte es die Größe dieses Mannes angetan. Ihr Sohn war nach Onkel Eberstein Ludwig getauft worden; jetzt nannten sie ihn Louis, und er trug diesen französischen Namen durchs Leben. Ich erbte dann wieder von ihm den Namen Ludwig, wurde ebenfalls in der Kindheit Louis genannt, bis ich es, fünfzehnjährig, zur Zeit des französischen Krieges, durchsetzte, daß ich wieder meinen guten deutschen Namen zurückerhielt, der mich mit Onkel Eberstein verbindet.

Mit Tränen der Rührung empfing später Großmutter Helene aus der

Hand eines Kapitäns auch einige Blätter vom Grabe Napoleons. Man sieht, sie trug ihm nichts im Bösen nach.

Die französische Not endigte für Altona, als am 17. April 1814 die Kunde von Napoleons Abdankung eintraf, am 28. die Russen einrückten, tags darauf die Fahne vom St. Michaelsturme herabwehte und am 31. die Franzosen von Hamburg abzogen. Aber die wirtschaftliche Not hielt natürlich noch länger vor. Die Kinder jedoch merkten wenig oder nichts davon. Sie erzählten noch im hohen Alter mit Ergriffenheit von den herrlichen Jahren der Jugend, die nur dann und wann der Anblick der sorgenden und ängstlich in die Zukunft rechnenden Eltern flüchtig trübte. Ihr Louis erbte diese wirtschaftliche Vorsorglichkeit.

Hinter ihrem Hause hatten sie einen 60 Schritt langen, schmalen Garten, den ihr Vater aufs zierlichste instand hielt. Der Boden bestand aus herrlichem, buttergelben Dünensand und lieferte den Knaben das Material zu den schönsten Burgen mit Wällen und Gräben. Da wurden jahraus, jahrein wilde Schlachten geschlagen. Und dann stand im Garten ein Wirt gar wundermild, ein alter, hoher Birnenbaum, in dem mein Vater den größten Teil der freien Zeit verträumte. Da saß er zwischen den breiten Ästen, füllte sich die Taschen mit saftigen Birnen und grüßte hinüber über die Elbe, hin nach Buxtehude, dem Ziel seiner Träume, hinauf in die klare Luft, wo sein Taubenschwarm flatterte. Hier wuchs ihm die Liebe zum heimischen Boden ins Herz; hier schärfte er sein Auge zu einer Sicherheit und Durchdringlichkeit, wie man sie sonst wohl nur bei den Indianern findet; denn, wo Bekannte, die sich am Studiertisch die Augen getrübt hatten, kaum noch eine Kirchuhr sahen, da las er noch sicher die Zahlen ab. Von Schulnot, Prüfungs- und Examenängsten hören wir hier nichts. Der kleine Louis, von Anfang an ein Musterschüler, wurde den andern als Vorbild gepriesen. Sein Meisterwerk der Kalligraphie, das große Vaterunser, schmückte Jahrzehnte lang das Klassenzimmer. Im Hause seines Lehrers hing bald dessen Porträt, gezeichnet vom Schüler Louis Gurlitt. Und als ein Jahrzehnt später der kleine Cornelius zur Schule kam

und auch schon früh anfing, auf jeglichem Papier Figuren zu zeichnen, da schalt der Lehrer nicht über diesen Unfug, sondern fuhr ihm schmeichelnd mit der Hand durch die krausen Haare und sagte: „Ei, ei, Du scheinst mir ein zweiter Louis zu werden!"

Ein erstes Kind, W i l h e l m G u s t a v, geboren am 19. August 1811, war den Eltern nach $1^1/_2$ Jahren gestorben. Dann folgte mein Vater und am 19. Juli 1815 ein Sohn, T h e o d o r. Er starb im sechsten Lebensjahre. Die Mutter hatte ihn wider seinen Willen zur Schule geschickt. Er kam krank zurück und sagte der Mutter vorwurfsvoll: „Siehst Du, Mutter, hättest Du mich doch nicht zur Schule geschickt! Jetzt muß ich sterben." Und tags darauf war er tot. Es war ein bildschönes Kind gewesen mit goldgelben Locken. Die Eltern waren untröstlich. Mein Vater sah sie noch lange Zeit danach alle Abende Hand in Hand beisammen sitzen und still vor sich hinweinen.

Fünf Jahre nach meinem Vater wurde sein Bruder W i l h e l m geboren (29. November 1817), drei Jahre darauf C o r n e l i u s (10. Februar 1820) und dessen Zwillingsbruder F r i e d r i c h, der nach 6 Monaten starb. Dann kamen 2 Jahre darauf wieder Zwillinge: E m m a und M a t h i l d e (27. Juli 1822), und lange darauf als Spätling B e r t h a. Vater war 19 Jahre alt, als Bertha geboren wurde.

Der Schulunterricht war bescheiden genug und doch ausreichend, um den Kindern den Weg ins Leben zu eröffnen. Sie lernten Rechnen, Schreiben, Lesen, etwas Religion und Erdkunde. Aber dieses alles bis zur Sicherheit. Es blieb ihnen Zeit für ein behagliches Familienleben, und was die Schule an Wissensstoff nicht bot, das bot die häusliche Lektüre; denn abends wurde gelesen. Vater und Mutter wechselten sich oft ab. Kam eine zu rührende Szene, oder war ‚der Kerl ein gar zu niederträchtiger Hallunke', so rief Vater wohl: „Mutter, sla öber!" Der Vater las besonders gern Reisebeschreibungen. Der häufige Verkehr mit Schiffskapitänen regte ihn dazu an. Wenn der alte Navigationslehrer P a u l s e n zu Besuch kam, dann drehte sich das Gespräch um die Steuermanns-

kunde, um Sextanten und Oktanten. Eine Wonnezeit für die Kinder war die Robinsonperiode. Der Vater las vor und erklärte. Die Landkarte lag daneben auf dem Tisch. Der Sohn Cornelius berichtet: „Ich besitze noch eine Zeichnung von meinem Bruder Louis, die eine solche häusliche Vorlesung darstellt (Abb. S. 37). Mein Vater sitzt beim Ofen und hat das aufgeschlagene Buch vor sich. Mein Bruder Eduard steht beim Ofen mit gekreuzten Armen, wie es seine Gewohnheit war, und hört andächtig zu. Ebenso mein Bruder Wilhelm und ich, die wir mit am Tische sitzen. Meine Mutter sollte etwas entfernt vom Tische mit einer Handarbeit beschäftigt sein. Leider ist die Zeichnung nicht vollendet. Ähnlich sind die Porträts alle, besonders das meines seligen Bruders Eduard."

Leider fehlt die Datierung. Sie läßt sich aber annähernd feststellen nach dem vermutlichen Lebensalter der Dargestellten. Eduard, noch bartlos, macht den Eindruck eines etwa 18jährigen, dann müßte Wilhelm, der 11 Jahre jünger war, 9 Jahre, Cornelius, 3 Jahre jünger, 6 Jahre haben. Das führt auf das Jahr 1826. Großvater hätte dann 52 Jahre, 2 Jahre mehr als in dem Bildnis von der Hand von Günther Gensler. Mein Vater war im Jahre 1826 erst 14 Jahre alt. Dafür ist die Leistung so staunenswert, daß man sich sträuben wird, meine Datierung anzuerkennen. Mehr als ein, höchstens zwei Jahre darf man aber sicher nicht hinaufrücken. Ich datiere also: Gegen 1827, etwa im 15. Lebensjahre des Künstlers."

Wir beobachten im Hause der Großeltern einen warmen Anteil an dem, was Kunst und Literatur schufen, und so in allem das Bild schöner altbürgerlicher Häuslichkeit. Neben der Zeichenkunst stand die Musik in Ehren. Oft wurde abends gesungen. Am liebsten der Freischütz. Auch die Zauberflöte machte einen so großen Eindruck, daß sie der Vater und in der Folge auch die Kinder zum größten Teil singen konnten. „Noch jetzt", so schrieb mein Vater im hohen Alter nieder, „kenne ich alle die schönen deutschen Lieder, die wir damals gesungen haben. Ich habe sie oft meinen Kindern in derselben Form vorgetragen, wie sie mir mein guter Vater überliefert hat."

„Auch viele Theaterszenen, die wir in unserer Komödienkammer auf dem schönen Theater unseres Vaters ausführten, sind mir noch jetzt fast Wort für Wort gegenwärtig. Die Vorbereitungen zu diesen Ausführungen machten uns zu Handwerkern. Ganze Tage lang wurde gezimmert, gepappt und gemalt. Da Freund Carl Klatt das Glück hatte, Sohn eines Theaterschneiders zu sein, so war bald auch das Kostüm für die lebendigen Aufführungen geschaffen. Geld wurde durch Kegelaufstellen für die Herren Schneider der Nachbarschaft erworben, Kenntnis des Theaters dadurch, daß ich gewürdigt wurde, dem Komiker Hansteín die Garderobe ins Theater nachzutragen. Dafür gab es einen Freiplatz auf der obersten Galerie, dem ‚Bickbeerenberg'. Zum eigenen Theaterspielen selbst kam es nie. Aber schon die Vorbereitungen hinterließen eine glückliche Erinnerung. Carl Klatt

Jugendarbeit des Künstlers (15. Lebensjahr): Sein Vater mit drei Söhnen: Der sitzende ist Cornelius.

Bleistift, 27×20 cm. Bes. Franz Gurlitt, Altona.

war im Schauspielern Meister und unerreichbares Ideal. Er brachte seinen Freunden die deutschen Klassiker näher, als es wohl der Mehrzahl unserer Gymnasialoberlehrer möglich ist. Wenn er die Szene des Karl Mohr spielte: ‚Verrat, Verrat, losgerüttelt das Totenreich!' mit gespenstisch leuchtenden Augen, tief erregt, leichenblaß, und dabei in unheimlicher Hast durch das Zimmer fuhr, dann spürten seine Freunde tief der Eumeniden Macht."

Der Natursinn meines Vaters erhielt dadurch starke Nahrung, daß ihm zweimal erlaubt wurde, mit seinem Vater im Planwagen eine Geschäftsreise zu unternehmen. „Unauslöschlich ist mir die Erinnerung an jene glücklichen Tage. Ich sah bei dieser Gelegenheit Itzehoe, Wilster, Rendsburg, Meldorf, Thönning, Eckernförde, Kiel. Wie viel Neues gab es da zu beobachten! Wie war doch die Welt so groß! Immer ging es noch weiter, und wie lustig war das Anhalten in den Landstraßen und an den Wirtshäusern, der Dörfer! In den Städten wohnten wir gewöhnlich bei Kunden meines Vaters. Meist hatten sie Kramläden und Gastwirtschaft. Mit welcher Freude gedenke ich auch dieser Besuche! Vor Rendsburg gab es außerordentlich viele Maikäfer, für die ich durch meine ganze Kindheit schwärmte. Bei dem langsamen Fahren gelang es mir, viele zu fangen. Mein Vater hatte die größte Not, mich zu bewahren, daß ich nicht zwischen die Pferde stürzte: so aufgeregt war ich bei der Jagd. Nächte wurden durchgefahren. Dann legte man mich hinten im Wagen auf Stroh. Wie herrlich war das! Und wie beglückend das Erwachen in freier Gottesnatur beim Dämmern des neuen Tages!"

Zu dieser Ausfahrt bedurfte es damals noch eines Reisepasses, eines Passes, um nach Garding und Itzehoe zu reisen! Ich besitze diesen Paß, den der damalige Oberpräsident von Blücher — sein Denkmal steht auf der Palmaille in Altona — ausgestellt hat. Gebühr 38 Reichsmark (unerhört!). ‚Er reist mit einem Knaben, Alter 12 Jahre.' Ich sehe den würdevollen Polizisten die reisenden Subjekte mit dem Wortlaut des Passes vergleichen: ‚Alter 50, Statur mittelmäßig, Haare braun, Stirne bedeckt, Augen braun, Gesichts-

farbe frisch. Stimmt alles, darf passieren! Nur noch einen Vermerk auf der Rückseite!' — Eine Szene für den Pinsel Carl Spitzwegs! Am 6. Mai des nächsten Jahres erneuerte der Oberpräsident von Blücher die Gültigkeit dieses Passes für Vater und Sohn. Danach bat Louis, ihn nicht mehr zur Schule zu schicken oder doch nur noch Zeichenunterricht nehmen zu lassen. Die Eltern scheinen ihm in der Hauptsache nachgegeben zu haben. Allerdings finde ich im Nachlaß auch noch ein Schülerheft seiner Hand, das er im 15. Jahre geschrieben hat. Es enthält fingierte Briefe, Stellengesuche, Empfehlungen u. dergl. und erste, bald wieder aufgegebene Bemühungen um die französische Sprache.

Frühes Kunstleben

Wo nahm der junge Louis seine stärksten künstlerischen Anregungen her? Die Stadt Altona selbst bot wenig. Wenig damals auch das benachbarte Hamburg, in das er wohl auch während seiner früher Kindheit nicht zu häufig kam.

„Von meiner frühesten Jugend an", so erzählte er, „hatte ich Neigung zum Zeichnen. Als ich meine erste Schulfibel bekam, machte ich mich gleich daran, die großen verzierten Buchstaben daraus nachzuzeichnen. Das fiel so gut aus, daß sich meine Mutter diese Kopien aufbewahrte. In der Schule verlegte ich mich mit besonderem Eifer auf die Kalligraphie und erreichte darin Achtbares. Wenn Vater vorlas und erzählte, hatte er zumeist den Bleistift in der Hand, um zum Wort das Bild zu geben. Das ist eine prächtige Methode, die ihm Söhne und Enkel nachgemacht haben. Um für das Zeichnen freie Zeit zu gewinnen, gelang es mir, meine Eltern zu überreden, daß sie mich bei 13 Jahren nur noch in die sogenannte Abendschule von 5 bis 7 Uhr schickten: so habe ich die letzten beiden Jahre schon vor meiner Konfirmation den ganzen Tag für das Zeichnen frei gehabt." Man bedenke: vom 13. Lebensjahre an Künstler! Keine fremdsprachlichen Quälereien, keine Prüfungen, kein Einjährigen-Examen, keine Schulsorgen, keine Ermüdung, keine Überbürdung, keine Nervosität, kein Hetzen und Quälen. Statt dessen ein Leben ganz nach den Bedürfnissen der Jugend im allgemeinen,

des jungen Künstlers im besonderen. Kein Wunder, daß dabei Gesundes gedieh!

Hören wir weiter:

„Meine Eltern, deren Einnahmen sich zu bessern begannen, sorgten für guten Zeichenunterricht. Ich habe nach und nach bei den nicht unbedeutenden Altonaer Malern Kroymann, Dusch, Rosenberg und Bundsen Unterricht gehabt. Die beiden letzten lehrten in der Donnerschen Sonntagsfreischule. Das war eine Schule für Handwerker, die im Jahre 1801 durch freiwillige Spenden gestiftet und ins Waisenhaus gelegt worden war. Auch sonst fehlte es nicht an künstlerischen Anregungen: ‚Günther Gensler war ein Schüler von Gerth Hardorff in Hamburg, 9 Jahre älter als ich und sehr talentvoll. Er unterrichtete seinen jüngeren Bruder Martin im Zeichnen, der mit mir fast gleichaltrig war (geb. 1811), und erlaubte mir, an den Stunden teilzunehmen."

Ein Brief dieses Günther Gensler vom 1. April 1874 gedenkt dieser Zeit: — — „Du erinnerst uns an die Zeit vor 50 Jahren. Ja, lieber Gurlitt, so lange ist es her, daß ich Dich, meinen Bruder Martin und Hasse in den Anfangsgründen der Kunst unterwies. Ja! Wir können schon nach einem halben Säkulum, wie Du schreibst, rechnen. Von diesem Künstlerkleeblatt sind glücklicherweise zwei so gut eingeschlagen, daß sie auch zuweilen dem dritten, ich meine Eduard Hasse, hilfreich unter die Arme greifen können".

Mein Vater erzählt weiter: „Genslers Unterricht war vortrefflich und förderte mich namentlich dadurch, daß er mich unmittelbar auf die Natur verwies." Dieser Hinweis war allerdings verdienstvoll, wenn man bedenkt, wie sehr die Kunst damals akademisch heruntergekommen war, obschon gerade Hamburg sich am meisten davon freihielt; denn da wirkte eine junge Künstlerschaft, die im engen Anschluß an die heimische Natur und heimische Kultur der allgemeinen künstlerischen Entwicklung in Deutschland bedeutend vorgriff. Um ihre Leistungen so recht zu würdigen, muß man bei

Ludwig Richter nachlesen, wie sehr die Akademien in dem Banne einer toten Manier steckten:

„Sie waren in einem Wust von Regeln und stereotypen Formen und Formeln derart eingeschult, daß ein lebendiges Naturgefühl, die wahre, einfache Anschauung und Auffassung der Dinge, sich gar nicht regen, wenigstens nicht zum Ausdruck kommen konnten. Die jungen Leute plagten und mühten sich ab, sich die schablonenmäßigen Formen der gezackten Eichenmanier und der gerundeten Lindenmanier einzuüben, daß sie dergleichen mit Leichtigkeit zeichnen konnten."

Die jungen Hamburger Künstler, deren freies, gesundes, reformatorisches Schaffen uns jetzt dank der Verdienste des Direktors Lichtwark in der Kunsthalle in Hamburg anschaulich wird, kehrten häufig bei Genslers ein. Es war ein altertümliches Haus, in der Ecke des Dragonerstalles in Hamburg gelegen. Es hat sich lange als eine sehenswerte Kuriosität erhalten, verschwand erst im Jahre 1884. Es war meinem Vater, trotz seines jugendlichen Alters, gestattet, den Zusammenkünften dieser Hamburger Künstler beizuwohnen und er war überglücklich, sie über Kunst sprechen zu hören.

Wer diese Künstlergesellschaft im Bilde sehen will, der findet sie, von einem der Gensler gemalt, in der Kunsthalle in Hamburg.

Der hervorragende Genremaler Hermann Kauffmann (1808—1889) verkehrte besonders häufig dort und würdigte die Zeichnungen meines Vaters einer eingehenden Betrachtung. Er war überrascht über die sicheren Striche, mit denen er einen im Garten stehenden Schiebkarren gezeichnet hatte, und riet ihm lebhaft, Kupferstecher zu werden.

1828 bis 1832 Lehrlingszeit

Ich habe in der „Schleswig-Holsteinischen Rundschau,*) 1907, Heft 6, eingehender die Frage beant-

*) Halbmonatschrift für Kunst, Literatur und Kultur in Schleswig-Holstein, den Hansestädten und Nachbargebieten. Herausgegeben von Kurt Küchler, Altona. Verlag: Chr. Adolff, Altona-Ottensen, Redaktion und Verlag, Arnoldstr. 6. — Anderes habe ich in Kunst und Künstler IX, Heft 3 nachgetragen.

wortet, wie mein Vater Künstler wurde. Hier begnüge ich mich mit den kürzeren Andeutungen.

Im Jahre 1828, nach Ablegung seiner Konfirmation, mußte er sich seinen Lebensberuf wählen. Die Frage lautete: Anstreicher oder Kunstmaler? Die Eltern entschieden sich für die Kunst, obgleich sie kaum wußten, wo sie die Mittel zur Ausbildung hernehmen sollten. Der Maler Siegfried Bendixen in Hamburg auf dem Valentinkamp nahm auch Butter und Schinken in Zahlung, und deshalb konnten sich ihm die Eltern für eine vierjährige Lehrzeit ihres Sohnes verpflichten.

Bendixen wohnte im dritten Stock. Drei geräumige, zusammenhängende Zimmer dienten seinen Schülern als Lehrraum. Der Betrieb war beinahe handwerksmäßig. Morgens um 7 Uhr wurde angetreten; mittags gingen die Hamburger nach Hause zum Essen; nachmittags dauerte die Arbeit im Sommer bis 7 oder 8 Uhr, im Winter bis es dunkel wurde. Die Hamburger Schüler kamen im Winter des Abends noch einmal, um nach Gips oder auch nach dem Leben Köpfe zu zeichnen.

Von Bendixen (1784 bis etwa 1850) wissen wir wenig, obgleich er der Begründer einer einflußreichen Schule war. Was Lichtwark über ihn in Briefen an die Verwaltung der Kunsthalle (Bd. III, Seite 365 ff.) mitteilt, verdankt er den mündlichen Angaben meines Vaters.

Bendixen ließ seine Schüler zuerst einige Monate nach Vorlage zeichnen, Ölgemälde in Leimfarbe und erst nach einem halben Jahre Köpfe in Ölfarbe kopieren. Er selbst hatte, obgleich er kein streng durchgebildeter Künstler war, vielseitiges Talent. Er malte Genre-, Historien-, Landschafts- und Blumenbilder, diese am besten, und hatte ein bedeutendes Lehrgeschick. Seine Schüler verehrten den etwas feierlich steifen, wortkargen Mann und hielten große Stücke auf seine Leistungen. Niemals ließ er sie nach seinen eigenen Arbeiten kopieren, niemals seiner Arbeit zuschauen, drängte also seine Arbeiten und seinen Geist keinem der Schüler auf. Die Bilder aber, die er ihnen vorlegte, waren zumeist ganz ausgezeichnet. Er hatte eine Gemäldesammlung, nach Meinung meines Vaters

die ‚des verstorbenen Schmidt aus Lübeck', bei sich in Verwahrung, und so lernten seine Schüler, was bei dem damaligen Mangel in Hamburg an guten Bildern sehr wichtig war, von Anfang an gediegene Kunst kennen. Besonders die holländische Schule war gut vertreten.

Wir besitzen aus dieser ersten Lehrzeit meines Vaters, also etwa aus dem Jahre 1828, mehrere in Leimfarbe gemalte Kopien. Das mythologische Bild „Dido" besitzt mein Bruder Johannes in Altona; eine Bauernszene „Im Stall" (Ölfarbe) mein Bruder Cornelius, und auch bei meiner Schwägerin, Prof. Mary Gurlitt in München, ist eine Kopie aus dieser Zeit. Früchte und Blumen (in Leimfarbe), wie er sie dann später massenhaft als Zimmerdekoration an die Decken anzubringen hatte, finden sich bei meiner Cousine, Frau Helene Nieberding in Altona, und ein Stück bei uns im Nachlaß.

Nachdem das erste Kopieren vorbei war, drang Bendixen auf das Studium der Natur. Aber er machte dabei doch den Fehler, daß er gleich nach den allerflüchtigsten Zeichnungen Bilder malen ließ. Die Folge war, daß die Schüler schwankend blieben, bis sie sich erst selbst ganz der Natur zuwandten. Auch dann sahen sie, wenigstens mein Vater, die Landschaft zunächst mit den Augen der Holländer, die sie vorher kopiert hatten. Wir besitzen vom Vater eine kleine Zeichnung: Bauernhütte mit Bäuerin und Kind, die ebensogut von A. Ostade gezeichnet sein könnte. Erst später lernte er in Kopenhagen sich ganz und ausschließlich der Natur hingeben. Zum Malen im Freien hat Bendixen seine Schüler nie angehalten. Dagegen ließ er Köpfe, Blumen und Früchte im Atelier nach der Natur malen. Die Schüler streiften aber in ihrer freien Zeit in der Umgebung von Hamburg und Altona mit ihren Zeichenmappen umher. Von solchen Sommerstudien finden wir im Nachlasse allerlei Bäume, Flußufer, Kähne und Bauerngehöfte von Harvstehude, Ottensen und Blankenese; auch Schloß Reinbeck. Nur vereinzelte Blätter, sage ich: denn im wesentlichen war mein Vater den ganzen Sommer über durch Dekorationsmalen beschäftigt.

Ich weiß nicht, ob sich diese Dekorationsarbeiten noch erhalten haben in einem Landhause in Blankenese, einem Hause in der Esplanade und bei Senator M e y e r im Gartenhaus. Es waren für ihn qualvolle Monate unerträglichster Frohnarbeit, wenn er hoch an der Decke 60 bis 80 Fuß lange Ornamente zu malen hatte, die gar kein Ende nehmen wollten. Die Blumen, Früchte und Figuren malte Bendixen meist selbst, der darin große Fertigkeit hatte. So fehlte dem jungen Louis selbst diese Abwechslung.

Nicht zu häufig würdigte Bendixen seine Schüler eines Spazierganges mit ihm in dem schönen Blankenese. Dann sprach er über Kunst und Natur und wählte geeignete Punkte für Bilder aus.

1829 Mit J a k o b und M a r t i n G e n s l e r machte Vater im zweiten Jahre seiner Lehrzeit eine Studienreise nach seinem geliebten Buxtehude. Die lebte in seiner Erinnerung fort als ein glückseliges Ereignis. Jakob Gensler war damals nach Vaters Zeugnis schon ein „ausgezeichneter Künstler" und auch Martin ihm „in Anschauung und Können weit voraus". Von morgens bis abends wurde mit außerordentlichem Eifer gezeichnet, besonders das alte Geesttor und der Zwinger. Wir besitzen noch eine schöne Federzeichnung des Tores. (S. 45.)

„Buxtehude" war auch das erste etwas größere Bild, das Vater auf der Ausstellung in Hamburg verkaufte. Vordem waren 2 bis 3 Louisdor sein Preis gewesen. Jetzt forderte er auf Bendixens Geheiß 10 Louisdor und erhielt sie auch.

Von Buxtehude ging der Marsch durch eine großartige Heidegegend nach Hitdorf, wo in einem Bauernhause logiert wurde.

Von dieser ersten Studienreise, die auch durch Genslersche Zeichnungen und Bilder der Vergessenheit entrissen ist, gibt Bericht ein Brief meines Vaters, der erste, den er „aus der Fremde", und zwar am 10. April 1829, in Buxtehude am Abend der Ankunft geschrieben hat. Es war offenbar dort wieder Schützenfest und Onkel Eberstein als Schützenkönig obenan:

Das Geesttor von Buxtehude 1837
Federzeichnung mit Tuschtönung, 40×36 cm. Im Nachlass

„Liebe Eltern!

Heute Morgen Uhr 10 erreichten wir in hellem Jubel das jenseitige Ufer der Elbe, und marschierten im Schnellmarsch auf die Feste Buxtehude zu, wo wir mit freudigem Hurra und unter dem Schall der Kanonen und Trompeten von sämtlichen mit Freude erfüllten Einwohnern empfangen wurden; die Feierlichkeiten dauerten bis spät in die Nacht, wo sie dann mit Mettwurst und Feinbrot beschlossen wurden. —

Auch die Jugend verdient unserer Bemerkung, zudem sie sich um unseretwillen, bloß um unsere Ruhe zu befördern, in hitzige Schlägereien einließ, und unter Strömen von Blut war unsre Ruhe vollkommen. —

Jetzt zur Sache: Wir werden unsre Reiseroute noch etwas ausdehnen und können folglich wohl nicht eher als Mittwoch folgender Woche in unserem Vaterlande zurückkehren.

Von den Strapazen der Reise entkräftet, werden wir uns jetzt zur Ruhe begeben, und hoffen, daß sie uns wohl bekommt, also gute Nacht!

Ihr

NB. Sohn

‚Der Peter will'" etc. etc. Louis."

Er will' —

Er redete nach damaliger Sitte, die selbst in den Handwerkskreisen galt, seine Eltern mit „Sie" an. Später gab er das auf.

Die Schüler von Bendixen bekamen, solange sie für ihn arbeiteten, täglich 1 Schilling Taschengeld. Mein Vater hatte sich für 4 Wochen 28 Schillinge auszahlen lassen, traf in Teufelsbrücke Bekannte und ließ sich überreden, dort bei Grog und Kartenspiel zu bleiben. Als er zu Bett ging, war er seine 28 Schilling los. Ein Erlebnis von nachhaltig belehrender Wirkung!

Der Winter rückte heran. Er mußte immer noch Dekorationen malen und war tief bekümmert über die verlorene Zeit, als ihn vor

der Verzweiflung Bendixens Wort erlöste: „Nun, Gurlitt, heute gehts zum letztenmal hinaus!“

Im Jahre 1830 machte er eine kleine Studienreise nach Itzehoe. 1830
Wir haben von dort eine Zeichnung vom 1. Mai: „Mühle unter Buchen“. Hiernach ein großes Bild, jetzt im Besitze meines Bruders Johannes in Altona. Wer dieses prächtige Werk betrachtet, das jeder Galerie zur Zierde gereichen würde, der halte sich gegenwärtig, daß es von der Hand eines Achtzehnjährigen ist!

Am 4. Mai zeichnete er in Kellinghausen. Am 30. Mai in Heiligenstetten.

Um Geld zu verdienen, verlegte er sich auch auf die Porträtmalerei. Wir finden im Nachlaß allerlei Kohlezeichnungen von Kinderköpfen, die an Ph. O. Runge erinnern. Diese aber dürften einer früheren Zeit angehören. Die Porträtmalerei, von der mein Vater hier spricht, ist vertreten in zwei Kinderbildnissen, die 1911 auf der Nachlaßausstellung bei Commeter in Hamburg zu sehen waren. Sie stammen aus dem Nachlaß seines Onkels Krüger in Altona. Ein sehr gutes Porträt seiner Brüder Wilhelm und Cornelius besitzt Vetter Franz Gurlitt in Altona (Abb. S. 50). Andere Porträts von seiner Hand dürften sich bei einiger Nachfrage in Altona noch finden lassen. Sie brachten dem jungen Künstler in 2 Jahren so viel Geld ein, daß er im Frühjahr 1833 über 500 Schilling verfügte, womit er 1 Jahr lang auszukommen vermeinte.

Seine zweite Kunstreise unternahm er mit seinen Mitschülern bei Bendixen: Adolph Carl, von dem noch öfter die Rede sein wird, Henry Lehmann, Julius Hintze, die beide später in Paris wirkten, und Wildhagen, späteren Malermeister in Hamburg. Sie gingen über Mölln, Ratzeburg, Lübeck, Rendsburg und Meldorf und fuhren auf der Elbe zurück.

Von dieser Studienreise ist ein Motiv auf dem Bilde benutzt, das sich jetzt bei Verwandten in Altona (Frau Sanitätsrat Dr. Edmund Hintzpeter) befindet: „Weg mit Kühen und Bäumen, Blick nach dem Leuchtturm von Travemünde“. Die Zeichnungen

dieser Reise sind zumeist flüchtig hingeworfen und unreif. Wir finden Skizzen von: Wetzhaven (13. Mai), Dom von Ratzeburg (15.), Travemünde (17.), See zwischen Travemünde und Groß-Kroog (17.), Schmiede im Freien in Gemnitz (18.), Plön (19.). Auch zwei kleine Seestücke in Öl stammen dort her. Sie sind in meinem Besitz.

„Von allen Zeichnungen dieser Tour", schrieb mein Vater nieder, „ist mir wohl, soviel ich weiß, keine geblieben" (ein Irrtum, sie haben sich alle im Nachlaß gefunden). „Aber glücklich waren wir wie die Götter."

Am Ende seiner vierjährigen Lehrzeit, im Mai 1832, stellte ihm Bendixen ein sein sittliches Betragen ehrendes Zeugnis aus, in dem es auch heißt, er habe „mit Fleiß und Liebe für seine Kunst den besten Grund gelegt und sich schon durch bedeutende Arbeiten ausgezeichnet".

Vorbilder

Es besteht heute unter den Kunsthistorikern der Wunsch, jeden einzelnen Künstler genau in die gesamte Kunstentwicklung einzuordnen. Man findet da manchmal Beziehungen aufgedeckt, die dem Künstler selbst nicht zum Bewußtsein gekommen sind, und es ist daher immer erfreulicher, von diesen eigene Bekenntnisse zu hören.

Mein Vater schreibt in dieser Hinsicht:

„Kurz vor meinem Eintritt bei Bendixen hatte Christian Morgenstern bei diesem seine Lehrzeit beendet, seine erste Reise nach Norwegen gemacht, dort eine Menge Studien gemalt und war dann mehrere Jahre in Kopenhagen geblieben. Er war ein ganz außerordentlich begabter Künstler und wurde einer der ersten Landschafter Deutschlands, welchen Ruf er bis zu seinem Ende aufrecht erhielt. Sein Entwicklungsgang hatte für uns andere Schüler Bendixens bestimmenden Einfluß, da wir alle bewundernd zu ihm aufschauten. Einige von seinen Landschaften, die er in Kopenhagen gemalt hatte, waren auch nach Hamburg gekommen

und hatten uns entzückt. Zudem besuchte er auf seiner Reise nach München seine Hamburger Kunstgenossen und bestärkte uns durch seine Schilderungen in dem Wunsche, auch einmal nach Norwegen zu reisen. Selten hat mich ein Lob über meine Leistungen so sehr erfreut, wie das Morgensterns. Als er mich um meine Zeichnung bat, war ich glückselig, sie ihm geben zu dürfen. Im Winter 1869, also fast 40 Jahre später, hatte ich mit Schleich, Heinlein, Spitzweg und anderen Künstlern eine Zusammenkunft in München. Als die Rede auf Morgenstern kam, sagte mir Heinlein: ‚Dort sitzt sein Sohn', und der erzählte mir, daß er im Nachlaß seines Vaters eine Zeichnung von mir gefunden habe. Es war das oben besprochene Geesttor in Buxtehude.

Außerdem hatten uns jungen Künstlern die Landschaften von Christian Dahl für die norwegische Kunst begeistert. Dahl war Norweger und damals Professor in Dresden."

Ich darf hinzufügen, daß eine größere nordische Gebirgslandschaft von der Hand meines Vaters und aus dem Nachlaß seines Onkels Krüger 1911 bei Commeter in Hamburg ausgestellt war, eine Arbeit, die ich unbedingt Dahl selbst zugeschrieben hätte, so sehr stimmt sie in ihrem Aufbau, dem reichen Detail und der etwas trockenen Farbengebung mit den schönen Dahlschen Landschaften überein, die man in Kopenhagen zu sehen Gelegenheit hat.

Es darf hier ferner eingefügt werden, daß auch Ludwig Richter von dem „ungeheuren Aufsehen" erzählt, das der junge Dahl in Dresden durch die Ausstellung seiner großen norwegischen Gebirgslandschaft machte. „Schwerlich", sagt er, „kann man sich jetzt nur eine Vorstellung machen, welche Wirkung ein Werk von solch schlagender Naturwahrheit unter dem Troß der übrigen (mit ausgestellten) schattenhaften, leblosen, maniervollen Gemälde hervorbrachte . . . Die älteren Professoren lächelten freilich über diese Ketzereien oder Narrheiten; von den jüngeren aber wurden sie bewundert und nach Kräften nachgeahmt. Der Frühlingsodem einer neuen Zeit fing an, seine Wirkungen zu äußern, das alte Zopf-

tum war im Absterben, belächelte aber in olympischer Sicherheit den tolien Rausch der jungen Sprößlinge."

„Zudem", so fährt mein Vater fort, „wirkten auf mich die Romane des Norwegers Steffen: ‚Walseth und Leit' und ‚Die vier Norweger' und nahmen mich lebhaft für dieses Volk ein."

Des Künstlers Brüder Wilhelm und Cornelius
Oelbild, Lebensgröße, 1830, also des 18jährigen.
Besitzer: Franz Gurlitt, Altona.

III

DÄNEMARK

1832—1842

Am 26. Juni 1832 ließ sich der junge Künstler einen Reisepaß vom Oberpräsidenten in Altona ausstellen: „Name Heinrich, Louis, Theodor Gurlitt, Alter 20 Jahre, Statur mittelmäßig, Haare dunkelbraun, Stirn bedeckt, Augen bräunlich, Nase und Mund proportioniert, Kinn rund, Gesicht oval, Gesichtsfarbe gesund, gebürtig aus Altona, sich nährend von seinem Geschäft, kommend von Altona als einer gesunden Stadt, gehend nach Norwegen über Kopenhagen. Passiert frei und unbehindert mit seinen bei sich habenden (so!) Effekten."

1832. Erste Reise nach Norwegen

Zu Hause saß schluchzend die gute Mutter, die ihren ‚Ludje' in die Fremde ziehen lassen mußte. Bis zum Zollhause in Langenfelde begleiteten der Vater und die Freunde den jungen Künstler, der seine erste große Kunstreise antrat. Mit ihm Kollege Kiste, Sohn eines Tischlers, der so glücklich war, als Hamburger ein Reisestipendium von 500 Markkurrant auf 3 Jahre zu erhalten.

Wenn wir an Verstorbene denken, so stellen sie sich gewöhnlich in irgendeiner bestimmten Lebensäußerung vor unsere Seele: Louis konnte sein Lebtag an seinen Vater nicht denken ohne Erinnerung an sein wehmutsvolles Gesicht und an seine in der Ferne entschwindende grüßende Gestalt damals beim Zollhaus in Langenfelde. —

In den Zeichenmappen finden sich von dieser Reise allerlei Erinnerungsblätter.

Vater war so glücklich, gleich auf der Reise schon bei dem Herrn Hirschfeld auf dem Gute Groß-Nordsee und bei dessen Bruder in Cluvensick Bestellungen für 2 Bilder im Werte von 100 Reichstalern zu bekommen.

Von der Fahrt nach Kopenhagen blieb ihm nur die Erinnerung an seine Seekrankheit. Er war glücklich, die Türme der Stadt aus dem Meere auftauchen zu sehen, und beobachtete mit gespannter Teilnahme all das Neue, das ihn umgab und ihm für lange Zeit eine zweite Heimat werden sollte. Er schreibt: „Die Seefestung Dreikronen, die großen Kriegsschiffe, alles erfüllte mich mit Stolz, diesem

Lande anzugehören. Der Streit der Nationalitäten war ja noch nicht entbrannt. Eine Trennung hätte ich mir nie als möglich gedacht. Sie konnte auch durchaus nicht in meinen Wünschen liegen. Kopenhagen selbst machte mir einen großen Eindruck: die schöne Lage am Meer, die reichen Schlösser, die Galerie, die Akademie! Das alles sollte mir später heimatlich vertraut werden. Ich lebte in glücklichen Empfindungen. Doch faßte mich auch die Sorge, ob es mir gelingen werde, in der fremden Stadt durch Fleiß und Geschicklichkeit ein Leben zu erkämpfen. An Fleiß sollte es gewiß nicht fehlen. Dürfte aber das Talent ausreichen? Hier, wo ich in den Wettkampf eintreten sollte mit einer großen Zahl von Kunstjüngern, die eine gründliche akademische Ausbildung genossen hatten? Vor dieser hegte ich noch großen Respekt, der mein Selbstvertrauen erschütterte.

Wir machten den Professoren Lund und Möller, an die mich mein Lehrer Bendixen empfohlen hatte, Besuch, und ich mietete mich ein bei Börsen No. 75, I. Sohl."

Es war nicht die Absicht, gleich länger in Kopenhagen zu bleiben. Schon im Juli finden wir ihn mit seinem Freunde Kiste in Christiania. Er hatte dorthin gute Empfehlungen mitgenommen. „Es ist ein vortreffliches Reisen," schrieb ihm sein Vater am 24. Juli nach Kongsberg in Norwegen, „so schöne Empfehlungen zu haben und in den ersten Kreisen gut aufgenommen zu werden, dazu Geld in der Tasche und bloß der Kunst leben! Wie wenige können sich solchen Glückes freuen! Bleibt nur immer gute Menschen und bleibet in Gott, so wird er Euch nie verlassen und Euer Führer sein!"

Es liegt ein Brief von Ende Juni 1832 vor, der über diese erste norwegische Reise berichtet: „— — Wir sind gottlob beide beim besten Wohlsein, haben fast immer gutes Wetter und ergötzen uns an der schönen Natur. Unsere Reise ging sehr glücklich. Wir haben wenig Unangenehmes erlebt. Jetzt hausen wir in einem engen Tal, Westfiordalen, am Fuße des Gaustafield, der sich 6000 Fuß über die Meeresfläche erhebt, $^1/_2$ Meile von Rjukan foss,

dem größten Wasserfall Europas: zwei mächtige Naturszenen! . . . In Christiania hatten wir eine überaus gute Aufnahme, so daß wir alle Mittag zu Tafel geladen waren . . . Mehrere Bekanntschaften — namentlich mit den Herren Thygesen, Marliboe, Herre — werden uns auch auf unserer Rückreise von Nutzen sein . . . Ich möchte, daß Du, lieber Vater, auch einige Wochen bei uns sein könntest und mitgenießen. Es ist wunderbar schön hier, und ich führe ein Leben wie Salomon in seiner Herrlichkeit . . ."

Norwegischer Bauer
Roeldal (1835), Bleistift.
$^2/_3$ Originalgrösse.

Es hat sich im Nachlaß meines Vaters ferner ein Reisebericht von Ende August erhalten. Da heißt es: „Am 23. August morgens früh gingen wir von Kleppern weiter, wo wir beim Lehnsmann Kynning die freundlichste Aufnahme gefunden hatten. Es war ein schöner Tag. Vereinzelte Wolken, die vor der Sonne vorbeizogen, warfen malerische Schlagschatten über die großartige Landschaft. Der Pfad war hügelig und oft mußten wir ruhen, so daß wir erst bei Sonnenniedergang bei der freundlichen Wohnung des Pastors Finkenhagen eintrafen. Der Weg führte beständig an Gebirgswasser entlang, teils durch Wald, teils durch unbebaute Ebenen, und es war angenehm, immer das Rauschen des Wassers zu hören. In einem kleinen See machte sich vortrefflich die Spiegelung der bewaldeten Berge. Hin und wieder wurden Bauerngehöfte sichtbar, und gerade vor uns standen die Höhen von Hjerdal.

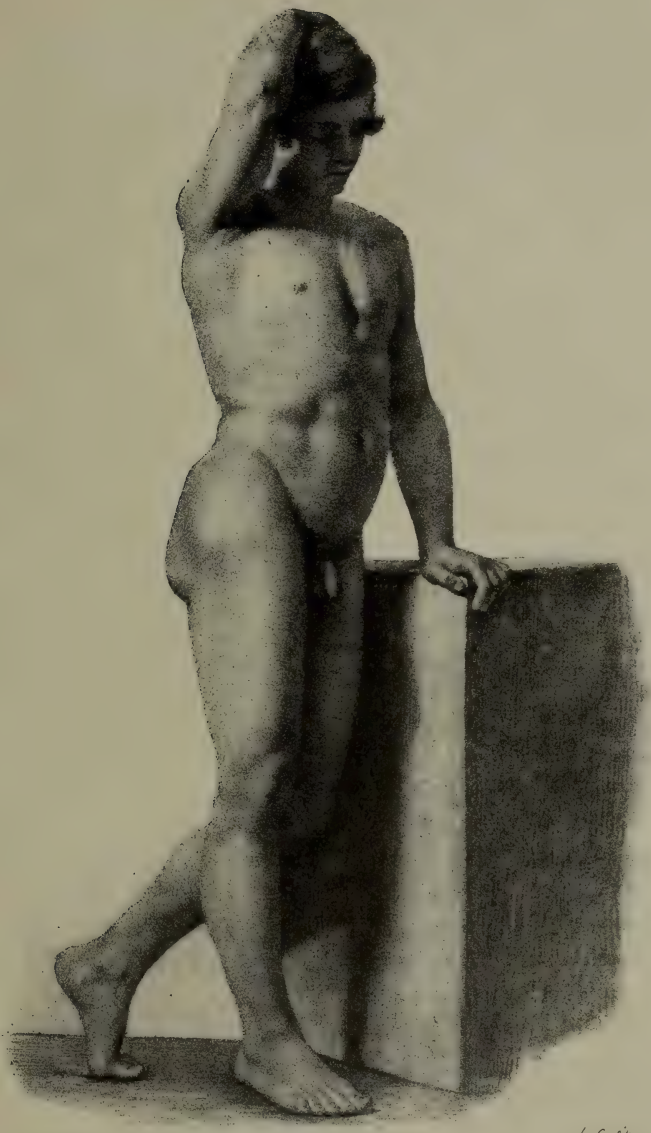
Auf der anderen Seite ein Weg, der sich über Hügel und durch Baumpartien schlängelte. Im Mittelgrund, zwischen Meer und Bauerngehöften gelegen, eine alte Kirche und schöne grüne Wiesen, die in den See hineinliefen. Die Wohnung des Pastors lag nahe bei der Kirche. Eine kleine Allee von Weiden führte zu ihr hin. Zwischen zwei Wirtschaftsgebäuden gelangt man in das Wohnhaus. Und erst nachdem wir einige Zimmer durchsucht hatten, trafen wir auf die Riesengestalt des Pastors. Mein Reisegefährte Kiste, der nicht der kleinsten Rasse angehört, erschien wie ein Zwerg gegen ihn. Sein langer Bart hing über die Weste noch hinunter und gab ihm ein Ansehen von Wildheit. Aber seine kleinen freundlichen Augen milderten diesen Eindruck — — —." Es folgt nun eine Schilderung der gastlichen Aufnahme auch von seiten der Frau Pastorin, und dann bricht der Bericht ab.

Noch besser belehren uns die nachgelassenen Bleistiftzeichnungen und Farbenskizzen und ermöglichen uns, die Reise in ihrem ganzen Verlaufe zu rekonstruieren: Modum, Tind, Reisjaal. Alles Baum- und Felsstudien, teils in Blei und teils in Tusche. Dann erst am 20. August folgen die Studien aus den oben genannten Kleppen. Und im September finden wir ihn dann wieder in Kopenhagen, wo er in der Nachbarschaft Charlottenlund und Droninggaard (6. September) allerlei Laubbäume zeichnet.

Eine große Reihe von Studien ist nicht genauer datiert, sondern nur mit der Jahreszahl 1832 versehen.

1833 Kopenhagen

Nach seiner Rückkehr eröffnete sich in Kopenhagen dem jungen Künstler eine neue Welt. Er fand dort schnell einen anregenden Verkehr mit Kunstjüngern, darunter sehr talentvollen, und mit Professoren der Akademie. Die Stellung der Künstler in der dänischen Gesellschaft war damals, wie sie noch heute ist, sehr bevorzugt. Bei Hof rangierten sie neben den Gelehrten an erster Stelle, also vor dem Militär. Mein Vater kam dadurch früh in Berührung mit dem Hofe, und die Herrschaften müssen Gefallen an ihm gefunden haben, denn sie bevorzugten ihn bald in auffälliger



Jünglingsakt. 1833. Kohle. 52×35 cm.
Mit der kleinen silbernen Medaille prämiiert.

Weise. Er erzählte mir, daß er mit einem dänischen Prinzen nachts durch die Straßen von Kopenhagen singend und lärmend zog, und daß sie von den Nachtwächtern gestellt wurden, diese aber entsetzt geflohen seien, als mein Vater ihnen sagte, wen sie vor sich hätten.

Das wichtigste Ereignis war ihm die Freundschaft mit dem geistvollen Maler Wilhelm Marstrand. Mein Vater hat sein Lebenlang bekannt, daß Marstrand sein liebster und bester Freund gewesen sei. Er hielt sein Andenken in Ehren wie das seiner ersten Liebe. Marstrand muß aber auch ein herrlicher Mensch gewesen sein. Eine nordische Reckennatur, gesund bis in die letzte Faser, kraftvoll, schön, heiter und zugleich von abgeklärter Ruhe und Festigkeit. Dazu ein wirklich genialer Künstler. Dänemark hat nur wenige Meister hervorgebracht, die ihm ebenbürtig sind: übertroffen hat ihn wohl keiner. Man findet es gerecht, daß Marstrands ehernes Bild neben der Eingangspforte des Kopenhagener Kunstmuseums steht. Marstrand bevorzugte das Figürliche, mein Vater wandte sich immer mehr und mehr ausschließlich der ernsten Landschaft zu.

Die Eindrücke, die mein Vater in Kopenhagen empfing, waren so stark, daß sie fürs Leben vorhielten. Er sang als Greis noch gern dänische Volkslieder oder holte sich Holbergs Dichtungen hervor und lachte sich herzlich aus über „Erasmus Montanus", den sein Freund Marstrand im Bilde so köstlich dargestellt hat.

Im April 1833 stellte er in der akademischen Ausstellung in Kopenhagen ein großes Bild aus, zu dem er im Jahre vorher auf seiner ersten Studienreise die Vorarbeiten gemacht hatte.

Die Ausstellung wurde, wie regelmäßig in Kopenhagen, vom König selbst eröffnet. Das war damals Friedrich VI. Der Prinz Christian, der spätere König Christian VIII., führte als Präsident der Akademie den König. Die Mitglieder und Schüler der Akademie waren sämtlich zum Festakt vereinigt. Natürlich auch die Professoren. Unter den Schülern stand auch mein Vater, und das Herz klopfte ihm vor Erregung, während der König mit dem Kronprinzen vor seinem Bilde stand. Seine Erregung stieg, als der Prinz ihn herbeirufen ließ und nun beide hohen Herrschaften ihn in die

Mitte nahmen, ihm freundlich auf die Schulter klopften und über sein Bild viel Ermutigendes sagten. Über diese vor den Augen der ganzen Künstlerschaft erteilte Auszeichnung durfte sich der Einundzwanzigjährige mit Recht freuen. Das Bild, das auch sonst mit Beifall aufgenommen wurde, fand bald einen Käufer in dem damaligen preußischen Gesandten Grafen Racinsky, der in dem Rufe eines gewiegten Kunstkenners stand. Damit bekam mein Vater auch wieder Geld in die Hand, das er auf weitere Studien verwenden konnte.

Im Mai 1833 finden wir ihn denn auch schon wieder draußen. Er hatte sich die entzückende Gegend von Hellebek und Helsingör gewählt, die nördlichsten, am Sund gelegenen Punkte der dänischen Insel Seeland. Üppige Buchen, die ihre zartgrünen Äste über den Strand des blauen, ewig wechselnden Meeres und auf saftig grüne Wiesen ausstrecken; darauf das glänzende, wiederkäuende Rind behaglich hingebreitet, und ein stilles, friedsames Volk auf Wiesen, Feld und See emsig wirkend. Dem sich so ganz mit junger, frischer Seele hinzugeben und daran seine frohe Kraft zu üben — was mochte Schoeneres gesîn? Mit ihm genoß diese Freuden sein Landsmann und Studienfreund Adolf Carl (geb. 1814).

Carls Kunst steht der meines Vaters am allernächsten; jedenfalls die seiner jüngeren Jahre. Es ist mir mit Bildern von Carl begegnet, daß ich sie für Arbeiten meines Vaters hielt. Mit den Werken keines anderen Künstlers ist mir eine solche Verwechslung möglich.

Als Greis von 70 Jahren schrieb mein Vater nieder: Er habe mit Carl, dem sich später auch ein Schauspieler J. L. Schneider zugesellte, den ganzen Sommer 1833 in Hellebek und Kullen unter fleißigster Arbeit nach der Natur die schönsten Zeiten verlebt, die immer einen Glanzpunkt in seiner Erinnerung bildeten. Seine Studien geben davon Zeugnis. Es sind Bleistiftzeichnungen von einer noch etwas ängstlichen Manier, worin sich der Wunsch bekundet, keinen Zug der reichen Natur unbeachtet und unverwertet zu lassen. Vor allem hat er es auf die herrlichen Buchen abgesehen, die den hügeligen Strand beleben. Wir haben darunter ein

Blatt, eine Bleistiftzeichnung aus dem Juli, von Hellebek mit dem Blick auf das Schloß von Helsingör, auf dem sich seine beiden Begleiter gezeichnet finden. Unter dem Malschirm sitzend C a r l und weiter vorne im Grase faullenzend offenbar der Schauspieler S c h n e i d e r. Andere Skizzen betonen den mit Felsblöcken besäten Meeresstrand. Besonders in den Blättern, die das Kap Kullen behandeln, sehen wir den Künstler im Kampfe mit den geschichteten und wild zerklüfteten Küstenfelsen, deren plastische Gestaltung ihm mit dem Bleistift noch nicht recht gelingen will. Auch allerlei Staffage, Fischergruppen, Gänse u. dergl. sind gesammelt, offenbar schon im Hinblick auf die Ölgemälde, deren Landschaft sie beleben sollen. Neben der reinen Bleistifttechnik finden wir hier wieder mehrere Blätter in Tusche ausgeführt, ein Verfahren, das er nur wenige Jahre beibehalten hat, obgleich dabei recht Wirksames herauskam. Außerdem entstand eine Reihe kleiner farbiger Studien, die mit unendlicher Sorgfalt staunenswerte Sicherheit des Blickes und gleiche Sicherheit der Hand verbinden. Der junge Künstler hat in diese kleinen Studien seine ganze Seele gelegt. Man sieht es ihnen an, daß sie von einem glücklichen Menschen geschaffen sind. Dazu stimmt, was der Siebzigjährige im Andenken an die Entstehungszeit dieser Studien niedergeschrieben hat. Es ergänzen sich da Wort und Bild zu einem freudigen Bekenntnis. „An Dänemark knüpfen sich für mich die glücklichsten Jugenderinnerungen. Jeder Däne, der mir die Freude seines Besuches schenken will, soll mir ein hochwillkommener Gast sein. Ich schreibe diese Zeilen in meiner Heimat Holstein, wohin es mich fast alljährlich zieht. Bei günstigem Licht sehe ich die Inseln Laland und Langeland aus dem Meere auftauchen und ich bin dann oft mit meinen Gedanken in Dänemark. Hier in der ganz gleichen Natur Holsteins finde ich wieder wohltuende Nahrung für Geist und Gemüt. Oft greife ich auch zu den schon gedunkelten Studien aus Dänemark, ein Bild danach zu malen."

Technische Schwierigkeiten kannte dieser Jüngling von 21 Jahren beim Malen nicht mehr. Er setzt die Farben so rein und

sicher hin, daß nirgends mehr eine Vorstellung des Tastenden, Suchenden oder gar Mißglückten lebendig werden kann. Hier decken sich Wille und Erfolg. Man mag diese ganze, reine, selbstlose Hingabe an die Natur, diesen — ich möchte sagen — frommen Verzicht auf des Künstlers eigene Natur heute als zu objektiv, zu leidenschaftslos ablehnen. Das ist Stimmungssache und Sache der Mode, Sache der Kulturentwicklung: ein Recht, die keusche Naturliebe unserer Väter zu tadeln, haben wir jedenfalls nicht; eher möchte sich etwas Neid einschleichen. Wohl dem, der mit solchen Kinderaugen in die schöne Natur blickt! Er hat das Himmelreich auf Erden. Auf diese und verwandte Studien beziehen sich die Worte Karl Schefflers, die er anlässig der Louis-Gurlitt-Gedächtnisausstellung bei Fritz Gurlitt vom November 1910 niederschrieb (Kunst und Künstler, IX, Heft III, S. 147): „. . . Man wurde an die Stimmung der unvergeßlichen Jahrhundertausstellung erinnert; und wieder waren es die kleinen Arbeiten, die unmittelbar vor der Natur gemachten Studien, vor denen man sich einen bürgerlichen, gar nicht überschwänglichen, aber sehr innig und wahr empfindenden Landschafter, einen vorzüglichen Zeichner und sehr soliden Maler in einer neuen Weise entdeckte. Umfangreiche Ankäufe von Lichtwark legen Zeugnis dafür ab, daß auch die Galerieleiter die kunsthistorische Bedeutung dieser Studien begreifen. Eine Malerei, wie sie in den besten der kleinen Bilder von Louis Gurlitt vor uns hintritt, ist geeignet, dem mißbrauchten Wort Heimatskunst seine Würde zurückzugeben."

1834

Dieses Jahr 1833, das kein Mißklang trübte, ging auch festlich zu Ende. Als mein Vater nach Kopenhagen zurückkehrte, erhielt er von der Akademie die kleine silberne Medaille. Er meldete (29. Dezember) die frohe Kunde seinen Eltern am Schluß eines langen Briefes als „Mittel gegen die Ohrenschmerzen seiner Mutter". Seine Eltern wußten sich vor Freude nicht zu fassen.

Mein Onkel Cornelius erinnerte sich als Greis noch des Jubels, den dieser erste große Erfolg des jungen Künstlers in das Elternhaus

brachte: „Die arme Mutter", schreibt er, „wurde halb totgeküßt und die Mützen von Vater und Onkel Eberstein flogen an die Decke. So können sich nur gute Menschen freuen!"

Zur Erklärung folgte bald die Notiz: „— — Ihr wollt wissen, liebe Eltern, wie es mit der Verteilung der Medaillen ist? Das ist sehr einfach, Euch zu beschreiben: Nachdem der Kursus geschlossen, werden von allen Klassen die Zeichnungen nach den Nummern aufgehängt. Mehrere Tage sind die Mitglieder der Akademie des Morgens versammelt, um zu beurteilen. Und wessen Zeichnung nun die beste ist, der bekommt die Medaille oder vielmehr, sie wird ihm zuerkannt und Ostern werden die Medaillen verteilt. — —

Wir haben schon wieder eine Figur im neuen Kursus gezeichnet und sind jetzt fleißig bei der andern. Man macht mir jetzt viel Hoffnung darauf, das Stipendium zu erhalten, und Professor Möller glaubte, es könne mir nicht fehlen; mir will es noch gar nicht recht einleuchten. Aber denkt Euch, was für ein Glück das wäre! Dann könnte ich ganz sorgenfrei meine Wanderung nach Italien antreten. Wollen nun sehen, wie's wird! Ich glaube, ich werde solange hierbleiben, bis ich es losgerissen habe. Ich habe den Vorteil, daß ich der einzige Landschaftsmaler bin, der eine Medaille hat, worauf sie doch etwas sehen müssen."

Zur Ausstellung in Kopenhagen, die am 1. April veranstaltet werden sollte, schickte er vier Bilder, von denen drei angenommen wurden: Landschaft von Kullen, Strandpartie von Helsingör und Hellebek, Studienbild von Hammermoellen. Das an zweiter Stelle genannte Bild erwarb König Christian VIII.

Vater gab seine Absicht, nach Norwegen zu reisen, auf, weil eine Konkurrenz für Landschafter vom Kunstverein ausgeschrieben wurde, an der sich alle beteiligen sollten. Vorgeschrieben war eine dänische Landschaft. Die Prämie betrug 150 Speziestaler. „Mitte Mai", schrieb er, „reisen Carl und ich nach Schweden, weit ins Land hinein und kommen im Juli zurück."

Schließlich meldet er noch, daß er eine kleine Platte radiert habe, die den Kunstverein veranlaßte, eine größere bei ihm zu bestellen,

die gut bezahlt werden sollte. Beide Platten sind mir durch selten gewordene Abzüge bekannt.

Die Reise nach Schweden erfolgte gegen Ende Mai. Ziel der Reise war Blekinge, ein südlicher Küstenstrich von Schweden, der auf gleicher geographischer Höhe liegt wie der nördlichste Teil der Insel Seeland. Er landete im Örtchen Sölvesborg. Das Skizzenbuch, dessen erstes Blatt den Hafen von Sölvesborg zeigt (29. Mai), und Einzelblätter jeder Größe enthalten eine Reihe Bleistiftstudien: Felsgerölle zwischen lockerem Birkenlaub mit Ausblicken auf die flache Meeresküste und mit allerlei Figuren, Seemannstypen und Getier vom Strande. Daneben wieder Tuschzeichnungen der gleichen Motive, besonders aus dem Örtchen Sisebeck bei Sölvesborg. Die Federzeichnungen sind so sorgsam ausgeführt, daß sie sich wie Radierungen ausnehmen; wohl entstanden sie auch im Hinblick auf die bevorstehende, dem Kunstverein zu radierende große Platte.

Am 1. Juli hielt er wieder seinen Einzug in Kopenhagen. Im September begann er sein Konkurrenzbild zu malen, arbeitete mit großer Lust daran und hoffte es in 3 Wochen fertig zu bekommen. Gleichzeitig arbeitete er an der großen Radierung, ging nebenbei auch fleißig ins Theater, wo eine deutsche Truppe „ziemlich gute Vorstellungen" gab. Nach Abschluß dieser beiden Arbeiten fand er noch Zeit zu einer Herbstreise in das nahe Land, denn es liegen noch aus dem September Zeichnungen vor von Esrom in Seeland, von Kap Kullen, von Klitcken paa Ringeriget.

Am 20. September ist er dann wieder in Kopenhagen und richtet sich elegant ein. Er spricht wieder die Hoffnung aus, im Winter die große Medaille zu bekommen und damit vielleicht das Stipendium für Rom.

Am 20. November kommt Vater auf sein Porträt von Freundeshand zu sprechen. Der Kopf sei fertig und sehr ähnlich. „Ich habe", schreibt er, „im ganzen schon 8 Tage sitzen müssen und außerdem muß ich eine Landschaft dafür malen. Aber weil ich weiß, daß es Euch eine Freude macht, so muß ich mich darein finden, obgleich mir das Sitzen von allen Übeln vielleicht das größte ist." Wieder ist der Künstler

leider nicht genannt (Mohrnagen?). Es handelt sich vermutlich um das Bild, das jetzt im Besitze meiner Schwägerin, Frau Prof. Mary Gurlitt in München, ist und von dem ich eine lithographische Nachbildung bei Herrn Landesarchivar Georg Saxild in Viborg gesehen habe. Es ist ein kleines Kniestück und zeigt den jungen Künstler mit langer Pfeife und bequemer Mütze in recht lebensfreudigem Ausdruck.

In einem damaligen Briefe die Klage: „Es reisen so viele meiner akademischen Freunde fort. Bei jedem Abschied steigert sich die Lust, auch recht bald nach Süden zu kommen. Wenn man von dem Leben und Treiben der Künstler in München und Rom hört, muß einem das Herz groß werden."

Am 5. November meldet er, daß die Prämie nicht gefallen sei, und fährt wörtlich fort: „— — Nachdem dies abgemacht war, wurde der Vorschlag gemacht, die ausgezeichnetsten der Gemälde anzukaufen und den Preis selbst nach ihrer Güte zu bestimmen. Danach wurde mein Bild für das beste erklärt (man sagt mir, die Qualität sei dagewesen, aber die Quantität nicht), und mir wurde der Antrag gestellt, es für 100 Speziestaler zu überlassen, worauf ich natürlich mit Freuden einging. Ein Bild von Mohr wurde für 90, Carls Petersen (?) und Kjarskovs für 15 Speziestaler verkauft, die andern fielen durch. Außerdem habe ich im selben Monat eine Platte radiert, wofür ich 25 Speziestaler erhielt. Ich habe demnach in $3^1/_2$ Wochen 470 Markkurrant verdient. Das läßt sich schon hören!!! — Der Zufall hat es gefügt, daß Carl und ich wieder zusammenwohnen, oder vielmehr im selben Hause."

Hier folgt nun eine Briefnotiz, die deshalb Beachtung verdient, weil sie auf dem Gebiete des Zeichenunterrichts Ansichten vertritt, die sich bei uns in Deutschland erst in den letzten Jahren durchgegesetzt haben: „— — Sage doch, lieber Vater, den Zeichenlehrern, daß sie die Kinder nicht nach Vorlagen zeichnen lassen sollen, sondern lieber gleich nach natürlichen Gegenständen, z. B. nach einem Leuchter, Messer, einer Tasse u. dergl. Das erstere ist wirklich ganz nutzlos. Bei dem letzteren dagegen lernen sie die Natur an-

Motiv aus Norwegen. 1834 (?). Oel; unfertig, ca. 125×100 cm, Besitzer Joh. Gurlitt in Altona.

sehen und wiedergeben, was ihnen durchs ganze Leben hindurch viel Vergnügen machen wird. Man beobachtet bei allen denen, die nur nach Vorzeichnungen gearbeitet haben: einen Naturgegenstand wiederzugeben, ist ihnen nicht möglich. Wie angenehm würde es aber sein, wenn sie einen Gegenstand oder eine schöne Gegend, die Eindruck auf sie gemacht hat, die Züge eines Menschen usw., wiedergeben könnten. Mag es auch mittelmäßig sein, es würde doch immer hinreichen, um ihnen das Original wieder lebhaft vor die Seele zu führen und ihrer Erinnerung beizustehen."

Am 10. November übersendet er den Eltern ein Bild, Partie aus Blekinge in Schweden; „Das Haus, das hier im Mittelgrunde steht, ist die Mühle, auf der ich 6 Wochen gewohnt habe. Das Bild ist mir nicht so gelungen; weil es schon vor Dezember in Hamburg sein soll, habe ich mich etwas übereilen müssen und nicht Zeit gefunden, manches daran zu ändern." Er will 60 bis 70 Speziestaler dafür fordern.

Das Wertvollste, das auch in diesem Jahre hervorgebracht worden war, waren offenbar die farbigen Studien aus Blekinge. Diese finden sich noch in ziemlicher Vollständigkeit unter Vaters Nachlaß. Der Bauernhof aus Sisebeck, der in Tuschzeichnung vorliegt, ist, genau in gleicher Aufnahme in farbiger Skizze erhalten, jetzt im Besitz der Kunsthalle in Hamburg; Fels- und Baumstudien aus Blekinge sehe ich auch verwertet zu einem mittelgroßen Bild, das im Besitze des Herrn Christen Saxild in Kopenhagen ist.

Kopenhagener Akademie

Von dem Wesen der Akademie in Kopenhagen in jener Zeit weiß man in Deutschland wenig, bedauerlich wenig, wenn man bedenkt, daß auf ihr eine Reihe hervorragender deutscher Künstler als Lehrer wirkten, und daß fast alle jungen Künstler aus Schleswig-Holstein und Hamburg dort ihre künstlerische Ausbildung fanden. Die Kopenhagener Akademie gehört zum guten Teil mit in die deutsche Kunstgeschichte hinein. Man wird deshalb verstehen, weshalb ich länger bei ihr verweile. Prof. Johann Ludwig Gebhard Lund, in Kiel (1777) geboren, Christoffer Vilhelm Eckersberg, geboren in Blaakrog in Schleswig (1783), sind gerade die

beiden, die für unseren Vater in Betracht kamen. Von den zahlreichen Schülern aber deutscher Herkunft wird im Laufe der Erzählung noch oft die Rede sein*).

Die letzten Zeichnungen, die mein Vater auf der Königlichen Akademie in Kopenhagen gemacht hat, fallen auf den Januar und Februar 1834. Da er in den Kunstgeschichten und biographischen Notizen, soweit ich sie kenne, als Schüler des bedeutenden Kopenhagener Malers Chr. W. Eckersberg genannt und überhaupt der Einfluß der Kopenhagener Akademie auf seine Entwicklung stark hervorgehoben wird, so möchte ich hier vortragen, was ich dazu zu sagen weiß.

Als mein Vater im 20. Lebensjahr nach Kopenhagen kam, war er schon ein selbständiger Künstler. Wir sehen die Bildnisse in Blei und Öl und eine größere Reihe von Landschaftsbildern, die schon vor der Kopenhagener Zeit auf Ausstellungen ihre Käufer gefunden hatten.

Seine erste Zeichnung im Gipssaal auf der Akademie, als solche von ihm selbst vermerkt, ist ein kniender Ganymed, das zweite Blatt eine der bekannten römischen Rhetorenfiguren.

Sein schon erstaunlich sicheres Erfassen der Formen und seine elegante Beherrschung der Kreidetechnik bewirkten, daß er schon nach diesen beiden Proben in die letzte oder Modell-Klasse aufgenommen wurde.

Die Sommer verbrachte er mit seinen Studienfreunden während der Akademiejahre regelmäßig auf Studienreisen. Daß er in der Akademie auch Malunterricht erhalten habe, davon finde ich in all seinen Briefen nicht die geringste Notiz. Nachdem er in die

---

*) Die Dänischen Kunstgelehrten Carl Madsen und Emil Hannover haben uns durch bedeutende Monographien der führenden Künstler und durch zwei Kunstgeschichten die Kunst der Dänen bekannt gemacht. Emil Hannovers deutsch geschriebene Schrift „Dänische Kunst des 19. Jahrhunderts", Leipzig 1907, und vor allem ein reich illustriertes Werk „Dänische Maler, Arbeit, Brot und Frieden" (Karl Robert Langewiesche, Pr. M. 1,80), machen uns auch mit der gerade hier in Frage stehenden Zeit leicht vertraut.

erste Klasse aufgerückt war, zeichnete er männliche Akte. Ich betone männliche, denn es ist unter dem Dutzend der großen Blätter nicht ein einziger weiblicher. Die Blätter des Jahres 1833 zeigen schon eine bedeutende Steigerung des Könnens. Die größeren sind wieder in Kreide gezeichnet, kleinere, die den Akt in Bewegung zeigen, mit Bleistift. Man hört so viel über den trockenen akademischen Ton klagen. Was hier vorliegt, verdient diesen Tadel nicht. Freilich durchflog auch mein Vater die Klassen, in denen andere bis zur Erschöpfung ausharrten. Er erzählte, er habe, als er nach mehreren Jahren der Akademie wieder einmal einen Besuch abstattete, Schüler, mit denen er zusammen gearbeitet hatte, immer noch an derselben Stelle mit Ausdauer und derselben Erfolglosigkeit studieren sehen.

Am 14. Januar 1834 meldet er seinen Eltern: „— — Die (große) Medaille habe ich nicht erhalten. Mach mir ooch keenen Kummer darum. Fange heute aufs neue an, darauf hinzuarbeiten. Es ist doch eine große Ungerechtigkeit, daß von uns armen Landschaftsmalern dasselbe in dem Fach verlangt wird wie von den anderen, deren ganzes Studium darauf gerichtet ist." — Ich verstehe das so: Die Landschaftsmaler müssen mit Aktzeichnungen in Konkurrenz mit den Historienmalern treten. — Mein Vater fährt in seinem Briefe fort: „Herr Professor M ö l l e r äußerte sich gegen mich darüber: er habe die Absicht, es der Akademie vorzustellen, daß man bei Beurteilung der Zeichnungen auf die anderweitigen Fähigkeiten des Malers Rücksicht nehmen sollte, denn auf die jetzt gebräuchliche Weise wird es einem allzu sehr erschwert. Sucht man ein Stipendium, so heißt es gleich: wie viel Medaillen hat der Mann?"

Das läßt erkennen, daß bei der Konkurrenz auf die Landschaftsmaler gar keine Rücksicht genommen wurde. Es scheint also auch danach, daß mein Vater auch auf der Akademie nur nach Gips und Akte in Blei und Kohle gezeichnet hat.

Von den Professoren der Akademie stand ihm am nächsten der Historienmaler L u n d , ein in Deutschland wenig bekannter, sehr achtbarer Künstler. Mein Vater erhielt von ihm eine Studie ge-

schenkt, die jetzt in meinem Besitz ist: Kopf eines betenden Greises, gleich fein in der Empfindung wie in der technischen Durchführung. Auch zu Meister Chr. W. Eckersberg mußte er als akademischer Schüler natürlich in Beziehung treten. Eckersberg schaltete dort wie ein König. Er war eine kraftvolle Gestalt, voll Würde und Persönlichkeit. Als Künstler in allen Sätteln gerecht, gleich sicher als Landschafter, Marinemaler, Bildnis- und Historienmaler. Er beherrschte die Technik seiner Kunst mit wissenschaftlicher Sachlichkeit und Gründlichkeit. Wenn Eckersberg Schiffe zeichnet, so kann man sich darauf verlassen, daß an ihnen alles richtig ist, so richtig, daß ein Seemann daran studieren könnte. Ich möchte ganz allgemein sagen: Ein Fehler ist auf Eckersbergs Bildern nie zu finden. Hier arbeitet ein ehrlicher Wille, ein klarer Verstand und eine zähe Ausdauer. Alles genialisch Flüchtige, alles Unklare in Form und Farbe war ihm verhaßt. Über seinen Bildern liegt die reinste Luft ausgebreitet: das Auge dringt mühelos ein in all die Klarheit der Formen und Töne. Bei Eckersberg konnte man also solide Arbeit lernen, und ich glaube gern, daß mein Vater ihm in dieser Richtung, auch ohne besonderen Unterricht genossen zu haben, viel Gutes abgesehen hat. Er verehrte in ihm wohl eine verwandte Natur.

Zu einem engeren Verhältnis aber wie vom Schüler zum Meister scheint es nicht gekommen zu sein. Ich finde jedenfalls auch im Nachlaß keinen Brief von Eckersbergs Hand. Und auch in Eckersbergs Nachlaß ist, wenn ich mich der mündlichen Mitteilung seines Biographen, des Herrn Direktors Emil Hannover, recht erinnere, kein Brief meines Vaters. Wohl aber blieb er, nachdem er Kopenhagen verlassen hatte, mit Prof. Möller und Professor Lund, seinem väterlichen Freunde, in schriftlichem Verkehr.

Es stellte sich bei meinem Vater ein direkter Widerspruch zu einigen Professoren der Akademie heraus. Das kam zum Ausbruch, als er eine sehr reizvolle jütische Landschaft ausstellte, die jetzt wieder im Besitz unserer Familie ist. Mein Bruder Cornelius hat sie in seinem Werk „Deutsche Kunst des XIX. Jahrhunderts“ repro-

duziert und zutreffend gewürdigt: jedes Strich eine Studie und das Bild doch ein geschlossenes Werk von wunderbar feiner, streng durchgehaltener Stimmung. Vater selbst schrieb einmal nieder:

„Ich hatte in Hamburg bei Bendixen mit Vorliebe Radierungen von Everdingen studiert und hoffte, in Norwegen ähnliche Motive zu finden, die ich im Geiste Everdingens auszuführen gedachte . . . Die Kunstanschauung in Kopenhagen wich vollkommen von meinem bis dahin befolgten Streben ab. Daß alte Kunstwerke für junge Künstler nachahmungswürdig wären, davon wollte man dort durchaus nichts wissen. Es wurde von den angesehensten Professoren ungern gesehen, wenn junge Künstler die Galerie besuchten, die besonders reich an vorzüglichen holländischen Landschaften ist. ‚Natur!' hieß der allgemeine Ruf, und zwar Natur in dem Sinne, daß man eine bestimmte Gegend aufs gewissenhafteste kopierte und sich jeder Veränderung im ästhetischen Sinne enthielt, nichts daran komponierte. Das Wort Komposition hatte einen gar üblen Klang. Ich konnte mich von meiner früheren Neigung nicht ganz lossagen und fand dabei in meinem väterlichen Freund, Prof. Lund, eine Stütze; aber das unbefangene Eingehen auf die Natur und das unablässige Malen nach ihr brachte mich doch bald auch zu der Überzeugung, daß sich jede Kunst nur von hier aus entwickeln müsse."

An anderer Stelle schrieb er: „Meine Kunst basiert ganz auf Studien nach der Natur. Bei meiner Anerkennung für die Leistungen Rottmanns und der beiden Achenbachs mögen sie von Einfluß auf mich gewesen sein; aber es war immer mein Streben, nur die Eindrücke zur Geltung zu bringen, die ich von der Natur empfangen hatte."

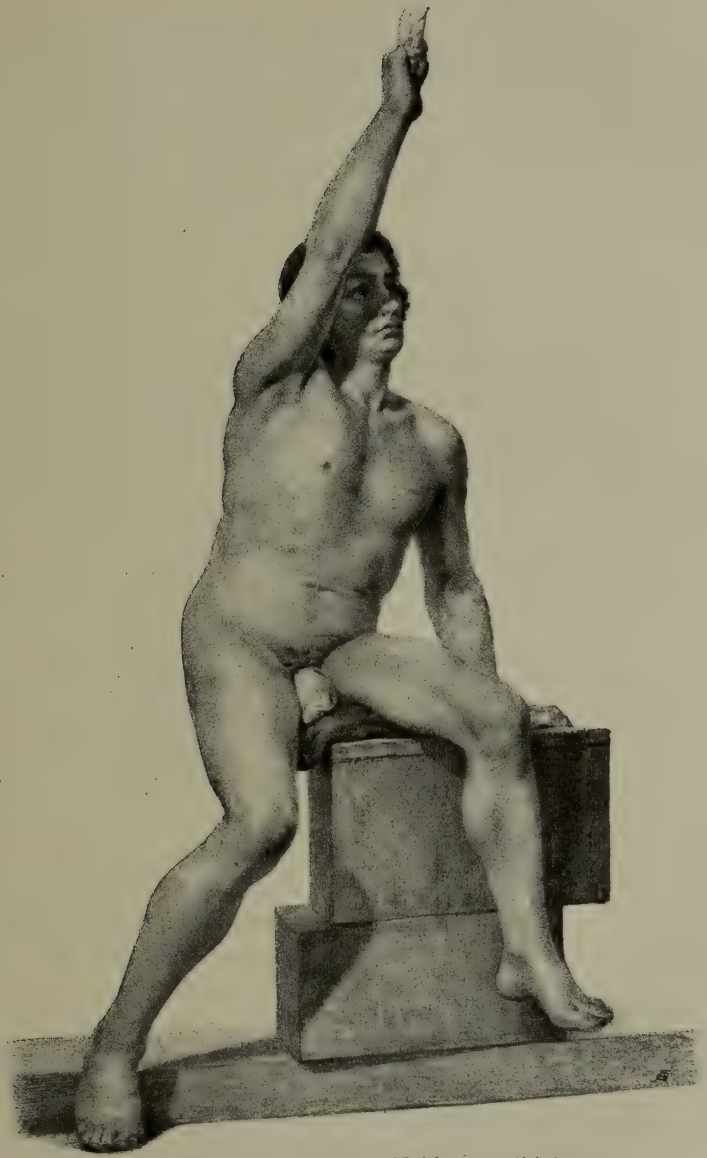
1835 Zweite Studienreise nach Norwegen

Im Frühjahr besuchte Louis seine Eltern nach dreijähriger Abwesenheit. Am 3. Mai finden wir ihn wieder in Kiel, am 25. Mai in Christiania zu Beginn seiner zweiten Studienreise, die er mit Marstrand, Mohr und Martens unternimmt. Im Monat Juni gibt er aus Bergen einen kurzen Reisebericht aus dem Har-

danger Gebirge und dann liegt aus Marifjaren in Sogn in Norwegen vom 4. August ein ausführlicher Brief vor, der den Text zu zahlreichen Studien dieser Champagne bildet. Es heißt da:

„Meinen Brief aus Bergen habt Ihr gewiß erhalten und deshalb bin ich jetzt ruhig, da Ihr wißt, daß es mir wohl gehe, aber — wie es Euch geht, davon weiß ich leider n i c h t s und werde vor nächster Woche auch nichts wissen; dann komme ich wieder auf die Poststraße, wo ich Briefe dann in Leerdal anzutreffen hoffe. M a r t e n s und M o h r sind wahrscheinlich in diesem Augenblicke in Bergen. Es traf sich so unglücklich, daß wir uns verfehlten: ich logierte am Sognefjord auf Yttrekrogen und sie eine halbe Meile weiter in Hadhammer. Als ich es erfuhr und sie besuchen wollte, waren sie den Tag vorher abgereist: ich sah das Boot am andern Ufer vorbeirudern, wußte aber nicht, daß es meine Freunde trug. Ich habe Euch so manches zu erzählen, weiß aber gar nicht, womit ich anfangen soll. Ich denke bei Yllensvang am Hardanger Fjord zu beginnen und Euch etwas über meinen Aufenthalt dortselbst zu erzählen. Die Wohnung beim Probsten H e r t z b e r g liegt scharf am Fjord, dem Folkefjord gegenüber. Dieses mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Gebirge bietet manche Naturmerkwürdigkeit. — — Der Luftdruck der Lawinen ist mitunter so stark, daß Bäume von Mannsdicke wie Taue von der Krone bis zur Wurzel zusammengedreht werden. Ja, vor nicht langer Zeit hat man erlebt, daß der Luftdruck einer solchen Lawine am entgegengesetzten Ufer ein Felsstück, das 7 Menschen nicht imstande waren, vom Flecke zu bewegen, aus dem Boden riß und 10 Fuß fortschleuderte. Ich würde es nicht glauben, hätte es mir nicht der Probst, der es mit eigenen Augen gesehen hat, selbst erzählt. Mitunter kommt eine so fürchterliche Masse von Schnee herab, daß der Fjord, der seine 500 Klafter tief ist, auf mehrere hundert Ellen mit Schnee angefüllt wird, so daß die Sommerhitze und das Wasser nicht imstande sind, es aufzutauen. — — Der alte Probst ist ein origineller, biederer Mann, durch ganz Norwegen wegen seiner Gastfreundschaft bekannt, und obgleich wir schlechtes Wetter hatten, war mir der Aufenthalt bei ihm

doch recht angenehm. Von da reiste ich am 7. Juli zu Wasser nach Graven, von dort zu Land über Voß nach Bergen, wo ich den 10. anlangte. Während dieser Tage war ich fast beständig durchnäßt, obgleich mein Mantel mir gute Dienste tat. Und wie bedaure ich, daß ich nicht habe zeichnen können! Die Gegend ist außerordentlich interessant. Schweren Herzens mußte ich weiterziehen In Bergen war ich 3 Tage, konnte aber, weil es beständig regnete, auch nicht einen Strich zeichnen, und da man mich glauben machte, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach noch mehrere Wochen so anhalten würde, so zog ich unverrichteter Sache wieder ab, obgleich es mir äußerst wichtig war, etwas zu zeichnen, da ich mehrere Bestellungen von Partien bei Bergen hatte. Ich war dort in mehreren Gesellschaften, unter anderem bei Konsul Storjohan, wo es sehr lustig herging. Bergen hat ungefähr ebensoviel Einwohner wie Altona, ist aber belebter durch den vielen Fischhandel. Von Bergen reiste ich zurück über Voß, kam den 20. in Yttrekrogen in Soln an. Auf dieser ganzen Tour hatte ich fast ununterbrochen Regen, konnte also wieder nicht zeichnen. Nun klärte sich aber das Wetter auf und ich konnte 5 Tage ungestört arbeiten. Ich logierte bei einem Kapitän M a u t h e äußerst angenehm: liebe Leute, schöne Gegend, also alles, was ich verlangte. Nachdem wieder Regenwetter wurde, belustigten wir uns mit der Jagd, Fischerei, Vogelfang und dergleichen. Am 28. machte ich eine kleine Exkursion nach Justedalen. Da sind die größten Gletscher Europas: Berseth, Nigards und Stordalsbräen. Das Wetter war so ziemlich und ich konnte eine flüchtige Skizze machen. Von hier gedachte ich über Dahle, Fortundalen nach Guldbrandsdalen zu gehen, da es aber gestern so fürchterlich geschneit hat, so riet man mir ab, weil es auf dem Gebirge lebensgefährlich wäre. So kehrte ich denn wieder um über Marifjaren (wo ich diesen Brief anfing) nach Yttrekrogen, blieb daselbst, weil das Wetter beständig schlecht war, bis 10. August, reiste zu Wasser nach Leierdalsören und auf der Poststraße über Tillefield (ein sehr hohes mit Schnee bedecktes Gebirge) nach Slidre in Valders, wo ich diesen Augenblick noch bin. Jetzt hat



Jünglingsakt. 1833. Kohle. 51,5×37 cm.

sich das Wetter wieder gesetzt und ich habe einige Tage arbeiten können. Auch heute, den 16., sieht es wieder böse aus. Ich logiere beim Kapitän Möller, werde mit vieler Aufmerksamkeit behandelt, habe alles, was das Herz wünscht, nur einen Brief von Euch möchte ich haben, Ihr Lieben. — — Sollte das Wetter wieder anhaltend schlecht werden, so reise ich wahrscheinlich bald zurück. Bin jetzt nur 2 Tagereisen von Christiania entfernt, also leicht in 5 Tagen in Kopenhagen. — — Ich mag mir all das Ungemach und die Beschwerden, die ich habe erdulden müssen, jetzt nicht in die Erinnerung zurückrufen, erst wenn die Reise überstanden ist und ich mehr ruhig geworden bin, bekommt Ihr Näheres darüber zu hören. Ich kann wahrlich von Glück sagen, daß ich nie unwohl gewesen bin, nicht einmal einen Schnupfen gehabt habe. — — Lebt wohl, liebe Eltern! Es grüßt Euch Euer Sohn Louis." Darunter eine Tintenstudie mit der Aufschrift: „Aussicht aus dem Fenster". (wilde Gebirgslandschaft mit See).

Dieses Reiseskelett bekommt Fleisch und Blut durch viel Skizzen und Farbenstudien. Schon auf dem Schiffe setzt sein Eifer ein und hält die Eindrücke der Fahrt fest: In 10 Streifen untereinander ist die „Schwedische Küste bey Goetheborg auf dem Dampfschiff 1835" schnell und eindrucksvoll skizziert, bergige Inseln und Küsten.

Von Kongsberg ging es über Bolkesjiö nach Tind und Westfjördalen zum mächtigen Wasserfall, wo der Große Elf 5—600 Fuß tief hinabstürzt. Dort wurden mit Freund Marstrand 2 Flaschen Champagner, die zu diesem Zweck der befreundete Weinhändler Wange Petersen in Kopenhagen mitgegeben hatte, unter Gesang beim donnerähnlichen Getöse geleert, die Flaschen in den Abgrund geschleudert, aus dem schwarzfeuchte Felsenkegel mit verwitterten Tannen hervorragten. „Die uns gegenüberliegende Seite des Höllenkessels mochte wohl 1000—1500 Schritt von uns entfernt sein: An der rechten Seite von uns ging das Gebirge steil abfallend bis in die Tiefe, hatte aber etwa in der Höhe, in der wir standen, in ziemlich gleicher Richtung unbedeutende Vorsprünge,

die als ‚Marienstiege' bekannt sind. Ich wußte, daß schwindelfreie Menschen diese Marienstiege gegangen waren und sich dadurch den sehr weiten Weg um das Gebirge erspart hatten. Ich traute es mir auch zu, aber nach einigen hundert Schritten fühlte ich, daß ich meine Kräfte überschätzt hatte. Zudem war der steile Felsen von dem Wasserstaub schlüpfrig geworden. Ich war außerordentlich froh, als ich rückwärts kletternd, mit dem Fuß immer einen Stützpunkt suchend, am Ausgangspunkt wieder angelangt war. Meinen Führer hatte ich mit meinem Gepäck um den Berg herumgeschickt mit dem Auftrage, mich an jener Seite zu erwarten. Ich wanderte nun noch eine gute Strecke mit Marstrand zurück und war dann so glücklich, meinen Führer wiederzufinden. Mehrere Tage hatte ich mich von einem Bauernhaus bis zu dem weit entfernten nächsten führen lassen, endlich kam ich zu einem Pastor, wo ich länger bleiben konnte. Am letzten Tage auf dem Wege zu ihm sah ich in ziemlicher Entfernung einen Bären unter einer Tanne liegen. Als er mich gewahrte, richtete er sich auf. Ich hatte gehört, daß man in solchem Falle die Ohren steif halten und ruhig weitergehen müsse, was ich denn auch mit einigen Herzbeklemmungen tat, ohne mich umzusehen. Nachdem ich eine gute Strecke gegangen war, blieb ich stehen, um meinen Führer mit den Pferden herankommen zu lassen. Meine Frage, ob er den Bären gesehen habe, verneinte er, sagte aber: ‚Ach, darum hat das Pferd so mit den Ohren gespielt.' Bald darauf hörte ich das mächtige Getöse eines Wasserfalles. Nachdem ich durch Wald und viel Gestein geklettert war, lag er vor mir in seiner malerischen Pracht. Ich beschloß, ihn von meinem nächsten Aufenthalt aus zu malen. An einem der nächsten Tage, als ich in der Nähe des Wasserfalles saß und malte, dachte ich darüber nach, was ich zu meiner Verteidigung tun könnte, im Falle mich ein Bär anfallen würde. Ich war gerade zu dem Schluß gekommen, daß ich ihm mit meinem Schirmstock, der eine starke Eisenspitze hatte, in den Rachen fahren würde, als plötzlich etwas neben mir hervortrat. Vor Schreck fiel ich von meinem Stuhl; mein Mahlkasten, die angefangene

Studie, sämtliche Farbenblasen und Pinsel kollerten den von wild durcheinander liegendem Gestein gebildeten Abhang hinab. Vor mir stand ein Bauer. Er war über mein Hinfallen wohl ebenso erschreckt wie ich über den vermeintlichen Bär. Jedenfalls war auch er ganz bleich. Er sagte mir, daß er wohl schon eine Viertelstunde hinter mir gestanden und meinem Malen zugesehen habe. Nun machten wir uns vereint daran, meine Sachen wieder zusammenzusuchen. Meine Studie war total unbrauchbar geworden. Nach stundenlangem Suchen zwischen dem Felsengeröll fanden wir alles wieder bis auf den kleinen Schlüssel zu meinem Malkasten. Das war für mich ein höchst schmerzlicher Verlust, denn mitten dort im Lande konnte ich ihn nicht wieder ersetzen. Als ich nach einigen Tagen bei meinem Pastor zu Tische saß, brachte mir das Dienstmädchen einen kleinen Schlüssel: ein Bauer habe ihn gefunden, und da er glaube, daß es solche Schlüssel in dieser Gegend nicht gäbe, vermute er, er gehöre dem Fremden, der hier weilen solle. Und richtig, es war mein kleiner Schlüssel! Ich war im höchsten Grade verwundert und erfreut. Wer mochte ihn gefunden haben in dieser verlassenen, wilden Gegend, nachdem wir ihn so lange vergeblich gesucht hatten? Nun, der muß einen guten Finderlohn erhalten. Ich war fast erschrocken, als ich einen Bauer vor mir stehen sah, dem ich zur Heilung seines Magenkrampfes in Kongsberg die Gurlittsche Altonaer-Kron-Wunder-Essenz geschenkt hatte. Er war in jener Gegend des Wasserfalles zu Hause und wollte, weil von mir vollständig von seinen Magenschmerzen kuriert, durchaus keine Belohnung annehmen. Nun sage mir einer noch, daß die Gurlittschen Tropfen keine Wunder tun!“

Von Bergen gings wieder in die Einöde des Gebirges.

In Vange, am Fuße des Fjelle Fjeld, fand er 8 Tage gastliche Aufnahme bei Prediger S t a n g e im Pfarrhof und zeichnete dort die alte Kirche, die später König Friedrich Wilhelm IV. ankaufte und in Schlesien wieder aufrichten ließ . . . Über das Tal erhob sich ein sehr steiles Schiefergebirge. Oben große Rudel von Renntieren. Der Pfarrer lechzte nach Renntierbraten: er unternahm mit dem

Motiv aus Norwegen. 1835. Bleistift. 34×28,5 cm.

jungen Maler den beschwerlichen Aufstieg unter Führung des Renntierjägers. Sie verstiegen sich und schienen verloren. Mit angelegtem Gewehr erzwang schließlich der Pfarrer von dem Jäger den Todesschwung, der sie dann alle errettete. Oben angelangt, trockneten sie sich den Angstschweiß von der Stirn, die Lust zum Jagen war ihnen gründlich vergangen. Aber der Maler bewunderte das unendliche Felsenmeer, worin die Täler wie geringe Spalten erschienen („Freund Gude hat solche Szenerien mitunter vortrefflich dargestellt"), und stiegen dann an der anderen, flacheren Bergseite wieder zu Tal. Von Pastor Stange gings zu Wagen nach Slidre: „Außerordentlich schöner Weg, im Hintergrund den Fjelle Fjeld, an den Seiten hintereinander geschobene Berge, die den Blick durch das langgestreckte Tal freilassen, schöner See, den Windungen des Tales folgend, mit felsigen Ufern und frischen Birken und Nadelgehölz. Beim Prästegaard — all diese Orte kehren auf den zahlreichen Skizzen wieder — gabs schlechtes Quartier, als Decke übelriechende Ziegenfelle, dazu Wanzen und Hunger. Als Frühstück ‚Fladbröd' (große Scheiben flach gebackenen Gerstenbrotes) zum Kaffee, aber — ungenießbar, weil es die an Krätze leidende Frau selbst gebacken hatte. Hungernd ging Louis ans Zeichnen. Mit Erdbeeren hielt er aus bis gegen Mittag. Da kam ein Hauptmann angefahren mit Geldtransport von Bergen nach Christiania und tischte ihm auf der flachen Decke des Rüstwagens ein köstliches Diner auf. Beim guten Bordeaux belebte sich die Stimmung mehr und mehr und der Hauptmann sang ergriffen patriotische Lieder, unter anderen: „Wie herrlich ist mein Vaterland, das waldumkränzte alte Norwegen, mit seinen stolzen Klippenburgen, die ewig trotzen der Zeiten Zahn." — — —

Auf herrlichem Wege gings im Wägelchen weiter nach Vangers zu Hauptmann M ö l l e r — die Hauptmänner (Kapitäne) haben als Gage einen Hof und ihre Mannschaften liegen weit in der Gegend umher —. „Das Haus lag auf sanft ansteigender Höhe, in der Tür stand die Reckengestalt des Kapitäns. Auf freundliche,

lange Anrede zieht er seine Uhr: ‚Jetzt ist es 5 Uhr. Um 5 Uhr trinke ich Punsch. Versprechen Sie mir, um 5 Uhr mit mir Punsch zu trinken, so sollen Sie mir herzlich willkommen sein. — Kone min, kom med Punschen!‘ Ergebnis: Nachts trugen die Soldaten zwei steife Männer hinauf ins Bett.“ Dem nächsttägigen Punsch zu entgehen, gab mein Vater eine falsche Auskunft über seinen Zeichenstand. Von $^1/_25$ ab hallte in den Bergen der Ruf seines Namens, kam näher und näher, endlich Antwort erzwingend. Atemlos, schweißtriefend zieht der Kapitän die Uhr: „dreiviertel auf 6!“, packte alle Zeichensachen zusammen, und nun gings wieder an das „Punschen“. Als unser Vater der Punschtyrannei entfliehen wollte, wurde ein Pakt beschlossen: der Punsch mußte bei dem Stand getrunken werden, wo er gerade malte oder zeichnete. Bei einem Besuch des Pastors Stange in Vang mit Kapitän Möller rettete mein Vater das brennende Pfarrhaus durch den glücklichen Wurf seiner ins Wasser getauchten „Toga“, die an zwei Pflöcken hängen blieb, oder half damit retten. Er blieb gegen 3 Wochen in Hjelle und hat dort „viel gearbeitet“. Als er Abschied nehmen mußte, begleitete ihn der punschfeste Kapitän Möller, mit dem er Brüderschaft getrunken und herzliche Freundschaft geschlossen hatte, mehrere Meilen weit. Von Zeit zu Zeit hielt er an, breitete die Arme aus und rief: „Ist es nicht herrlich, mein Vaterland? Ist es nicht herrlich?“ Dabei konnten ihm die Tränen über die Wangen laufen . . . „Ich konnte ihm nur von Herzen zustimmen: Schöneres hatte ich bis dahin auch nicht gesehen.“ So schrieb unser Vater am 11. I. 1884 und fügte hinzu: „Seitdem sind 50 Jahre verflossen und mein lieber Hauptmann ruht gewiß schon lange in der kühlen Erde seines geliebten Norwegens. Wie oft und wie gerne habe ich seiner in dankbarer Freundschaft gedacht!“

In Kopenhagen hatte sich das Gerücht verbreitet, der Maler Gurlitt sei tot, man habe ihn am Fuße eines Felsens neben seinem Malgerät als Leiche aufgefunden. Als er dort in das Zimmer seines Freundes Marstrand eintrat, fiel dieser vor Schreck fast vom Stuhl. „Mein Gott, lebst du? Ich beantworte eben den Brief deiner Eltern,

Louis Gurlitt.
1837. Gez. von Wilhelm Marstrand.
Besitzer: Wilh. Saxild, Kopenhagen.

um ihnen zu schreiben, daß guter Grund bestehe, das Gerücht zu bezweifeln." Vater beendete den Brief und setzte eigenhändig die Adresse darauf. Dieser Brief ist erhalten.

„Übrigens", sagte er, „hatte diese Geschichte doppelt Gutes für mich. Totgesagte sollen lange leben, und sodann: Kopenhagener Blätter, die mir sonst wenig günstig waren, hatten mich in Nekrologen über Verdienst gelobt. Wie mögen sich die guten Leute geärgert haben, als ich lebend wieder unter sie trat!"

Er hat dieses Totsagen mit 62 Jahren überdauert! —

Verlobung Weihnachten 1835

Am 18. September kam Louis nach Kopenhagen zurück. Marstrand hatte ihm nur einen Monat lang in Norwegen Gesellschaft geleistet und war schon im Juli heimgekehrt. Von ihm und allen Freunden wurde der totgesagte Gurlitt mit verdoppelter Herzlichkeit aufgenommen. Am 30. September betrat er zum ersten Mal das Haus Silkegade 41, wo sein Freund Wilhelm Saxild wohnte; dort verlobte er sich, $23^3/_4$ Jahre alt, mit Elise Saxild,

die $18^1/_4$ Jahre alt war. Dieses glückselige Erlebnis müssen wir uns von ihm selbst erzählen lassen:

„Kopenhagen, den 21. Dez. 1835 — — Mit meinen besten Glückwünschen zum bevorstehenden Feste teile ich Euch, liebe Eltern, die erfreuliche Nachricht mit, daß ich dieses Mal im Kunstverein vollkommen gesiegt habe und mit der Prämie durchgegangen bin. Es ist mir um so erfreulicher, da ich zur Gewißheit gekommen bin, daß ich sowohl beim Comité als auch beim Publikum wohl angeschrieben bin. Mit dem letzten Bilde, das der Kunstverein kaufte, hängt es folgendermaßen zusammen: Alle Bilder, die das Comité annimmt, müssen erst der Gesellschaft zur Ballotage vorgelegt werden. Wer dann über die Hälfte schwarze Kugeln bekommt, dessen Bild fällt durch. Nun hatte ich von den ausgestellten Bildern am wenigsten schwarze, nämlich nur 6, was ein seltener Fall ist. Das Bild ging demnach brillant durch. Mein Ansuchen um ein Stipendium beim fonds

Elise Saxild
1837. Gez. von Wilhelm Marstrand.
Besitzer: Wilh. Saxild, Kopenhagen.

ad usum puplicum habe ich eingereicht. Von der Kgl. Akademie habe ich eine sehr vorteilhafte Empfehlung erhalten zur Unterstützung meines Gesuches. Ich hoffe mit ziemlicher Gewißheit, wenn nicht nächstes Frühjahr, so doch im Sommer darauf das Stipendium zu erhalten. Es wäre mir fast lieber, es etwas später zu bekommen, da ich es doch hauptsächlich zur italienischen Reise gebrauchen möchte." (Ich möchte hier einfügen, daß noch eine Abschrift von dem empfehlenden Schreiben der Akademie vorliegt, worin es heißt, daß Gurlitt von allen Schülern der ‚befähigste und reifste' wäre.)

Der Brief fährt fort: „Mit meinen Geldangelegenheiten steht es jetzt vortrefflich: ich habe nämlich nach meiner Rückkunft von Kopenhagen ungefähr 1000 Mk. courant verdient. Das ist doch nicht so unbedeutend — in 4 Monaten.

Ich würde diese Weihnachten eine Tour nach Helsingör gemacht haben, wenn ich nicht genötigt worden wäre, eine Partie in einem kleinen Vaudeville zu übernehmen, die auf der Strandmühle, eine Stelle 2 Meilen von hier, aufgeführt werden soll. Das ganze Personal besteht aus Malern. Diese und selbst die Damen haben Knebelbärte. — — Nach dem Schauspiel ist Maskerade oder Ball in Kostüm. Die meisten versprechen sich viel Vergnügen von dieser Gesellschaft, ich erwarte mir weniger, weil ich all dieses Theater- und Dilettantenwesen nicht leiden kann. Zu Weihnachten abends bin ich zu einer Gesellschaft hier in der Stadt eingeladen in eine außerordentlich angenehme Familie. Die Mutter mit ihren erwachsenen Söhnen sind fast mein nächster Umgang. Von den Töchtern ist besonders die jüngste ein Ideal von Weib. Sie heißen Saxild. Wer weiß, vielleicht werde ich den Namen noch sehr oft vor Euch nennen! Viel Glück zum neuen Jahre wünscht Euch Euer Euch liebender Sohn." —

„Den 24. Dezember, nachts 1 Uhr.

Liebe Eltern.

Soeben komme ich zu Hause und habe meine Verlobung mit dem liebenswürdigsten Geschöpf gefeiert. Ihr habt doch nichts

dagegen? Ihr könnt nichts dagegen haben; ich bin so glücklich, so glücklich! Bald werde ich Euch ihr Portrait übersenden. Haben Euch nicht die Ohren geklungen am Weihnachtsabend? Wir tranken unseren Eltern in Altona „Skaal!" Wenn ich erst mehr ruhig bin, sollt Ihr eine genaue Beschreibung meiner Braut haben. Sie ist die Unschuld selbst. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Geschöpf in dieser Welt sich so rein erhalten kann. Glaubt nicht, liebe Eltern, daß es bei mir jugendliches Aufbrausen ist: ich kenne sie schon lange, aber habe kaum wagen dürfen, sie anzusehen; fast täglich kam ich in ihr Haus, oft unter den lächerlichsten Vorwänden. Meine Liebe steigerte sich mit jedem Tage, bis ich endlich heute Nachmittag nicht länger widerstehen konnte. Obgleich ich bei ihnen erst diesen Abend in Gesellschaft sein sollte, ging ich doch schon Nachmittags hin und entdeckte mich der Mutter und diesen Abend der Tochter.

Euer glückseliger Sohn."

„Kopenhagen, den 3. Januar 1836.

Wie sehr Euch, liebe Eltern, die Nachricht meiner Verlobung überrascht hat, kann ich mir denken. Mit der größten Sehnsucht sehe ich einem Brief von Euch entgegen.

Mehr aus langer Weile als aus Absicht kam ich kurz nach meiner Rückkunft aus Norwegen in Saxilds Haus, um den Sohn cand. jur. zu besuchen. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und blieb den ganzen Abend. Gleich, wunderbar genug, beim Eintritt ins Zimmer machte die jüngste Tochter einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mich den ganzen Abend nicht getraute, sie anzusehen, und obgleich ich weder ans Verlieben noch ans Verloben dachte, machte mir doch ein Ring, den sie am Finger trug, große Sorge. Zu Hause angekommen, teilte ich Marstrand, bei dem ich logierte, die Begebenheiten des Abends mit und als ich die jüngste Tochter nannte, brach er in Lobeserhebungen über ihren Wert aus und goß Öl in die Flamme. Sie beschäftigte mich so sehr, daß ich schon nach einigen Tagen Gelegenheit suchte, sie wieder zu besuchen. Ich merkte bald, daß es nicht so ganz richtig mit mir

sei, und da es bis jetzt im Grunde nur ihr Äußeres war, was mich beunruhigte, so gab ich mir alle mögliche Mühe, einige Mängel in ihrem Wesen zu entdecken, um auf diese Weise meiner Unruhe zu begegnen. Es glückte auch bald, einige zu entdecken und es schien eine Zeitlang keine Gefahr mehr zu haben. Jetzt konnte ich auch ruhig mit ihr sprechen und hatte Gelegenheit, sie so ganz kennen zu lernen, was bei einiger Menschenkenntnis nicht so schwer war, da sie ganz Unschuld und Offenheit ist. Hatte ich den Eindruck, den ihr Äußeres auf mich machte, überwinden können, so strandete ich bei der Erkenntnis ihres engelreinen Inneren: Ich hatte nirgends Ruhe mehr, keine Gesellschaft konnte mich erfreuen, wo sie nicht zugegen war, und auf meist erfinderische Weise wußte ich fast täglich einen Vorwand zu ergrübeln, um sie zu sehen. Und da ich eine ähnliche Zuneigung bei ihr zu entdecken glaubte, gab es keine Wahl mehr. Alle Skrupeln und Meinungen waren bald beseitigt, und ehe ich es merkte, war ich zu einer ganz neuen Philosophie gekommen. Die Meinung, daß die Liebe zu einem Mädchen und zur Kunst sich nicht vereinigen lasse, wurde durchaus verworfen, denn je mehr ich sie liebte, um so teurer wurde mir meine Kunst und es wurde mir bald klar, daß ich im Grunde sie in meiner Kunst und meine Kunst in ihr liebte. Jetzt sann ich nur auf eine passende Gelegenheit, um ihr meine kleine Person anzubieten. Wie sehr mußt ich befürchten, daß dieser Schritt sie zu sehr überraschen würde, da sie gewiß keine Ahnung von meinem Zustand hatte, denn ich hatte auf das sorgfältigste vermieden, sie durch leere Komplimente und abgeschmacktes Courmachen zu belästigen: ihre Person war mir zu heilig und ähnliche Kunstgriffe kamen mir verächtlich vor. Furcht und Zweifel beängstigten mich sehr, und obgleich ich der Mutter ganzes Wohlwollen besaß, so zweifelte ich doch an ihrer Einwilligung und zog daher vor, mich erst an die Mutter zu wenden, mich ihrer Zustimmung zu versichern. Bekam ich eine abschlägige Antwort, so wäre ich augenblicklich von Kopenhagen abgereist und wäre insofern doch beruhigt, die Tochter in ihrer kindlichen Sorglosigkeit nicht gestört zu haben. Zum

24. Dezember war ich zu ihnen eingeladen und sann nun, wie ich auf eine passende Weise mein Geschäft anbringen sollte. Es ließ mir keine Ruhe, statt des Abends ging ich schon Mittags hin, erbat mir mit der Mutter eine Unterredung unter vier Augen, brachte meinen Antrag an, und obgleich er sie sehr überraschte, , trug sie doch keine Bedenken, mir ihre Zustimmung zu geben. Ich bat sie, ihre Tochter davon nicht in Kenntnis zu setzen, da ich wünschte, dieser selbst mein Herz zu eröffnen. Der Umstand, daß ich mit der Mutter allein gesprochen hatte, und vielleicht der Mutter bedeutungsvolles Gesicht ließ sie indessen doch vermuten, daß Erhebliches vorgefallen sein müßte; sie bestürmte die Mutter und bat aufs flehentlichste, ihr doch den Inhalt unserer Unterredung mitzuteilen, da aber die Mutter auf ihrer Weigerung bestand, brach sie in Tränen aus und meinte, es wäre doch schrecklich, ihr das vorzuenthalten, da es sie doch am nächsten anginge. Ihr antwortete die Mutter:, ‚wills Dir nur sagen, Gurlitt ist hier gewesen und hat um Deine Schwester R. gefreit'. Das konnte sie nicht ertragen, wurde ganz krank und meinte, man solle zum Doktor schicken. Da die Sache also stand, könnt Ihr Euch leicht denken, liebe Eltern, daß sie es mir am Abend nicht schwer machte. Ich war zeitiger als die anderen Gäste da, die Mutter gab uns Gelegenheit, allein zu sein, und wir verstanden uns bald. Nun erst erfuhr ich, wie auch bei ihr die Neigung zu mir stets gewachsen sei, wie sie sich Mühe gegeben habe, solche zu unterdrücken, wie sie sich im Stillen mit mir beschäftigte. Ihr glaubt nicht, liebe Eltern, wie glücklich mich dieses Geständnis gemacht hat, und die Freude zu wissen, daß ich ihre erste und einzige Liebe sei, daß ich so ganz ihr Herz besitze, könnte einen zum Gott machen! Am selben Abend wurde unsere Verlobung deklariert und an den folgenden Festtagen wimmelte es von Gratulanten: Beständig hielten Wagen vor der Türe, noch jetzt dauert es fort. Mir sind indessen die Besuche so langweilig, daß ich wohlweislich des Morgens zu Hause bleibe. Mehreren Bällen zur Feier unserer Verlobung habe ich schon beiwohnen müssen, unter anderem beim Justizrat D a h l , bei

Konferenzrat Monradt, beim General-Postdirekteur. Auf letzterem Ball waren ungefähr 60 Personen aus den höchsten Ständen. Skaal wurden ausgebracht und wir wurden im Ganzen sehr geehrt. Ich muß schließen, weil die Post gleich abgeht. Ich hätte noch so viel auf dem Herzen, um es Euch zu erzählen. Im nächsten Brief werde ich Euch meine Empfehlungen von der Akademie mitteilen, dessen Hauptinhalt ist, daß ich für den ‚tatentvollsten und reifsten' zu einer solchen Reise vorgeschlagen bin.

Tausend Grüße von meiner lieben Braut, ihrer Familie und von mir.

Schreibt doch gleich und recht umständlich! Meine liebe Braut glaubt schon, daß Ihr mit meiner Wahl unzufrieden seid und zweifelt an dem gewiß doch herzlichen Anteil, den Ihr an unserem Schicksal nehmt. Überzeugt sie eines Besseren und schreibt bald

Eurem glücklichen Sohne Louis.

Tut mir den Gefallen und zeigt diesen Brief niemandem."

Die Familie Saxild gehörte einem alten dänischen Geschlechte an, aus dem mehrere einflußreiche Juristen und Staatsbeamte hervorgegangen sind. Elisens Vater, Jacob S., war Fuldmaegtig (Bevollmächtigter, Anwalt) gewesen. Ihre damals schon verwittwete Mutter Anna war eine geborene Schoening, eine zarte Frau von feinen Zügen und großer Herzensgüte, die mit einer erstaunlichen Willenskraft und Selbstbeherrschung gepaart war. Mit dem jungen Bräutigam hielt in ihr stilles, frommes Haus, Silkegard 41, ein ganz neuer Menschenschlag seinen Einzug. Davon erzählt sehr anschaulich ihr Enkel, der Landesarchivar Georg Saxild in Viborg, in der Lebensbeschreibung seines Vaters, die soeben in dänischer Sprache erschienen ist: „Das Volk kam daher mit Sang und Klang, eine ganze Bohème von Malern und Musikern, zumeist deutscher, holsteinischer Herkunft. Da war der liebenswürdige Maler Johs. Moor (in Vaters Briefen heißt er stets Mohr), und Herm. Carmieneke, dessen Schönheit Elisens Schwester Rikke und Elisens beste Freundin, Virginie

Bidoulac, ‚fast ins Irrenhaus brachte'. Da war der musikalische Elias, der Elise ärgerte, indem er sie ‚mein liebes Kind' nannte. Sie fand ihn zu dreist. Gleichen Einspruch erhob sie gegen den Musiker Ernst Meyer, der mit der umherziehenden Beckerschen Schauspielertruppe reiste; da war der (etwas gar derbe und ‚schlagfertige') Bildhauer Heinrich Siegel aus Altona, Louis Vetter, mit dem Spitznamen Sigenét = Siegel, der feine Landschaftsmaler Adolf Carl, der Landschafter und Schauspieler Joh. Andr. Schneider, Gurlitts Schüler, Carl Groling, Wölperding, Raffit u. a. Von dänischen Malern, außer Wilhelm Marstrand, als ständige Gäste auch Jörg Roed, Mart. Rörbye; von Nordländern Joh. Flintoe (1835) und Ad. Tidemann, von dem Gurlitt nichts hielt. —

Die jungen Künstler spielten Gitarre und sangen Quartette — hierin unterstützt von Ludwig Hjorth (dem „jungen Mann"), Sohn des Justizrats Hjorth, und dem Chirurgen C. E. Hohn, der eine herrliche Baßstimme hatte —; sie zeichneten und trieben Allotria, machten sich über der Hausfrau Leckerbissen her und unterwiesen ihre Töchter in allerhand musikalischen und künstlerischen Dingen. Hanna war die gelehrigste — oder energischste: sie sang mit Elias; die schlichte Line war „Muse": sie gab den Künstlern „Ideen" zu ihren Zeichnungen. Elise war es wohl, die sich durch diese Invasion am wenigsten in ihrer Ruhe stören ließ."

Trennung München 1836

Wie Hermann zu seiner Dorothea, so sagte Louis zu seiner Elise:

„Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ichs bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft." — —

„Das Meine?" Das war seine Kunst und sein freudiger Idealismus. Jetzt hieß es, das Höchste leisten, um die Braut zur Frau zu erringen. Es wurde eine Trennung von 2 Jahren geplant. Dann wollte er als perfekter Meister zurückkehren und sich sein Weibchen einholen.

Im Frühjahr 1836 soll es auf die Reise gehen. Vorher blieb ihnen ein halbes Jahr beglückenden Beisammenseins.

Elise, ihrer willensstarken Mutter brave Tochter, hielt sich wacker bis zur letzten Minute — aber am Zollhaus, als das Schiff mit ihrem Geliebten abfuhr, da brach sie zusammen.

Der Bräutigam reiste am 16. Mai von Kopenhagen ab, zuerst zu seinen Eltern, dann nach München und Umgegend. Ein kleines Skizzenbuch (17 × 10,5 cm) bringt leichte Notizen aus dieser Reise: „Travemünde, den 17. Mai, 1836" zeigt den Hafen mit Leuchtturm und zwei Schiffen, leicht mit Tusche getönt, „die Wartburg bei Eisenach, den 16. Juni 1836" in gleicher Manier; Blick aus dem Tal nach der Burg hinauf. „Eisenach, den 16. Juni 1836", ebenso eine anmutige Landschaft mit dem Hörselberge in der Ferne. Es folgt eine Wolkenskizze in Blei, „Morgens 8 Uhr Rosenheim", dann ein Blick auf den Chiemsee ohne Datum in Tuschtönung, weiter mit Blei, den 8. Juli 1836, vermutlich auch der Chiemsee. Schließlich eine leichte angedeutete Gebirgskette mit der dänischen Beischrift — ein Beweis, wie sehr er noch dänisch dachte — „til Jisvandet. (?) Bartholomae" und eine feiner ausgeführte Baumstudie „til Efiselven (?) ved Barthol. — 1836 — den 3. August". Sogar ein dänisches Gedicht zum Preise des Königssees fand sich im Nachlaß. Mir sagte ein gebildeter Däne, daß es eine völlige Beherrschung der Sprache bekunde.

Elise hatte sich von ihrer Ohnmacht der Trennungsstunde bald erholt und suchte fortan ihr Glück in fleißiger Arbeit an ihrer Aussteuer und in reger Korrespondenz mit ihrem „rare" (vortrefflichen) Louis.

Am 8. Juli plaudert sie wieder in einem gut deutsch geschriebenen Briefe mit den Schwiegereltern über ihren Ludje. „Er ist jetzt in München, es gefällt ihm dort so außerordentlich, daß er selbst nach Rom nicht will. Er lebt da wie im Elysium. Dort sind Morgenstern, Gensler, Soltau, Moeller, Tank (aus Hamburg) und auch verschiedene Kopenhagener Landschaftsmaler, ‚sie sind die besten da'." Er hatte 2 Nächte nicht geschlafen

Prien am Chiemsee. Juli 1836. Bleistift, mit Sapia getönt, 50,5×38 cm.

und war, als er von Simonsen und Tank besucht wurde, noch ganz durchgerüttelt. Seine Adresse zunächst: Berchtesgaden. Er selbst schickt einen langen, prächtigen Brief aus St. Bartholomae am Königssee (21. Juli 1836) an seine Eltern: . . herrliches Wetter, kann sich aber so schnell in die fremden Gegenstände nicht finden. Wohnt mit 8 Landschaftern im Jagdschloß. Morgens fliegen sie alle aus, jeder nach einer anderen Richtung, abends Zusammenkunft vor dem Schloß und kräftiges Mahl unter den großen Kastanien. Bezaubernd schöne Mondnächte auf dem See; ein fünffaches Echo hallt den Gesang zurück wie Engelsstimmen. Besonders lieblich wirkt die Flöte. Es folgen weitere begeisterte Naturbilder, dazu sein Reisebericht bis dahin: Von München nach Prien am Chiemsee, dort 12 Tage „auf verschiedenen Punkten" mit Mohr und Martens (2 Tage) und dann 5 Tage auf der Insel mit Frauenkloster. Da gabs viel zu malen. Dann nach Berchtesgaden.

„Da scheint die Naturschönheit ihren höchsten Punkt erreicht zu haben; aber Salzburg soll noch schöner sein. Noch 14 Tage will ich in Bartholomae bleiben, dann aber nach der Stelle gehen, wo Martens jetzt wohnt und den Untersberg malen. Dann Tour in die Ramsau, Watzmann besteigen, in Salzburg bis Ende September bleiben." Zum Schluß Schilderung eines schauerlichen Unwetters auf dem Königssee und ein Bild des lustigen Künstlertreibens. Ein zweiter, gleich inhaltreicher Brief vom 2. September 1836 ist noch vom „Königssee" datiert: — — „In 8 Wochen habe ich nichts von Elise gehört." Deshalb täglich wachsende Angst. „Der Postmeister in Berchtesgaden ist so einfältig, daß er nicht weiß, wo Hamburg und wo Kopenhagen liegen. Was nicht bayerisch ist, hält er für kaiserlich. Er ist Gastwirt. Morgen (3. Sep.) über Berchtesgaden nach Salzburg. — — Wir denken hier an keine Cholera." Beschreibt die Besteigung des Watzmanns (5 Mann in 2 Tagen) und eines Balles, den 17 Maler den Berchtesgadenern gegeben haben im schönen Saal voller Kränze und Transparente. Acht Tage darauf, zu König Ludwigs Namenstag, der auch der von 3 Malern war, Revancheball von seiten der Honoratioren in

Berchtesgaden. Ausgelassene Fröhlichkeit, viel Champagner (die Flasche zu 3 fl. 40 Kr.). Die Mädel ganz aus dem Häuschen und voller Dankbarkeit. Er wohnt jetzt nicht mehr in Bartholomae, sondern mit Mohr, Martens, Papperitz und Södring aus Kopenhagen am See. „Ich werde jetzt die schönen Fernen in Salzburg zu studieren suchen — — Ist Maler Marstrand schon bei Euch?" Er schickt Edelweiß und Alpenrosen. Adresse: Salzburg, im goldenen Hahnen. —

Am 13. September ein Blättchen an Elise: — — — „Schreibe mir offen Deine Meinung, ob Du nicht auch wünschst, bald mein Weibchen zu werden. Solltest Du bei Deiner Antwort jungfräulich erröten — es sieht keiner. Ich weiß, daß Du, von wahrer Liebe geleitet, das Rechte erwählen wirst. Ziehe Deine Mutter zu Rate!"

Die Kunde, daß Louis schon bald die Ehe wünsche, machte Elise „zum glücklichsten Menschen'. Sie schrieb: „Ich erröte nicht bei dem Gedanken, daß ich keinen innigeren Wunsch habe, als möglichst bald mit Dir vereint zu sein, mein Einzigster, mein Geliebter!" Nun schnurrte das Spinnrad noch lustiger als zuvor, und ehe der Winter zu Ende war, hatte sie schon Zeug genug für ein kleines Tischtuch und für 12 Servietten gesponnen. Und gerne halfen jetzt auch Mutter und Schwester, die Aussteuer fertig zu stellen. Als dann die Frühjahrssonne durch die kleinen Fenster des Kopenhagener Hauses Silkegard 41 eindrang, trafen ihre Strahlen das rotgoldene Haar des schlanken Mädchens, das verliebt am Spinnrocken die Frage prüft, ob der Dichter wohl recht habe, wenn er sagt: ‚Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben'*).

Am 18. Oktober meldete Elise den Schwiegereltern nach Altona, daß ihr Louis wieder in München ist. Die Sommerkampagne war sehr einträglich: ich zähle über 10 Studien in Blei und 10 farbige. Darunter Arbeiten von größter Durchbildung. In der letzten Zeit war sein Freund Marstrand bei ihm und brachte ihm seine Zeichnung von Elisens Bildnis in Blei (S. 81), das Louis „sehr

*) Im Anschluß an Georg Saxilds Darstellung erzählt.

gleich" findet. Sie schreibt auch: „Er ist sehr vergnügt, sieht alles in einem ‚rosenfärbigem' Lichte. Wenn er so vergnügt ist, bin ich es auch." Am 7. November verhandelt er sehr eingehend mit seiner Schwiegermutter über seinen Plan einer baldigen Ehe und zeichnet ihr Elisens Zukunft mit Ruhe und Zuversicht. Mad. Storch würde sie schon in das bescheidene Leben der dänischen Künstlerkolonie dreier Ehepaare einführen: Nächsten Sommer wollen sie sich recht schlicht am Ammersee einrichten, den Winter in München und da „einige Jahre bleiben, da man dort so billig lebt". — „Mein ganzes Streben geht darauf, bei unserem Wiedersehen von ‚Bestemoder' ein freundliches Gesicht zu bekommen, in Ihren Blicken zu lesen, daß ich Sie mit meinen Versprechungen nicht getäuscht habe."

Über die ihm befreundeten Künstler meldet allerlei ein Brief vom 23. November 1836. Ich weiß, welche Not die Kunsthistoriker haben, die rechte Chronologie in die Künstlerbiographie zu bringen, deshalb diese hier an sich unwichtigen Angaben: Landschaftsmaler Petzoldt vor einigen Tagen abgereist mit Brief an Louis' Eltern in Altona. Von Vetter Kupferstecher H. Petersen in Nürnberg gehaltreicher Brief vom 16. November (liegt vor); Heilmann bei Schneegestöber nach Italien abgereist. Meyer hat sich in Kopenhagen als Musikdirektor bei einer Schauspielertruppe engagieren lassen. Melchert kommt oft zu Saxilds. — Goethes Werke sind in Altona geblieben, Louis entbehrt sie sehr. — Der Kunstverein in München kauft jährlich für 14 000 Gulden ungefähr 70 Bilder. „Am Sonntag stelle ich zwei Arbeiten aus . . . Die vielen neuen Eindrücke machen mich zuerst verwirrt, aber ich hoffe, bald zur Fassung zu kommen. Bild für Prinz Christian angefangen. Vater erhält die Studie."

Der letzte Brief des Jahres 1836 (8. Dezember) beruhigt wegen der Cholera: „. . . es wäre gefährlicher, fortzureisen. Baurat von Klenze hat im Kunstverein eines meiner Bilder gekauft. Er besitzt eine ausgezeichnete Sammlung neuer Kunstwerke. Sein Ankauf deshalb sehr schmeichelhaft, zumal es das erste Bild ist, das ich in München

ausstelle. Ich habe es in 4 Tagen gemalt und ungefähr 160 pCt. dafür erhalten; habe zwei neue Bilder in je zwei Tagen gemalt. Nicht weitererzählen, weil die Leute glauben, daß man so schnell nichts Gutes machen kann! Ein Bild für Kopenhagen fertig (Preis ca. 120 Species)." Seine Eltern hatten ihm für die junge Ehe 3 Zimmer angeboten. Er nimmt es an, aber nur für wenige Tage: „Ich glaube, Ihr zöget Euch den Kindern zuliebe noch zuletzt auf den Torfboden zurück!" — Strandpartien und Seebilder in München sehr beliebt, deshalb die Absicht, Frühjahr 1837 in Hellebek auf Kullen und in Wordingsborg 14 Tage Studien zu machen. „Wenn ich das Stipendium bekomme" — er bekam es nicht, trotz wärmster Fürsprache des ganzen Kollegiums der Akademie-Professoren — „dann gehts nach Italien, bloß um es gesehen zu haben, damit die Lust gestillt wird, die man — ich möchte sagen — schon von der Wiege an hat, und um auch in diesem Punkte kuriert zu werden. Dann wieder zurück nach München. Oder gleich 6—8 Jahre Italien, wenn es von Nutzen sein soll." — —

Über die Kunsteindrücke, die er in München erhielt, spricht sich Louis in einem Briefe an Prof. Lund aus. Dieser Brief, zwar späteren Datums (4. Mai 1837), findet schon hier passenden Platz. Er liegt in der Kgl. Bibliothek in Kopenhagen.

„Wolperding kam vor einigen Tagen und hat mir viel Erfreuliches von Ihnen erzählt und mir einen freundlichen Gruß gebracht, auch hat er mich wieder recht lebhaft an alle Verhältnisse und Kunstanschauungen in Kopenhagen denken gemacht. Ich versichere Sie, Herr Professor, es wird mir ganz angst und bange, wenn ich davon höre: Cornelius in seinen mächtigen Werken, Rottmann machen durchaus kaum Eindruck auf diese Leute? Das Einzige wäre, daß sie sich noch lebhafter an Prof. Eckersberg erinnern, und man hört dann gerne das letzte große Bild (‚Die Parade') für ein Beweisstück wahrer historischer Kunst aufgestellt! Wie sehr ich Professor Eckersberg achte (in anderen Beziehungen), brauche ich hier nicht zu wiederholen, und was läßt sich am Ende denn auch aus solchen Aufgaben machen! Aber ich

vermute, Herr Professor, auch Ihrer Meinung zu sein, wenn ich es zu den gut gemalten, aber sehr uninteressanten Genrebildern rechne.

Man denkt natürlich gleich an sich selbst und verliert dann alle Lust, etwas nach Hause (d. i. Kopenhagen) zu schicken; denn der Teil der Bilder, der einen die größten Anstrengungen und Studien kostet, alles nämlich, was zur Komposition schöner Linien, poetischer Stimmung in der Farbe gehört, sowie alles, was nach meiner Meinung den Hauptbestand eines Kunstwerkes ausmacht, wird von dem größten Teil derjenigen, die sich das Urteil in Kopenhagen angemaßt haben, übersehen oder sogar lächerlich gemacht. Und es ist doch gewiß, daß man wie in der Historienmalerei so auch in der Landschaft, von höheren Absichten geleitet, manches von der simplen Natürlichkeit aufopfern muß, um in höheren Sinne wahr zu sein. —

Könnte ich, was ich will, vollkommen in meinen Arbeiten zeigen, würde ich mich nicht scheuen, in einem fort zu senden, aber solange es nur guter Wille bleibt und sich nicht geltend machen kann, fühle ich zu gut, welches Schicksal meinen Arbeiten bevorstände und ich kann Sie versichern, daß, wenn ein Bild von mir nach Kopenhagen gehen soll, ich mich in einem krankhaften Zustand befände" — —

1837
Eheglück

Wir treten mit dem neuen Jahre in eine neue Lebensepoche des Künstlers ein, in sein Mannesalter, denn:

„Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling."

Am 3. Januar schickten die Eltern ihrem Sohn nach München eine hannöversche Zeitung mit folgender Besprechung, die selbst einer Münchener Zeitung entnommen sein dürfte:

„In letzter Woche waren im Kunstverein einige sehr schöne Bilder ausgestellt von G u r l i t t , höchst anziehende Landschaften, nicht aus dem sonnigen Italien mit seinem tiefblauen Himmel, sondern aus dem fernen Norden; das Publikum scheint an solchen Darstellungen, gerade weil sie ihm fern liegen und einen ganz andern Typus als seine gewöhnliche Umgebung tragen, Gefallen zu finden

und der Künstler erweckt gern aus der Tiefe seiner Seele jene Bilder, die ihn begeisterten und zaubert diese mit schöpferichem Pinsel auf die Leinwand." — —

In München wütete die Cholera weiter und das machte Vaters Anverwandten die größte Sorge. Die Cholera hatte auch in die Reihen seiner Freunde gegriffen. Carl, Martens und Mohr waren von ihr befallen worden, Carl hatte acht Tage das Bett gehütet. Am schlimmsten aber erschütterte Vater der Tod seines Freundes, des Malers Schulze, den er zwei Tage vorher bei sich gesehen hatte, mit dem er noch Schach gespielt hatte und der am dritten Tage tot war. „Sein Tod machte eine sehr schlechte Wirkung auf alle, und wer nicht krank war, der wähnte sich krank."

Auch Elise lebte in Angst und Sorgen, während sie ‚in ihrem alten Winkel zwischen Kommode und Fenster' saß und am Spinnrocken für ihre Aussteuer spann. Das ‚Lied von der Glocke' hatte jetzt ernste Töne für sie: „Ach, vielleicht, indem wir hoffen, hat uns Unheil schon getroffen!" Und doch will sie ihr Leid an diese Worte nicht knüpfen: ‚denn Du weißt, Ludje, ich bin immer ein Glückskind gewesen, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß es anders kommen könnte.' Endlich kam die frohe Post, verscheuchte ihr die Sorgen, und sie zitierte: ‚Freudvoll und leidvoll . . .!"

Auch ihr Geliebter lebte in freudiger Erregung und Hoffnung, alle Gedanken nur auf das eine Ziel gerichtet.

Es liegen mir eine Reihe von Briefen vor, die sein Leben mit den dänischen Künstlern und in München lebhaft darstellen, aber wenig Wesentliches enthalten, das ich der Öffentlichkeit hier übergeben müßte. Wesentlich scheint mir nur der Brief, den er an seinen väterlichen Freund Prof. Lund geschrieben hat. Ich fand den Brief in der kgl. Bibliothek in Kopenhagen. Vorerst aus einem Briefe vom 13. Februar an die Eltern einige wenige Notizen:

„Es geht mir recht gut und auch mit den Arbeiten geht es gut vorwärts. Mitte Mai oder etwas später gedenke ich bei Euch in Altona zu sein. Mir wird die Zeit schon rasend lang. Ich habe zwei Bilder zur hannoverschen Ausstellung geschickt, die dort am

24. anfängt. Ein großes Bild, welches nach Christiania bestimmt ist, und ein kleineres, Partie am Sund. Es ist was Ungeheures, welche Mengen Gemälde von hier aus durch ganz Deutschland verschickt werden: überall bilden sich Kunstvereine. So habe ich neulich wieder Einladungen zu fünf neuen Vereinen bekommen: Straßburg, Darmstadt, Mainz, Mannheim und Karlsruhe. Wenn man jetzt nur Bilder hätte, um sie wandern lassen zu können! In der Art meines Studiums habe ich wieder manche Erfahrung gemacht. So habe ich z. B. eingesehen, daß es nicht zweckmäßig ist, den ganzen Sommer ununterbrochen Studien zu malen, sondern besser, auch im Sommer Gemälde zu malen und sich von Zeit zu Zeit an der Natur zu erfrischen. Zumal ist es mir gewiß sehr dienlich, da ich den Schuldienst der Kunst ziemlich streng durchgemacht habe. Und dann andererseits hat es einen zweiten Nutzen: daß man dabei Geld in den Sack kriegt. Studien habe ich in Menge und kann solange malen, bis ich alt werde und ist ja Hauptaufgabe der Kunst, aus sich selbst etwas zu schaffen. Nächsten Sommer werde ich deshalb nur kurze Zeit reisen, zwei bis drei Wochen, aber in einer schönen Gegend wohnen und Bilder malen, bei den Spaziergängen mich an der Natur erfreuen und in ihr Belehrung suchen. Jetzt wohnen Carl, Martens, Mohr und ich ganz nahe beisammen und gehen recht viel miteinander um, gegen Abend kommen wir gewöhnlich zusammen, und dann machen wir einen Spaziergang, gehen gewöhnlich in die Kneipe, wo wir immer 30—40 Künstler antreffen, oder spielen zu Hause Schach bei unserem Glase Bier und einer Semmel." — Am 10. März tröstet er seine Eltern wegen ihrer wirtschaftlichen Not und klagt, daß er gerade jetzt nicht helfen könne. Wie schmerzlich wäre es doch, die Menschen, die einem die liebsten auf der Welt, leiden zu sehen! Infolge seiner bevorstehenden Vermählung fürchtet er aber, zunächst den Eltern keinen Teil seiner großen Schuld abtragen zu können, aber sie mögen nur den Mut nicht sinken lassen. „Hört nur, liebe Eltern, seid nur recht wohlauf! Das ist unserer ganzen Familie eigen, daß Freud und Leid so tiefe Eindrücke auf uns machen. So geht es auch mir:

Ich kann ganz betrübt sein und die Zukunft mitunter in finsteren Farben sehen; eine Kleinigkeit aber kann dann Ursache sein, daß mich alles anlacht, und ich nur Freude sehe. Ich danke Gott, daß ein Geringes mich oft so glücklich machen kann. In vier Wochen hoffe ich, bei Euch sein zu können auf wenige Tage und dann nach der Hochzeit desto länger bei Euch zu bleiben. Von meiner Elise habe ich ein Paar Morgenschuhe geschenkt bekommen, die ich aber erst bei meiner Rückkunft erhalte; sie ist klug und hält den Pantoffel bis zum Ehestand zurück. Ich bin jetzt fertig mit meinen Arbeiten, ein Bild für Prinz Christian, ein kleines für einen Farbenhändler."

Er bittet schließlich seinen Vater, in der Kunst-Handlung anzumelden:

„Norwegische Landschaft, Twinde in Voß" (für Herrn Arnemann bestimmt), Hardangerfjord mit dem Folkefond in Norwegen 55 Karolinen, Südstrand unweit Hesingoer 6 Karolinen." Die beiden letztgenannten Bilder wurden, wie er im Brief vom 28. März angibt, in Hannover verkauft. Es heißt dann weiter: „Ich habe noch ein Bild fertig, welches ich dem Kunstverein hier in München anbieten werde, sollte der es nicht kaufen, kommt es nach Kopenhagen, ebenso ein Bild, das jetzt in Stettin ist. Mein Schneider hat mir den Vorschlag gemacht, mir für ein kleines Bild einen Anzug zu machen. Vielleicht bleibe ich deshalb noch 4 bis 5 Tage länger."

München, den 16. März 1837.

„Meinen schwarzen Anzug habe ich erhalten. Nun fehlen nur noch die Braut und der Priester, zwei sehr wichtige Personen. Simonsen, ein dänischer Maler, erwartet seine Braut in sechs Wochen. Sie wird wahrscheinlich mit ihrem Bruder reisen. Ihr seht, daß wir zuletzt hier noch eine dänische Kolonie gründen werden."

München, den 28. März 1837.

„Liebe Eltern!

Den 2. April reise ich von hier. Meine Arbeiten sind beendet. Nach meiner Berechnung habe ich in diesen sechs Monaten 2700

Mark kurant verdient. Auf glückliches Wiedersehen! Lebt wohl, mündlich ein Weiteres!"

Die Trauung rückt heran: Die Reise zur See ist sehr beschwerlich. Das Schiff trifft wegen widriger Winde 24 Stunden zu spät ein. Elise hat lange vergeblich gewartet. An der Zollbude steht Schwager Vilhelm. Schwager Georg hat zwei Tage vorher nach Kolding abreisen müssen. „Ich hätte ihn zu gern mit auf der Hochzeit gesehen."

Am 2. April bittet Elise Saxild die Schwiegereltern um schleunigste Zusendung von ihres Bräutigams Taufschein, Konfirmations- und Vaccinationsattest, ohne welche die Trauung nicht möglich ist. Die Eltern sind leider bei der Hochzeit nicht dabei. Statt dessen trifft ein herzlicher Brief der Mutter ein. Sie schreibt: „Der 3. Mai ist der glückliche Tag Deiner Hochzeit, es schmerzt uns, nicht Zeugen Deines Glückes zu sein. Wir werden diesen Tag feiern, wie wir Deinen Geburtstag jedesmal gefeiert haben." Dann folgt ein warmer, ergreifender Glückwunsch und die Bitte, das junge Paar möge nach der Hochzeit in Altona eintreffen.

Am 20. April meldet Vater seine Ankunft. „Montag nachmittags 6½ Uhr bin ich wohlbehalten in Kopenhagen eingetroffen, ich habe alles in bestem Wohlsein vorgefunden. Elise hat sich nicht im geringsten verändert. Nachdem ich einige Tage hier gewesen bin, kommt es mir vor, als ob ich Kopenhagen nie verlassen hätte. Gleich am ersten Tage unserer Hochzeit am 3. Mai machen wir eine kleine Tour auf Seeland nach Hellebek, und wenn das Wetter es erlaubt, nach Kullen. Außer der Annehmlichkeit, die Gegend, die mich so sehr entzückt, in Gesellschaft meiner jungen Frau zu genießen, habe ich zugleich zum Zweck, einige Zeichnungen daselbst zu machen, um später in München Bilder danach zu malen".

Also selbst auf der Hochzeitsreise wollen seine fleißigen Hände nicht ruhen. Gegen die Kopenhagener Kunst ist er kritisch gestimmt. Düsseldorf und München haben ihm das Urteil gewandelt. „Auf der Ausstellung," schreibt er, „ist wenig Erfreuliches. Zur Hochzeit werden unter anderen geladen Konferenzrat Monraad und

Justizrat Dahls. Der Prinz Christian war sehr freundlich. Wir sprachen lange miteinander. Sonntag mittag bin ich bei Konferenzrat Monraad, Montag abend bei Etatsrat Treskow, dem Generalfiskal. Wo ich gehe, treffe ich Bekannte, die mich freundlich begrüßen."

Es folgt dann der Bericht über die Hochzeit an die Eltern.

„Kopenhagen, den 6. Mai 1837.

Liebe Eltern!

„Am 3. Mai war unsere Hochzeit. Wir wurden im Hause getraut. Die ganze Handlung war sehr feierlich, selbst der Pastor hielt eine gute Rede. Es waren 22 Gäste zugegen. Elise war ein kleiner Engel. An der Seite meiner lieben jungen Frau sitzend, richte ich diese Zeilen an Euch, meine lieben Eltern. Ich bin so glücklich, daß ich nicht vermag, Euch durch Worte nur einen kleinen Begriff davon zu geben. Ihr werdet sie ja selbst sehen und mögt dann selbst urteilen! — In diesen Tagen lebten wir in einem beständigen Rausch, aus dem wir nun bei kleinem wieder zur Besinnung kommen und erst einsehen, wie glücklich wir sind! Meine Fee hängt an meinem Arm, während ich dieses schreibe. Natürlich fällt mitunter ein Kuß für mich ab, den ich dann nicht ermangele, doppelt zurück zu zahlen. — Ich denke, Ihr werdet Euch schon früher über die Unerschöpflichkeit meines Lobes über dieses liebe Wesen gewundert haben. Elise hat ein so fröhliches kleines Gesichtchen! Schriftlich werdet Ihr diesmal nichts weiter von ihr sehen, als die Angaben der neuen Firma: Elise Gurlitt und Komp. — Montag reisen wir nach Hellebek. Ich freue mich schon auf den Triumpf in den Blättern. ‚Abgereist Landskab. Gurlitt med kone'." — —

Am Tage seiner Abreise schickte Freund Carl aus München unserem Vater noch einen launigen Brief, den ich nur deshalb anführe, weil sonst wohl von Carl, der ein durchaus achtbarer Künstler war, Schriftliches nicht erhalten ist: „Könnte ich Dir, mein lieber Gurlitt, das Gegenteil vom Gegenteil des Gegenteils dessen mit-

teilen, was ich Dich benachrichtigen muß, so würde es mir sehr erfreulich sein. Indessen Du hast Leidensgefährten, es sind nur drei Gegenstände gekauft. Die Szenerie von Müller, der Wasserfall von Dorner (!) und eine kleine Bronzefigur. Das von Dorner hat nur 30 Louisdor gekostet. In der Kneipe meinte man gestern abend ganz ernstlich, es sei viel zu wenig. Bruckmann, Schwind, Fohr und viele andere wünschten sehr, es zu gewinnen, da sie gewiß wären, es sehr teuer verkaufen zu können.

Zimmermanns Bild ist nur à condition abgewiesen. Man hat es für unfertig erklärt und stellt ihm frei, nachdem er es vollendet, es wieder anzubieten. Auf fröhliches Wiedersehen!

Dein aufrichtiger Freund Carl."

So hatte er also zu heiraten gewagt, im Vertrauen auf seine Gesundheit und auf seine Kunst, im Vertrauen auf die Liebe und die tiefe innere Kultur seiner Braut. Das erste, was er ihr in die Hand gab, war ein „Haushaltungsbuch für Elise Gurlitt 1837". So steht es mit seiner schönen Schrift auf der ersten Seite des Heftes, das vor mir liegt. Auf der Gegenseite des umgekehrten Heftes steht dann von ihrer Hand: „Husholdnings Bog München 1838". Und die Eintragungen begegnen sich in der Mitte des Heftes. Sie sind in dänischer Sprache. Erst gegen Ende drängen sich deutsche Worte ein: Bratwürste, Schmalz, Sand. Die Tagesausgaben für Bröd, Melk, Kjöd, Salt, Skinke, Oel und dergleichen schwanken zwischen etwa 15 Kreuzer und zwei Gulden. Luxusausgaben fehlen ganz, man müßte denn im 12. Februar als solche die „zwei Billetter til Maskebal" mit zwei Gulden und 24 Kreuzer und die „2 Masker" mit 48 Kreuzer dazu zählen. Oder Söndag, 7. Mai, „2 Komedie Billetter", 4 Gulden. Am 9. November wurde eine italienische Grammatik (2 Gulden 42 Kreuzer) und ein Lexikon (1 Gulden) erworben. Da begannen also die Vorbereitungen für die italienische Hochzeitsreise.

Der einflussreiche Kunsthistoriker Karl Friedrich von Rumohr (1785—1873) stellte Louis ein Empfehlungsschreiben aus an die

Altona. 1837. Bleistift auf braunem Papier, 40×29 cm.

ersten Künstler in Dresden (Dahl), München (Cornelius), Rom (Thorwaldsen).

Zunächst also ging es in die Nähe nach Hellebek. Davon meldet ein Brief vom 23. Mai: „Wir sind jetzt in Hellebek und wohnen auf der alten Stelle, wo ich früher wohnte. Das Wetter ist schlecht, nichts zu arbeiten. Ich muß jedenfalls einige Partien hiervon, wie auch von Kullen, mithaben, wenn es auch länger dauern sollte. Die Schwiegermutter hat die Hochzeit bezahlt und die 1000 Thaler bekomme ich, wenn ich es wünsche. Elise ist in einer Witwenkasse für 100 Thaler jährlich eingekauft. Einzahlung sechs Jahre. Wenn ich es nicht leisten kann, zahlt es die Schwiegermutter".

Die Reise ging über Altona, wo nicht solange aufgehalten wurde, nach Berlin und Dresden, wo Prof. Dahl über den Besuch des Totgesagten erschreckte, über Teplitz und Nürnberg, wo Vetter Heinrich Petersen besucht wurde, nach München. Wieder lassen sich zur Kontrolle dieser Angaben die Skizzen heranziehen: „Kronberg, Hammermöllen, 9. Mai; Sielebeck, 9. Mai; Hellebek, Mölle-Leie,

Kap Kullen 1837, Blankenese (Strand mit Schiffen) und Altona, 1837, Töplitz (2 Ansichten einer Burgruine) 29. Juli. Am 1. September schreibt Petersen aus Nürnberg und freut sich, daß der lieben jungen Frau München gefällt, „was nicht gerade bei jedem der Fall ist, Künstler ausgenommen". Dann heißt es: „Deinen Druck habe ich nach Altona gesandt. Herr Meyer will die Preise der Druckkunst erst angeben, wenn er weiß, auf welches Papier und wie groß das Stück gedruckt werden soll." Es bezieht sich das meines Wissens auf eine Radierung von Altona mit Elbe. Diese Radierung ist in mehreren Exemplaren erhalten.

Ich lasse jetzt den Brief meines Vaters, der an Prof. Lund gerichtet ist und der Zeit nach hierher gehört, folgen:

Sr. Wohlgeboren Herrn Prof. Lund, Kopenhagen.

München, den 1. September 1837.

„Lieber Herr Professor!

Entschuldigen Sie, daß ich bis jetzt noch nichts über die Zeichnung von mir habe hören lassen! Mein Aufenthalt in Altona währte länger als ich erwartet, und deshalb bin ich so spät nach Nürnberg gekommen. Meinen Vetter Petersen, der die Platten stechen wollte, traf ich in einer traurigen Lage an. Er hatte schon acht Wochen das Bett hüten müssen und erst nun darf er täglich ein paar Stunden auf sein. Durch diesen Umstand sehr zurückgesetzt, wagt er es für den Augenblick nicht, eine Arbeit auf eigenen Verlag zu übernehmen. Da ihn aber der Gegenstand interessiert, ist er mit einem Verleger über den Stich in Unterhandlung getreten, wovon mir das Resultat noch unbekannt ist. Aber ich hoffe recht bald, Herrn Andersen eine bestimmte Nachricht geben zu können, die sowohl seinem als auch meinem Wunsche gemäß ist. Mein Vetter ist Ihnen wegen des Anerbietens, daß sie sich der Ausführung der Zeichnung annehmen wollen, sehr dankbar, und hofft nur, daß die Sache zustande kommen möge, um Ihnen die gewünschten Drucke übersenden zu können".

Es ist nicht ersichtlich, ob es sich hier um den dänischen Dichter H. Chr. Andersen und um die Illustration eines seiner Werke durch die Hand eines Kupferstechers Heinrich Ludwig Petersen handelt. Mir ist nicht bekannt, daß etwas Derartiges zustande gekommen wäre.

Ich fahre in dem Briefe fort: „Storch, Holm und Simonsen sind jetzt in der Stadt, die anderen Landsleute (Dänen) sind auf dem Lande. Es hat sich jemand angelegentlich sein lassen, hier Gerüchte über mich zu verbreiten, ich hätte mich in Kopenhagen auf Kosten meiner Landsleute zu heben gesucht, namentlich alles mögliche getan, Simonsens Verdienste herabzusetzen. Ich soll Schuld daran sein, daß sein Bild nicht die Aufnahme gefunden, die er erwartet hatte, ich soll allen gesagt haben, daß er hier nicht viel gelte usw. Was daran wahr ist, wissen Sie selbst, lieber Herr Professor, und können leicht begreifen, wie sehr es mich schmerzen mußte, bei meiner Ankunft in München die Leute, die ich gern meine Freunde nennen möchte, gegen mich eingenommen zu sehen.

Da mir bedünken will, daß ich mit Ihnen über Simonsen und die anderen Landsleute gesprochen habe, so ist es mir so beruhigend, Ihnen das mir zugefügte Unrecht mitzuteilen."

Ich finde unter dem Nachlaß meines Vaters einen sehr erregten Brief des Schlachtenmalers Niels Simonsen, der gleiche Vorwürfe in sehr mangelhaftem Deutsch erhebt:

„Bedaure diesen Morgen nicht zu Hause gewesen zu sein, indem mir natürlich daran viel liegt, daß Du entweder diesen Schändlichen betragens gegen mich triftige Gründe entgegenstellen, oder durch gültige Beweise mir das Ganze als eine Lüge zu entkräften weist, waß zwar auf die Weise, und durch diese Leute, durch denen mir daß zu wießen geschah, für nicht Leicht oder gar unmöglich ansehe. Niels Simonsen."

Der ganze Verdruß war aus Künstlerneid entstanden. Es ist möglich, daß mein Vater seiner Braut gegenüber mit dem Stolze der ersten großen Erfolge gesagt hat, „kein anderer Däne ist in München mehr oder gleich angesehen" oder dergleichen. Der

Klatsch trug es weiter und stempelte ihn zum Verkleinerer seiner Kunstgenossen und Freunde, wohl gar zum Intriganten. Die Sache klärte sich aber bald zu seinen Gunsten auf. Am 1. September schrieb Adolf Carl aus Berchtesgaden noch einmal über diesen Klatsch und schloß mit den Worten: „Ich muß mich also anklagen, wirklich etwas von dem geglaubt zu haben, was man von Dir erzählte. Wie ich darauf dachte, weißt Du aus meinen früheren Briefen und nun — Punktum!"

Der Brief an Professor Lund muß noch zu Ende kommen:

„Während meiner Abwesenheit ist in München recht viel Neues gemacht worden, und der Kunstverein hat recht schöne Sachen angekauft. Darunter zwei Bilder von Mohr und eins von Martens, das von einem bedeutenden Fortschritt zeugt. Storch hat ein sehr gelungenes Bild (der Fischer nach Goethe) an einen Münchener Privatmann verkauft. Kaulbachs Hunnenschlacht wird leider nicht gemalt und ist als Karton an seinen Eigner Graf Raczinski in diesen Tagen nach Berlin abgeschickt. Es ist mit gebrannter grüner Erde auf Leinwand wie eine Sepiazeichnung untertuscht und schien so, wie es war, vollkommen, so daß ich immer glauben mußte, es müsse durch die Farbe verlieren. Er arbeitet jetzt an der Zerstörung Jerusalems, von welcher Komposition noch niemand etwas gesehen hat, wovon man sich aber noch mehr verspricht, als von dem vorigen. Graf Raczinski hat es bestellt. Cornelius malt in der Ludwigskirche sein jüngstes Gericht und scheint schon bedeutend vorgeschritten zu sein. Schade, daß die Leute keine rechte Malschule durchgemacht haben und darum so weit hinter anderen zurückstehen. Es müßte göttlich sein, wenn die Sachen so gut gemalt wie komponiert wären. Den Vorteil haben die Düsseldorfer, die verstehen das Malen! Dahingegen werden ihre Kompositionen, die man hier in Kupferstichen kennt, für nichts geachtet und dienen oft zum Spott. Aber jeder, der dann die Bilder gesehen hat, muß sich gestehen, daß sie auf ihn einen Eindruck machen. Ich glaube, in Düsseldorf komponiert man mehr gefühlvoller, mitunter sentimental, während in München der Ver-

Capo la Cava, Sept. 1843.
Bleistift auf hellbraunem Papier, 52,5×37,7 cm.

stand die Hauptrolle spielt. Morgenstern hat für den Augenblick eine Partie bei Kopenhagen ausgestellt (bei Fortunen). Wenn man die schönen Buchen sieht, möchte man Heimweh bekommen, Simonsen schickt heute ein schönes Bild nach Leipzig ab (Corsaren, die von ihrem Schiffe nach Raub ausspähen).

Carl hat seine Bilder recht glücklich an auswärtige Ausstellungen verkauft. Er und zwei andere Maler leben für den Augenblick am Obersee in einer Sennerhütte. Sie haben sich verproviantiert und kochen sich selbst das Essen. Vor einigen Tagen besuchten wir ihn daselbst, Storch und wir machten eine Tour über Salzburg und Berchtesgaden. Storch malt jetzt Meerweiber, die der aufgehenden Sonne entgegenjauchzen. Ein ähnliches Motiv, wie Sie jetzt gearbeitet, aber ein kleineres Bild. Mohr ist am Chiemsee. Jch habe in diesen Tagen einen Karton zu einem großen Bilde gezeichnet (Felsenstrand von Kullen) und werde, sobald wir in Ordnung sind, mit frischem Mut mit Malen anfangen. Ich habe so viele neue Ideen, daß eine die andere verdrängt, und möchte 100 Hände haben, um mir Genüge leisten zu können. In Stettin habe ich zwei Bilder für 50 Karollinen verkauft und bin so glücklich, in dem Augenblick kein Bild zu besitzen. Von Marstrand habe ich einen Brief von Rom erhalten, der mir große Lust macht, so bald als möglich dahin zu reisen. Er findet sich dort ganz zufrieden gestellt und macht mir durch seine brillanten Schilderungen das Herz recht groß. Das leidige Geld! — Sonst muß ich sagen, daß von allem, was ich gesehen habe, Salzburg, so schön es ist, meinen Gefühlen die seeländischen Wälder und Strand und Kullen etc. dennoch mehr zusagen, so daß ich mich in den schönsten Gegenden immer mit Sehnsucht dorthin versetze, auch fast immer Gegenstände von dort her zur Behandlung wähle und auch zu meinem Hauptstudium machen werde. In einigen Jahren hoffe ich dort wieder Studien malen zu können.

Jensdorf haben wir in Berlin getroffen und hoffen ihn bald hier zu sehen. Den Brief, den Sie so gütig waren, mir an Herrn Prof. Rauch mitzugeben, verschaffte mir den Eintritt zu seinem

Atelier, wo ich sehr schöne Sachen sah. Er selbst war krank, weshalb ich ihn auch nicht persönlich kennen lernte.

Die Herren Professoren, wie Prof. Dahl, und die anderen Bekannten bitte ich zu grüßen.

Ich bin mit der größten Hochachtung

Ihr ergebener Louis Gurlitt."

Nicht übergehen will ich, daß am 21. Oktober d. J. die Nachricht von Onkel Ebersteins Tod nach München gemeldet wurde. „Onkel Eberstein," heißt es, „um den ganz Buxtehude trauert". Die Mutter ist untröstlich, auch Cornelius tief ergriffen. Für den Königsschuß, der seinen 300 jährigen Geburtstag feiert, hatte der Onkel schon ein Gedicht fertig. Er starb an der Cholera. Am 17. Oktober morgens fühlte er sich krank, nachmittags war er schon ohne Besinnung, den anderen Morgen 2 Uhr gab er seinen Geist auf, am 18. Oktober. „Er war so gut" schreibt die Mutter, „ein wahrer Menschenfreund, immer lustig und vergnügt. Er hat auch Dich sehr lieb gehabt und immer viel von Dir gehalten."

Ein strenger Winter. Mutter Helene in Altona weiß ihn in ihrer kräftigen Anschaulichkeit zu schildern. 3. März: „Vater liest vor, wir sind alle um einen Tisch versammelt und hören zu, und das so nahe wie möglich beim heißen Ofen, denn er hat diesen Winter die herrschende Gewalt über uns. Der Winter hat uns seine Strenge recht fühlen lassen. Die Kälte besteht schon seit dem 9. Januar, am 6. fing es an zu frieren und das mit einem Male so heftig, daß in drei Tagen alles zu war und auch bis diesen Augenblick fahren sie mit Wagen und Pferd so, als wenn es Land wäre. Gewiß wirst Du Dich erinnern, wie es dann auf der Elbe aussieht: ein Zelt steht beim andern, in einigen wird getanzt, in andern wird Komödie gespielt und in einem Kunststücke gezeigt und viel gezecht usw., genug, ein buntes Gewühl durcheinander. Sonntag war es so voll, als ob Jahrmarkt wäre. Und in den Wochentagen ist es voll von Bauern mit den Wagen mit Holz und Torf vom jen- 1838

seitigen Ufer. Diesen Augenblick ist Tauwetter eingetreten, wonach sich schon mancher gesehnt hat, so auch wir, denn Du weißt, wenn die Elbe zu ist, haben auch wir keinen Verdienst. Glaube mir, dieser strenge Winter hat über manche Familie Elend gebracht! Unser Eduard hat auch viel ausgehalten, wenn wir uns seiner nicht angenommen hätten, so hätten sie verhungern oder erfrieren müssen; den ganzen Winter nichts verdient, und wenn man auch immer gibt, so kann man doch nicht für alles aufkommen. Sie haben auch beinahe alles zugesetzt (sie haben ja nur leider wenig), aber das Wenige ist für sie schon viel. Wie es mit der Familie noch werden will, mag Gott wissen! — Wir verlassen ihn nicht, wenn er nichts hat, so bekommt er von uns."

Wie sie darzustellen vermag, die liebe Großmutter! Anschaulich wie ein holländisches Bild. Kein Zweifel, daß die Künstlernatur ihrer Kinder auch mütterliches Erbteil ist. Man bedenke, daß diese Frau fast gar keinen Schulunterricht genossen und als Stubenmädchen gedient hat.

Inzwischen sitzt ihr Ältester, ihr Stolz, ihr „Ludge" im jungen Eheglück behaglich mit seinem schönen Frauchen im neu gebauten Nest, München, Sommerstraße 6, drei Treppen, auch nahe dem Ofen, „denn den ganzen Winter ist das Wetter so schlecht gewesen, daß man selten außen hat sein können, 14, 16—20 Grad war so die Durchschnittskälte". Aber innen hatte er es warm.

Am 9. Januar schreibt er seinen Eltern.

„Ich lasse den Brief so rasch auf den vorigen folgen, weil mir so manches Erfreuliche in diesen Tagen begegnet ist, daß meine mitteilende Natur ihr Recht verlangt. Vor allem muß ich Euch mitteilen, daß meine Elise guter Hoffnung ist, und ich im August oder September einen kleinen Sohn (?) erwarten kann. Wir sind recht glücklich darüber, zumal uns auch sonst die Zukunft zu lachen scheint. Auf der Augsburger Ausstellung habe ich zwei Bilder, wovon das große verkauft ist. Gestern erhielt ich meine Bezahlung, 200 Gulden, von sehr schmeichelhaften Äußerungen über mein Bild begleitet. Ein Graf Süskind hat es gekauft. Gestern

kam außerdem ein französischer Herr zu mir im Auftrage eines Grafen P a l m in Augsburg, der mir sein Schloß und seine Güter in der Schweiz am Bodensee für den Sommeraufenthalt anbietet, damit ich ihm einige Bilder malen solle." — Ich gehe auf diese Angelegenheit nicht weiter ein, weil sie sich zerschlug, da der Graf die junge Frau in seinem Schlosse nicht haben wollte. — „Sonnabend geht ein Transport meiner Bilder nach Hannover, darunter eins für 800 Gulden oder 11—1200 Mark kourant. Es wäre mir schon recht, wenn sie es kaufen wollten. Jetzt beginne ich mit dem Bilde für Arnemann und hoffe, daß es zu größter Zufriedenheit ausfallen wird. — C a r l hat alle seine Bilder vom vorigen Winter sehr gut verkauft und sendet nun ein recht hübsches Bild nach Hannover. M o h r macht große Fortschritte und verspricht sehr viel. Diesen Winter habe ich Stunden im Fechten und Turnen genommen, da mir diese Motion sehr zuträglich ist. Wir sind 14 Maler zusammen und das Ding macht uns viel Spaß.

Carl kommt fast täglich zu uns und wird uns immer lieber. Wir leben ganz ruhig auf unserem Zimmer, viel Neues könnt Ihr also von hier nicht erwarten." Weiter berichtet er, daß er drei Bilder vor einigen Tagen nach Magdeburg geschickt habe, wo Anfang April eine Ausstellung beginne, ein Bild an den Kunstverein (von München) verkauft habe und auch nachträglich von der eben eröffneten Ausstellung in Hannover erwarte. Am 18. kommt diese Nachricht, daß der Sekretär des Kunstvereins B. Haußmann meldet: „Ihre Bilder finden die allgemeinste Anerkennung. Das kleinste ist sogleich an einen Kunstfreund verkauft und das größte würde gewiß von unserem Verein gekauft werden, wenn es nicht so groß und deshalb auch etwas zu kostbar wäre. Einige Hoffnung habe ich noch, daß es für das Schloß gekauft wird, da der König versprochen hat, Ankäufe zu machen. Allein er hat die Ausstellung noch gar nicht besucht und wir vermissen sehr die Lebendigkeit, welche der kunstliebende Herzog von Cambridge sonst unseren Ausstellungen gewährte."

Ende März sitzt „Ludge" wieder am Schreibtisch, seinen Eltern

zu melden: „Vor allem die frohe Nachricht, daß mein großes Bild (Cap Kullen) und ein kleines Bild für ungefähr 1120 Mark kourant verkauft sind, ersteres an den König von Hannover, das kleinere hat ein Privatmann gekauft. Das Geld kommt gerade zu Paß. Die Flitterwochen sind bei uns noch nicht zu Ende und hoffentlich werden sie es nie werden. Petersen sandte einen Abdruck von seiner vollendeten Platte (Madonna della Sedia), die wirklich ganz vortrefflich gelungen ist." Immer neue Erfolge steigerten das Glück des jungen Paares.

Aus München selbst, den 18. Mai, kam ein Schreiben:

„Das Schiedsgericht des Kunstvereins hat Ihr Gemälde, die Elb-Partie vorstellend, um den Preis von 88 Gulden zur Verlosung angekauft, wovon ich Euer Wohlgeboren im Auftrag hier benachrichtige. Ihr ganz ergebenster Gail, als Sekretär des Schiedsgerichts im Kunstverein."

Nach längerer Pause teilt Vater am 8. Juni den Eltern in einem Briefe seine Sommerpläne mit: „Ende Juli reisen wir von hier über Starenberg nach Innsbruck und nach Botzen, woselbst und in Meran wir den August zubringen. Von da über Trient nach Verona und an den Gardasee, also nach Ober-Italien. Dort bleiben wir zwei Monate, hoffen aber in dieser Zeit auch einen Abstecher nach Venedig machen zu können. Ihr seht, daß wir es auf Italien abgesehen haben." Im Skizzenbuch von 1838—39 findet sich auf dem inneren Deckel die Reise berechnet. Von München nach Innsbruck 22½ Meile und sofort über Botzen, Trient, Roveredo, Verona, Vicenza, Padua und Venedig. In dem Briefe heißt es weiter: „Von dieser Reise, könnt Ihr Euch denken, versprechen wir uns außerordentlich viel Nutzen und Freude. Zu den Gedanken an die schöne Natur und die herrlichen Kunstschätze in Venedig gesellt sich eine Lüsternheit nach schönen Trauben, Wein, Aprikosen und — Gott weiß — welche Herrlichkeiten mehr. Dazu der tiefblaue Himmel und die schönen Menschen! Aber der Krösus wird dabei wieder auf den Sand zu reiten kommen. Und den Winter wird es wieder viel Schweiß kosten, um flott zu werden. Wäre ich recht

bei Kasse, so würde ich gleich nach Rom gehen. Aber daran können wir fürs erste nicht denken. — Der Doktor hat uns über Elisens Zustand getäuscht" (d. h. eine Geburt steht nicht in Aussicht). „Mutter muß nur bei gutem Humor bleiben und sich für uns erhalten. — Wenn Elise eine recht kräftige Frau sieht, sagt sie immer: ‚die ist wie Mutter in Altona'!" Es folgen geschäftliche Nachrichten: „Arnemanns Bild wird am Sonnabend fortgeschafft. Inzwischen habe ich gestern ein Bild an unseren Hauswirt verkauft: Statt der Bezahlung (125 Gulden) wohnen wir ein Jahr lang frei in seinem Hause. Carl geht mit an den Gardasee. Gestern schöne Spaziertour mit Rorbye, Carl, Mohr, Petzholdt und Hansens (Vater und Sohn aus Kiel), die auf einer Reise nach Tirol und Gardasee sich hier etwas aufhalten. Ich male jetzt eine norwegische Gegend, Felsschlucht und Wassersturz, die ich wahrscheinlich nach Christiania senden werde, da der Kunstverein mich unter der Hand darum ersucht hat. Außer einigen Kleinigkeiten werde ich dann nichts mehr malen."

Wer das junge Paar sah, gewann den Eindruck des reinsten Glückes. Es schien ihnen wirklich alles nach Wunsch zu gehen. So schrieb auch Elisens Mutter an Mutter Helene:

Kopenhagen, den 11. Juni 1838.

„Die lieben Kinder genießen wirklich ein seltenes Glück, in den besten Tagen der Jugend so viel Schönes zu sehen. Und dazu haben sie auch immer eine gute Gesundheit." Und wieder eine frohe Post: „Der Kunstverein in München meldet am 23. Juni, daß er das Gemälde „Buchenwald aus Seeland" für 100 Gulden angekauft habe". Um so froher konnte das junge Paar jetzt seine Reise antreten.

„Morgen, den 27. Juni", heißt es: „früh 5 Uhr kommt der Wagen und holt uns ab. — Das Geld für das Arnemannsche Bild, 75 Mark kourant, soll zu Geschenken für die Geschwister verwendet werden."

Über die nun folgende Reise des jungen Paares erhalten wir Nachricht auf dem Umwege über Kopenhagen nach Altona aus einem Briefe der Mutter A. Saxild vom 12. September 1838: „Gestern

erhielt ich einen Brief von Louis und Elise aus Schloß Tirol bei Meran. Sie baten mich, Ihnen das wichtigste davon mitzuteilen, da es so ungeheuer kostspielig ist, mehrere Briefe zu schreiben. Den 27. Juni verließen sie München, auf dem Wege nach Tegernsee sahen sie die ganze Gefolgschaft der russischen Kaiserin, die das Bad Kreuth besuchte. Ob sie die Kaiserin selbst sahen, wissen sie nicht, da sie ihre Persönlichkeit nicht kennen, jedenfalls sahen sie viele Wagen mit Hofdamen. Von Kreuth kamen sie nach Glashütten, wo schwer Unterkunft zu finden war, weil alles dahin strömte auf dem Wege nach Milano, um die Kaiserkrönung zu sehen. Bei Achensee fand Louis ein Motiv, wonach er nächstes Jahr ein Bild malen will. In Jenbach fängt die Landschaft erst an, charakteristisch zu werden. Von Achental ging es nach dem Inntal durch reizende Tiroler Ortschaften zwischen hohen Bergen in die schönsten, fruchtbarsten Täler hinein. Die Wälder voller Alpenrosen, aller Orten Klöster, Schlösser, sogar Ruinen aus der Römerzeit. Die Tiroler sind liebe Menschen. In Innsbruck nur eine Nacht, da eine Retourkutsche nach Botzen bereit stand. Innsbruck soll also auf dem Rückwege genossen werden. Fahrt nach dem Brenner durch sehr wilde Natur, die Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt. Vom Brenner gegen Süden wird es immer gemütlicher. Nüsse, echte Kastanien, Trauben in großer Menge. In Botzen trafen sie die Maler Hansen, Mohr und Herrn Toft aus Kopenhagen und verlebten mit diesen Bekannten dort acht Tage. Elise wurde dort plötzlich von heftigen Schmerzen überfallen. Der Arzt schaffte Linderung, ließ sie zwei Tage Bettruhe genießen. Die Schmerzen wichen, und man beruhigte sich damit. Es soll oft vorkommen, daß Reisende in Botzen krank werden, entweder, daß die Luft daran schuld sei oder daß sie zuviel Obst genießen. Louis hat in Botzen nur Kleinigkeiten gemacht, die er später wird gebrauchen können. Am letzten Abend sahen sie eine merkwürdige Ruine, den Runkelstein. Von Botzen fuhren sie nach Meran, wo Louis wundervolle Motive gefunden hat.“ Soweit reicht der Reisebericht. Nun folgen Louis' eigene Worte aus einem Brief an Prof. Lund:

„Ich schicke Ihnen meinen freundlichen Gruß aus dem schönen Tirol. Wir sind nicht sehr weit gekommen und zaudern, die Grenze Deutschlands zu übertreten. Die Gegenstände, die uns hier umgeben, sind so schön, daß man sich kaum überreden kann, noch Schöneres anzutreffen. Man trennt sich halb gezwungen von einem gewissen Guten, um das Ungewisse aufzusuchen. Aber der Zweck der Reise muß erfüllt werden und so treten wir morgen, den 8. September, unsere Reise südlicher an. Schon in drei bis vier Tagen also ist Italien kein bloßer Name mehr für uns. —

Es ist ein wundervolles Gefühl, in einer Gegend zu leben, wo alle Bäume, die einem umgeben, Früchte tragen. Wo bei uns Eichen, Buchen und Fichten stehen, sieht man hier Kastanien und Nußwälder. Wein hängt über allen Wegen, Feigen, Quitten — alles schießt wild aus dem Boden empor.

In unserer jetzigen Wohnung in Schloß Tirol, der Stammburg des Grafen Tirol, lebten wir fast zu gut, drei bis vier Schüsseln Mittag und ebenso des Abends, und Wein ‚wie Wasser'. In dieser Hinsicht wird es uns in Italien schlechter gehen.

So viel, als mir möglich war, habe ich an Studien gesammelt, aber wenn man von einer so reizenden Gegend Abschied nehmen soll, glaubt man, nichts gemacht zu haben. Von der schönen Zeit, die wir noch vor uns haben, verspreche ich mir viel. Da die Briefe sehr teuer werden, haben wir beschlossen, Ihnen ausführlich erst aus München von unserer Reise zu erzählen. — An Elisens Geburtstag, den 9. September, werden wir unseren Einzug in Italien halten. Das muß dann an Stelle anderer Geschenke treten und sie scheint damit zufrieden zu sein." Von großem Fleiß, den mein Vater auf dieser Reise entwickelt hat, sprechen seine großen, herrlichen Bleistiftskizzen. Sie sind mehr als ein Tagebuch. Jeden Tag entstand ein großes Blatt, an manchem Tag sogar noch mehrere, und wenn einmal an einem Tage eine Bleistift-Studie fehlt, findet sich dafür sicher Ersatz in den farbigen, leider nicht datierten Skizzen.

Es entstanden da an Bleistiftzeichnungen: Gehöft in Bozen, Schloß; dann in einem Skizzenbuch: Blick in ein weites

Gebirgstal. Kunkelstein, Gehöft bei Bozen (6. August), alter Bauer, Schloß Tirol (23. August), Felsen am Gardasee, Torbole, den 22. September, Oliven am See, Peschiera, den 2. Oktober (ein Blatt), den 3. Oktober und daneben, wie gesagt, die vielen Ölstudien.

In der kgl. Bibliothek zu Kopenhagen fand ich auch einen Brief dieser Zeit an Prof. Hoyer gerichtet, den damaligen allmächtigen dänischen Kunstkritiker.

München, den 18. Nov. 1838.

Lieber Herr Prof. Hoyer!

(Zunächst bietet er ein Bild an zum Zwecke der Stipendium-Erwerbung.) „Das Motiv des Bildes ist Gegend des Etschtales bei Schloß Tirol, also so lieblich als möglich. Große Nuß- und Kastanienbäume sind die Hauptsache, dazu weite Fernsicht, Ruinen und Staffage als Zugabe. Es ist gerade so breit, als ich hoch bin, was wohl nicht viel sagen will.

Seit ich in Italien die Nase hineingesteckt habe, ist der Wunsch, dorthin zu kommen, noch stärker in mir geworden. Ich habe herrliche Sachen gesehen und male nun mit ganzer Leidenschaft an diesen neuen Gegenständen, die mir trotz ihrer Neuheit so bekannt vorkommen, als hätten sie mich von Kindheit an umgeben.

Den Prinzen Christian hat das Treiben seiner Landsleute in München sehr befriedigt. Er reist mit großem Interesse von München ab. Unter allen hier anwesenden Künstlern herrscht große Begeisterung für ihn, veranlaßt durch sein liebenswürdiges Wesen. Bei allen anwesenden Landsleuten hat er auch Bestellungen gemacht (ich hatte nicht den Vorzug, ihn zu sprechen; kam erst zwei Tage nach seiner Abreise). Sie werden auf der nächsten Ausstellung eine ganze Ladung aus München bekommen.

Mit wahrer Hochachtung bin ich Ihr ergebener

L. G.“

Zu Weihnachten sitzt das junge Paar wieder behaglich in München. Das Weihnachtsfest hat diesmal eine besondere Be-

Arco ndl. Gardasee, d. 2. Aug. 1847.
Bleistift, 25,3×17,5 cm.

deutung. Ist es doch zugleich die Erinnerung an den Verlobungstag. Da Kinder fehlen, beschenken sie sich selbst — und man höre, wie großartig! Elise schenkt ihrem Louis eine schöne Pfeife mit Tabak und ein Paar schöne Tragebänder für den Mantel, er schenkt ihr einen Teetopf mit sechs Paar Tassen von Porzellan und ein Paar weiße Handschuhe. So feierte man damals in Bürgerkreisen Weihnachten! Weihnachtsabend waren sie bei Storchs mit deren Kindern unter dem Tannenbaume*). Am ersten Festtag hatten sie bei sich selber eine Gesellschaft von acht Gästen und taten sich beim Glase Punsch gütlich. Es berichtet Louis' Brief auch: „Der Maler Petzholdt aus Kopenhagen ist auf seiner Reise in Griechenland von Räubern ermordet worden. Ein höchst trauriges Schicksal! Als Künstler war er ausgezeichnet." — Ich bemerke dazu, daß mein Vater von anderen Künstlern nie aburteilend und herabsetzend gesprochen hat. Er achtete in allen die Kunst an sich und das Persönliche in ihrer Kunst und fand an jedem

*) Der dänische Maler Fr. Ludw. Storch lebte in München seit 1832. Seine Gattin Minka, eigentlich Gertrudmine Claudine geb. Kamp, war Elisens beste Freundin. Storch selbst war ein bedeutender Künstler, ein vornehmer Charakter und kenntnisreicher, theologisch gebildeter Mann.

Kunstwerke etwas zu studieren und zu bewundern oder doch anzuerkennen. Freilich ein Kunstwerk mußte es sein! Am Schund ging er schweigend vorüber. „Petzholdt," schreibt er weiter, „war auch ein äußerst angenehmer, lebenslustiger Mann, hatte dazu ein Vermögen von 100 000 Talern. Sein Tod wird in München außerordentlich betrauert."

Unter den nachgelassenen Papieren meines Vaters finde ich auch ein dünnes Blättchen, stark verblichen und mit Bleistift darauf eine kurze Notiz von Fritz Petzholdt. Der Text ist dänisch, beginnt mit „Kjäre Gurlitt," schließt mit „Min dybeste complimenti for din kone" und enthält die Bitte um Bücher: Fortsetzung von Goethes Reisen und Römische Elegien.

Weiter heißt es in Vaters Brief:

„In diesen Tagen fange ich ein Bild vom Gardasee an zu malen. Es ist für die Hamburger Ausstellung bestimmt."

1839 Elisens Krankheit und Tod

Der Winter in München verlief im schönsten stillen Glücke: ‚Wir leben so still fort und haben am meisten Freude an unserem Hause. Das, weiß ich, ist Ihnen, liebe Eltern, immer lieb zu wissen, daß wir recht glücklich sind.' So schreibt Elise an ihre Schwiegereltern nach Altona und ebenso schreibt ihr Mann am 18. März. ‚Von uns kann ich Euch nichts Erhebliches erzählen. Ihr wißt, wenn es einem gut geht, so läuft ein Tag wie der andere rum. Wir leben diesen Winter außerordentlich angenehm und gemütlich, lesen recht viel und lernen fleißig italienisch. Elise ist soweit gekommen, daß der Lehrer ihr nicht mehr viel beibringen kann und sie bedarf nur noch der Übung. Mit mir geht es langsamer, aber ich kann doch zur Not schon ein italienisches Buch verstehen.

Auf dem Ball sind wir nur einmal gewesen, was darin seinen Grund hat, daß Elise nach ihrer Krankheit in Tyrol ihre Haare verloren hat und nicht gerne mit einer Haube tanzen wollte. Einmal hat sie es doch versucht und wurde trotz ihrer Haube für die Hübscheste auf dem Balle erklärt, was sie nun freilich in meinen Augen immer ist. Sie nimmt aber auch mit jedem Tage zu und wird immer

schöner, so daß ich recht Staat mit ihr mache. Sonst ist das Einzige, was uns aus dem Hause lockt, das Theater, natürlich auch die vielen Kunstwerke, die hier zu sehen sind. Ich habe ein Heft Vorlegeblätter in den Winterabenden auf Stein gezeichnet und 200 Gulden dafür erhalten. Von Hannover hört man erst nächsten Monat. Ich werde dort aber nichts verkaufen. Die Bilder sind nach Kopenhagen bestimmt und deshalb habe ich die Preise sehr hoch gestellt. Zur Hamburger Ausstellung habe ich 2 kleine Bilder gesandt, ein großes wurde nicht fertig. Prinz Christian schrieb mir aus Altona, daß es ihm leid täte, mich in München nicht angetroffen zu haben. Wir sind 18 Dänen hier. Wir haben dem Prinzen jeder eine Zeichnung gemacht, die wir ihm in einem Album von rotem Sammet mit Gold als Andenken an München übersenden."

(29. Mai): „Ich habe bis jetzt noch immer die Freude gehabt, von Jahr zu Jahr mehr einzunehmen und hoffe, daß es so bleiben wird. Vor vier Wochen machten wir eine sehr schöne Tour nach Starenberg, 5 Stunden von hier, und verlebten dort höchst angenehme Tage an dem herrlichen See. Die großartige Gebirgskette spiegelte sich darin und man wandelte unter den schönsten Eichen und Buchen. Die Dörfer sind höchst idyllisch. Wir fuhren um den ganzen See herum. Der Maler Frick aus Bergen war mit uns. Er ist einer unserer nächsten Freunde, reist aber schon morgen leider in seine Heimat zurück. Vielleicht überbringt er Euch diesen Brief. Carl reist in der nächsten Woche nach Italien und kehrt im Herbst nach Hamburg zurück. So verläßt uns einer nach dem anderen, namentlich waren diese beiden unser nächster Umgang. Mohr ist auch fort. Da Elise sehr beschäftigt ist, wird sie kaum dazu kommen, an Euch zu schreiben. In 8 Tagen reisen wir von hier fort und gehen nach Brauneberg am Inn, südlich von Rosenheim, verweilen dort eine Zeit lang und gehen dann an den Chiemsee, wo ich die schönsten Sachen finde. Von dort aus wahrscheinlich nach Salzburg und Berchtesgaden und zurück. Zwei, höchstens $2^1/_2$ Monat werden wir ausbleiben. — — Wir denken stark daran, den nächsten Herbst eine Reise nach Rom zu machen. Wenn es

mit meinen Bildern gut geht, hoffe ich so viel erübrigt zu haben, um es wagen zu dürfen. — — Ich male jetzt ein großes Bild, 7 Schuh breit, schwedischer Strand, ein Bild, von dem ich mir viel verspreche. Ich werde versuchen, es Euch zur Ansicht zu schicken, denn ich hoffe, es wird nach Kopenhagen kommen. Nur bin ich bange, daß ich damit gar nicht bei Euch zur Tür hineinkann. Denn mit Rahmen und Kiste wird es bald 10 Schuh breit sein.

Ein Düsseldorfer (ich vermute Buddeus oder sein Vertreter) der mehrere Künstler einlud, eine Platte für ihn zu radieren, war auch bei mir. Ich habe es ihm halbwegs versprochen. Er gibt sein Werk heraus unter dem Titel ‚Radierungen von Deutschlands namhaften Künstlern'. Noch ein anderes Werk kommt heraus: ‚Münchener Album', wozu ich auch eine Zeichnung versprochen habe.' — — Elise schreibt: ‚P e t e r s e n lebt sehr glücklich und sehr beschäftigt. Er hat 4 Schüler angenommen, erweitert seine Tätigkeit bedeutend. Von M a r s t r a n d ist ein Brief aus Rom gekommen. Er will nächsten Ostern bei uns sein. Maler R ö r b y e verheiratet sich, reist mit seiner Frau nach Rom, kann das nordische Klima nicht vertragen. Wenig Hoffnung, daß er je ganz wieder hergestellt werde. A d o l f C a r l reist nächsten Monat (Juni) nach Genua und Nizza und wird Euch im Herbst besuchen. Er hat sich recht herausgemacht. M o h r ist gewiß schon seit 3 Monaten krank mit häufigen Rückfällen, ganz abgemagert, sehr traurig gestimmt, arbeitsunfähig und vereinsamt.'

L o u i s ist jetzt mit einem großen Bilde so sehr beschäftigt, daß er gar nicht davon weggehen kann. Es ist wieder ein Bild vom Gardasee und ich glaube, das schönste Bild, das er lange gemalt hat. Er hat es mir zu Liebe wieder für Kopenhagen bestimmt. Es ist nötig, daß sie wieder einmal etwas Gutes von ihm sehen. Das Stipendium hat ein Maler B u n t z e r bekommen." —

„Mutter klagt, daß wir sie nicht in Tätigkeit setzen wollen?" Darauf gibt Louis — jedoch „nur für Vater und Mutter" — die Aufklärung: „Voriges Frühjahr hatten wir blinden Lärm gemacht durch Schuld des Arztes. Bald darauf mußten wir nach Tirol und

Elise mußte täglich bluttreibende Pillen nehmen und dabei sehr angestrengte Touren machen, so daß sie oft vor Mattigkeit sitzen bleiben mußte. Nach einer solchen Tour bekam sie in Bozen einmal heftige Schmerzen. Sie mußte ins Bett und abortierte. Als der dortige Arzt die Pillen sah und von ihren Anstrengungen hörte, erklärte er, daß es so habe kommen müssen. Die Schuld trage allein der Arzt. Nach einigen Tagen war sie wieder so wohl, daß wir nach Meran reisen konnten, aber bald darauf verfiel sie in ein Fieber und hat infolge davon vor drei Monaten — der Brief ist am 18. März 1839 geschrieben — ihr Haar verloren, das aber jetzt kräftiger als früher wieder hervorkommt. Die Krankheit ist sonst von so günstigen Folgen gewesen, daß es scheint, als sei aller Krankheitsstoff aus ihr verschwunden. Nie war sie so kräftig wie jetzt." Auch am 29. Mai machte sich ihr Gatte keine Sorge um sie und denkt an seine Sommerreise: „Ich schwanke, ob ich nach Italien gehen oder in Tirol und an den bayrischen Gebirgsseen bleiben soll." Elise erzählt im gleichen Briefe vom schlechten Wetter, daß selbst ein Sommerfest vereitelt, von einem Theaterbesuch, der mit Platzregen endete, so daß der neue Strohhut gleich den nächsten Tag zur Putzmacherin mußte. Sie fragt mit Teilnahme nach der leidenden Schwiegermama und bittet Sie, mit der alten Liebe zu denken an sie, „Ihre sie innig liebende Tochter Elise Gurlitt." Das sind die letzten Worte von ihrer Hand.

Von einem Ausflug an den Würmsee berichtet ein schönes Panaroma in Blei mit der Beischrift „Oberhalb Seeshaupt, den 18. Juni 1839." Ob die Frau mit war, ist nicht ersichtlich.

Der nächste Brief, der in der kleinen Mühlenstraße 18 eintraf, hatte Trauersiegel: E l i s e w a r g e s t o r b e n!

Am 17. August ist sie begraben worden. Am 19. schrieb der junge Witwer nach Hause:

„Meine lieben Eltern und Geschwister!

Der schreckliche Schlag, der mich getroffen hat, machte mich bis jetzt unfähig, an Euch zu schreiben. Mein Kopf ist auch noch so benommen, daß ich Euch nicht viel werde berichten können.

Ich kann Euch nicht verheimlichen, daß ich für den Augenblick wenig Tröstliches in der Zukunft sehe, da sie, durch die die Welt mir zum Himmel wurde, nun für immer mir von der Seite gerissen worden ist. Ihr habt ihre engelsreine Seele gekannt, wie sie alles heiligte, was sie umgab, und wo sie sich zeigte, durch ihre Unschuld und Seelenheiterkeit zur Nacheiferung anfeuerte. Auch für Euch, meine lieben Geschwister, wird die kurze Bekanntschaft mit ihr von segensreichen Folgen sein. Ihr Geist, der uns umschwebt, wird uns ein schützender Genius sein und uns auf den schlüpfrigen Lebensbahnen unser Ziel und unsere Stimmung immer vor Augen halten. Wer sie im Tode gesehen hat, ist überzeugt, daß sie ein seliger Engel ist. Ihre Seele war ein reiner Spiegel, den nie ein unreiner Gedanke trübte. Die Roheit verstummte, wo sie sich zeigte, und alle Herzen wandten sich ihr zu. Keine Tote hätte mehr Teilnahme in München erregen können. Die Tränen der Tausende, die an ihrem Grabe weinten, geben uns die schöne Überzeugung, daß sich das Schöne und Gute der Welt nicht ohne deren Teilnahme zeigt. Die Beerdigung war nach Aussage aller Beteiligten die feierlichste, die man je in München gesehen hat und alles war ein freiwilliger Tribut von fremden Menschen, die sie vielleicht nur ein einziges Mal gesehen hatten und doch gleich die Krone der Weiblichkeit in ihr verehren mußten. Ihr Ziel war ihr von Gott gesteckt und keine irdische Hilfe vermochte sie zu retten. Sie starb an einem organischen Fehler des Herzens, der sich von ihrer frühen Jugend herschreiben muß. Bei der Öffnung fand sich eine Hälfte des Herzens ganz verknöchert. Sie starb in meinen Armen ohne Ahnung des Todes. Keine Klage ist je über ihre Lippen gekommen und konnte sie mich nur sehen, so war kein Schmerz stark genug, das Lächeln von ihren Lippen zu verdrängen. Im Traume selbst war ich ihr einziger Gedanke, und ich habe sie oft wach geküßt, wenn sie mir schlafend die liebevollsten Worte sagte. Eine glücklichere Ehe als die unsre gab es nicht . . . . . Ich hoffe, in 14 Tagen bei Euch sein zu können und Euch mein volles Herz auszuschütten, um dann nach Kopenhagen zu eilen, um womöglich

Sorrent, 1. Juli 1843. Bleistift mit Sepia übergangen. 59,5×43,5 cm.

der fassungslosen Mutter ein Trost zu sein in ihrem großen Schmerz, der stark genug sein wird, die schon leidende (sie hatte sich das Bein gebrochen und lag schon lange fest) ins Grab zu strecken. Gott stärke sie!

Lebt wohl, liebe Eltern und Geschwister, tragt den Schmerz mit Fassung! Bald komme ich zu Euch: dann sollt Ihr jedes Wort hören, das sie sprach und den Inbegriff von Weiblichkeit in Ihr verehren lernen. Euer bis in den Tod betrübter Sohn und Bruder Louis Gurlitt."

Ich lasse einen nicht minder ergreifenden Brief eines befreundeten, nicht benannten Künstlers (Storch?) folgen:

„Gestern haben wir Madame Gurlitt begraben, das schönste Weib, eine Taube an Zartheit und Reinheit! Ihre hohe keusche Weiblichkeit und die Stärke ihres Charakters, wodurch sie imstande war, die Glückseligkeit ihrer Ehe mit Gurlitt so hoch zu stellen, daß gewöhnliche irdische Glückswechsel dieselbe nicht trüben, viel weniger zu stören vermochten, diese stets sich gleich bleibende heitere, in sich glückselige Gemütsstimmung, welche ihrem Manne, der nur in ihrem Glücke das seinige fand, so viel Sicherheit und Vertrauen gewährte, ihre ungewöhnliche Fassungskraft sogar für Dinge des Wissens und der Poesie — dies alles verlieh ihr etwas von einer übersinnlichen Erscheinung, wie man sie bisweilen bei Frauen trifft, welche, wie sie, die Ursache des frühen Todes in sich tragen. Sie erhalten, um ihr Leben, da es so kurz ist, für sich und andere desto glücklicher und unvergeßlicher zu machen, etwas wie Unkörperliches und haben von den Leidenschaften der menschlichen Natur nur das, was das Göttliche, das vom Himmel stammende an demselben ausmacht; ihre Seele verbreitet sich unabhängig in ihrem zarten Körper; die gewöhnlichen Organe des Seelenlebens scheinen bei ihnen überflüssig. Die Seele selbst spricht überall und tritt, ungehemmt durch Körperlichkeit, hervor bis in die Augen und in die Finger, was sie fähig macht, mit solch unerschöpflicher Kraft und Ausdauer das zu umfassen, was sie lieben." — —

In diesem Tone geht es lange weiter fort. Es folgt dann eine ausführliche Beschreibung des Begräbnisses.

„Den Leichenzug eröffnete der Geistliche im Ornat, welchen 24 Fackelträger, schwarz gekleidet, meist Maler, geleiteten. Es folgte die Bahre, mit Blumen bekränzt und mit Kronen von lebenden Blumen und Gold geziert, getragen von acht Landsleuten der Verblichenen, Simonsen, Storch, Pank und anderen. Der Bahre folgten die Leidtragenden in tiefster Trauer, so Holm, Thöming — ein langer Zug von Künstlern, von Frauen und Mädchen, die in ihr die kurz gegönnte, unvergeßliche Freundin beweinten." — —

Elise war eine blendende Schönheit gewesen. Sie hatte rotes Haar und die den Rothaarigen eigene durchsichtige, helle Haut. Ihre Augen waren tiefbraun. Es sind von ihr mehrere Bildnisse hinterblieben: Wilhelm Marstrand zeichnete sie 1837 (S. 81) (Besitzer: Bankbeamter Wilhelm Saxild, Kopenhagen) und der dänische Maler Jorg Roed malte sie 1837 (Besitzer: Ministerialbeamter Christen Saxild, Kopenhagen*). Schließlich haben wir ein Gipsrelief, das sie kurzhaarig zeigt, also nach ihrer Erkrankung, offenbar von einem der dänischen Bildhauer gemacht, die bei ihr ein- und ausgingen. Es zeigt edelste Formen, wie eine schöne griechische Kamee (Besitzerin meine Schwester Else, Steglitz). Mädchen von Elisens Typus sind mir zu meinem Entzücken in Dänemark vereinzelt begegnet. Kommt hinzu noch Anmut der Seele und hohe Geisteskultur, so stellt sich da in der Tat eine Krone der Schöpfung dar.

Die Geschichte der Familie Saxild, die meinem Vater in Freud und Leid so treu zur Seite stand, und die auch mich in Dänemark mit verwandtschaftlicher Herzlichkeit aufgenommen hat,

---

*) Abgebildet von mir mit dänischem Text in Gads danske Magasin, Kopenhagen 1911. S. 306. Dort auch ein Porträt ihres Gatten von W. Marstrand gleicher Zeit und eines desselben von Prof. Lund, der auch eine Bleistiftstudie unseres Vaters hinterlassen hat (Besitzer Cornelius G. in Dresden). Von Marstrand schließlich auch eine köstliche Karikatur (1836) ‚Louis und Elise' (Gads. d. Mag. S. 311), jetzt in meinem Besitz.

liegt jetzt vor: „Georg Christian Saxild, Etatsraad, Herredsfogt, R. af Dbrg. 1811 — 1. September — 1911“ in 300 Exemplaren als Manuskript gedruckt von seinem Sohne, dem verdienstvollen Landesarchivar Georg Saxild in Viborg. Es ist darin viel auch die Rede von Gurlitt, dem Schwager und Freund Georgs, des Vaters, und von Elise, der „smukke, röthaarede“.

Kurz vorher hatte das junge Ehepaar eine neue Wohnung Türkenstraße 13, drei Treppen, bezogen. Nachdem er jetzt seine geliebte Frau in München in die Erde gebettet hatte, schickte Vater am 24. August seine Effekten ab und reiste am 26. nach Altona. Am 25. saß in Bagsvard bei Kopenhagen seine Schwiegermutter, die sich nur mühsam mit Krücken durch das Zimmer bewegte, am Schreibtisch und schrieb „med blödende Hjerte“ an den dyrebare sön ihren Klagebrief, anschließend Vilhelm Saxild, der Sohn: „Min inderlig elskede broder!“ Beide voll wärmster Herzlichkeit und Innigkeit.

Nach kurzem Aufenthalt in Altona eilte Louis zu diesen ihm so lieben Menschen und schon am 14. September schreibt er von Bagsvard an seine Eltern:

„Nach einer guten Reise traf ich Sonntag, abend 8 Uhr in Kopenhagen ein, freilich mit anderen Gefühlen, als damals, als ich meiner liebenden Braut in die Arme eilte.“ Darauf schildert er das schmerzliche Wiedersehen und seine eigene Niedergeschlagenheit: „Vorgestern war ich in der Stadt, fand mich aber so einsam und verlassen, daß ich in heller Verzweiflung wieder aufs Land zur Familie eilte. Gottlob, hier fühle ich mich beruhigter! Aber ich lebe in einer geistigen Schlaffheit, daß ich zu nichts Lust habe. — Zum Schaffen zeigt sich noch nicht der geringste Drang: Kunst und Natur vermögen noch gar nichts auf mich. Aber der Drang zu Bildern, der vordem mein ganzes Sein beherrschte, wird früher oder später doch wieder in seine alten Rechte eintreten. Von dieser Zeit verspreche ich mir alles. — Mutter geht an ihren Krücken mit größter Ergebung. Man hört keine Klage aus ihrem Munde: es ist eine herrliche Frau! Für die Liebe, die auch Ihr mir bei allen

Gelegenheiten so unverkenntlich zeigt, seid meines wärmsten kindlichen Dankes gewiß!"

Bagsvard, den 22. September 1839.

„Ich hoffe das Beste von der Zeit, wo ich wieder an der Staffelei werde stehen können. Mit welcher Liebe ich von der Familie meiner Elise behandelt werde, kann ich Euch nicht sagen. Überall begegnet man mir auch sonst mit Wohlwollen. Beim Prinzen Christian, der ½ Meile von hier seine Sommerresidenz hat, machte ich meine Aufwartung. Er kannte mein Schicksal und zeigte mir die aufrichtigste Teilnahme." Noch als Greis erinnerte sich mein Vater dankbar dieser Teilnahme und schrieb aus der Erinnerung nieder, was ich genau durch seine Briefe jener Zeit bestätigt fand, nämlich so:

„Nicht gar weit von Bagsvard war die Sommerresidenz des Prinzen, das Schloß Sorgenfrei. Ich machte ihm meine Aufwartung, Bald darauf war Cour zu seinem Geburtstag. Es war althergebrachte Sitte, daß die Akademie dem Prinzen zum Geburtstage als erste Körperschaft ihre Glückwünsche darbrachte. Da ich wegen meiner Trauer außer den Meinigen noch keine meiner Freunde besucht hatte, wollte ich die Gelegenheit benutzen, sie alle in Sorgenfrei zu begrüßen. Ich kannte die innere Einrichtung des Schlosses nicht und war erschreckt, wie man mir eine Tür öffnete und ich unmittelbar in dem Audienzsaal eintrat, wo der Prinz eben die Cour abnahm. Ich wollte mich schnell zurückziehen, aber der Direktor der Akademie Etatsrat K o c h , ein Architekt, sagte mir: ‚Sie müssen bleiben, der Prinz hat sie schon gesehen.' In demselben Augenblick unterbrach auch der Prinz seinen Rundgang und kam auf mich zu. Ich war verlegen, da ich auch für eine solche Feierlichkeit durchaus keine passende Toilette gemacht hatte. Unvergeßlich aber bleibt mir, mit welcher warmer Teilnahme der Prinz meinen schweren Verlust besprach und wie er mich nach Möglichkeit zu trösten suchte. Dann forderte er mich auf, mit ihm in einen weiter hinten liegenden Salon zu seiner Gemahlin zu gehen — der Schwester des Herzogs Christian von Augustenburg. Hier fand ich alle

Mitglieder der königlichen Familie versammelt. Der Prinz führte mich zu seiner Gattin, schilderte ihr den schweren Verlust, der mich betroffen hatte, wußte zu meiner großen Überraschung alles, was uns begegnet war und wie so ganz ungewöhnlich glücklich wir miteinander gelebt hatten. Auch die Prinzessin sprach in den herzlichsten Worten ihre Teilnahme aus. Dann zeigte mir der Prinz alle Geschenke, die er zum Geburtstage erhalten hatte: ‚Von Fritz (später Friedrich VII.), von Ferdinand (seinem Bruder), von meiner Schwägerin' und so fort. Die Geschenke bestanden in ganz schlichten Sachen, in Schreibzeug, Zigarren-Dose, Lineal, Kleidungsstücken und dergleichen."

„Ihr wißt," schrieb er an seine Eltern, „daß ich den Prinzen persönlich hochschätze, deshalb brauche ich nicht zu sagen, daß ich über die mir erwiesene Aufmerksamkeit hoch erfreut war. Nachher hörten wir eine englische Sängerin, Miß Bishop, ausgezeichnet singen und einen Harfenspieler herrlich ein dänisches Thema variieren." Es folgten in den nächsten Tagen Einladungen zu allerlei hochstehenden Persönlichkeiten: Grossier P u g a a r d auf seinem sehr schönen Landhause, Baronesse L ö v e n s k i o l d zur Bekanntmachung mit dem Baron Hofjägermeister. — Diese gewaltsame Zerstreuung vermochte nicht, seinen umdüsterten Sinn aufzuhellen. Noch als Greis konnte er den Namen Elise nicht nennen, ohne daß ihm dabei stille Tränen über die Wangen rannen. So treu sein Gedächtnis alle Teile seines reichbewegten Lebens wahrte, über das Jahr, das dem Tode der Elise folgte, wußte er wenig zu berichten. Er sagte, er habe es wie im Traume verlebt, wie in einem Dämmerzustand.

So schrieb er auch am 15. November 1839 an seine Eltern: „Ich kann Euch nicht sagen, wie schwer mir in meinem jetzigen Zustande das Schreiben wird. Nachdem ich es nun von Tag zu Tag aufgeschoben habe, muß ich doch endlich daran. Ich vegetierte einen Tag nach dem andern hin, ohne Nennenswertes zu arbeiten. Auch äußere Umstände haben mich abgehalten, denn meine Wohnung, die ich gestern verlassen habe, hatte so schlechtes Licht, daß

ich selbst bei schönem Wetter untätig sein mußte. Heute aber in meiner neuen schönen Wohnung, Nörregade 62, I. Etage, fühle ich den gewohnten Trieb sich regen. — Was die Eintönigkeit meines Lebens, als Essen, Trinken, Schlafengehen unterbrochen hat, war eine Reise nach Jägerspriess, die ich auf Anraten des Prinzen Christians machte, um dort ein paar Eichen zu zeichnen, die nach der möglichen Berechnung 1800 Jahre alt sein sollen. Der Prinz bat mich in sehr freundlichen Ausdrücken, ihm diese Gefälligkeit zu erzeigen, in einem eigenhändigen Briefe, worin er mir zugleich schrieb, daß er seinen Hofjägermeister Baron von Löwenskiold beauftragt habe, für meinen Aufenthalt zu sorgen. Ich logierte bei einer Försterfamilie, sehr lieben Leuten, und hatte Wagen und Pferde zu meiner Verfügung. Es tat mir leid, daß das kalte Wetter und meine befangene Stimmung mir nicht erlaubten, meinen Auftrag so auszuführen, wie ich gewünscht hätte. Jetzt werde ich diese alten Bäume lithographieren."

Diese zwei Lithographien sind erhalten und bestätigen, daß der Künstler unter dem Drucke seiner Stimmung nicht geleistet hat, was er sonst wohl leisten konnte. Aber schon des Objektes wegen sind die Blätter doch beachtenswert. Dazu ein heiteres Erlebnis. Als der Förster mit dem Leiterwagen aufbrach, packte er Leitern und Schabeisen mit auf. „Weshalb das?" — „Ja, Herr, erst müssen wir die rauhe Rinde abschaben, sonst können sie die alten Eichen nicht anstreichen."

In jener Zeit schreibt Vater auch: „Bei allen Übeln plagte mich auch Geringschätzung des Geldes, aber es ist doch erfreulich, Geld zu besitzen und nötig, auf den Mammon zu sehen. Nahrungssorgen könnte ich gewiß sehr schlecht ertragen. Diese Sorge möge mich zum Fleiße anspornen!"

Am 18. Dezember schickt er seinen Neujahrsgruß nach Hause und spricht den Wunsch aus, daß er im Jahre 1840 glücklicher werde als im vorherigen, das ihm unvergeßlich traurig bleiben werde.

„Der Tod des Königs hat gewiß auch in Altona Trauer erregt. Ich wohne zwischen zwei Kirchen, wo ich von dem Läuten der

Glocken viel zu leiden habe. Namentlich in den letzten Tagen hat es mich recht geplagt. Ein lange anhaltendes Unwohlsein kam bei mir endlich zu einer Krisis. Nachdem ich acht Tage recht krank gelegen hatte, bin ich gottlob wieder wohler. Das schlimmste ist, daß ich nachts nicht recht schlafen kann. Kopfschmerzen und Mattigkeit sind bei Tag die natürliche Folge.

Trotzdem — ist das große Bild heute fertig geworden und gehört zu meinen besten Arbeiten. Ich denke, der König wird es kaufen. Ich bin neugierig auf das Urteil der Kunstkenner, die auf alles, was von München kommt, wütend sind. Ich fühle selbst, daß ich in einer ganz anderen Richtung arbeite, als die hier herrschende ist, aber ich fühle auch eine so starke Überzeugung in mir, daß ich auf dem eingeschlagenen Wege eher zum Ziele komme und lasse mich deshalb nicht abschrecken. Denen, die mein Bild im Atelier gesehen haben, scheint es recht gut zu gefallen. Aber das waren Freunde, die sich über das Gute freuten, das Fehlerhafte vielleicht mit dem Mantel der Liebe zudeckten. Ein anderes ist es, wenn die große kalte Masse, das Publikum, sein Urteil abgibt. Die fragt weder nach Freud noch nach Leid, das den arbeitenden Künstler trifft, der ihnen sein Bestes bietet. Aber auch in diesem Punkte bin ich gottlob so weit abgestumpft, daß mir das Lob keine zu große Freude, der Tadel keine schlaflose Nacht machen sollen. Selbsterkenntnis ist eine schwere Aufgabe: ich habe sie aber soweit gelöst, daß ich mir einbilde, sehr gut die Mängel wie auch die einzelnen Vorzüge meiner Arbeiten erkennen zu können, wodurch mir freilich nur selten das glückliche Gefühl wird, etwas Gutes hervorgebracht zu haben, leider aber sehr oft — selbst wenn alle loben — das bittere Gefühl meiner Unfähigkeit. Das Gute dabei ist, daß ein einfältiges Lob mich auch nicht über meine Kräfte täuscht und mich dann nicht um so schmerzhafter den Tadel fühlen läßt.

Vor vier Jahren, den 24. Dezember, erlebte ich meinen glücklichsten Tag. Die Erinnerungen sind himmlisch!

Es grüßen freundlichst A. Saxild (Mutter), Eline, Nanna Saxild, Frederikke und Vilhelm."

Den ersten Teil des neuen Jahres lebte mein Vater in Kopenhagen. Von dort schrieb er am 11. Februar einen Brief an seinen damals zwanzigjährigen Bruder Cornelius in Altona, der zu seiner Ausbildung als Musiker unter Weyse und Hartmann auch nach Kopenhagen zu übersiedeln wünschte. Er überweist ihm 25 Mark kourant zur Reise und schreibt echt brüderlich: „Um es mir leichter zu machen, Dir das nötige hier zu beschaffen, habe ich vorläufig einen Schüler angenommen. Das Geld, das ich dafür erhalte, sollst Du bekommen. Es sind monatlich 60 Mark Kurant." Sein Bruder schreibt in dankbarer Anerkennung für diese Leistungen Ende 1840 an seine Eltern: „Was Louis für mich tut, das werde ich ihm nie vergelten können. Wo in der Welt findet man einen Menschen, der das für seinen Bruder tut? Und er tut es mit der größten Bereitwilligkeit und alles so für mich, daß es mir durchaus nicht drückend ist, was ich genieße." Mein Vater schreibt zu derselben Zeit: „Meine Stellung ist hier gottlob recht gut. Ich finde volle Anerkennung als Künstler und sonst viel Zuvorkommenheit. Gestern abend riet mir Thorwaldsen in einer Gesellschaft beim Grossier Pugaard, mich in der Akademie zum Mitglied vorschlagen zu lassen, was ich natürlich gern annahm. Ich hoffe nun auf mein großes Gemälde hin (Kullen) akkreiert zu werden und bekomme dann eine Aufgabe, worauf ich, wenn ich sie glücklich löse, Mitglied werde. Sprecht nicht weiter darüber! Ich fürchte nur, daß ich manche in der Akademie gegen mich haben werde, die mich für zu jung halten (28 Jahre). Es gibt doch überall Philister. Dem Könige gefällt mein Bild sehr. Er zeigt es vielen." 1840

Bald darauf erkrankte mein Vater und schrieb aus dem Krankenhause an seine Eltern: Kopenhagen, den 28. April 1840. „Bis zum 28. lag ich in meiner Wohnung. Da es aber mit meinem Zustande nicht besser wurde, ich auch keine Pflege hatte, ging ich ins Hospital, wo ich noch bin. Mein Übel war ein nervöser Kopfschmerz, der mich ununterbrochen aufs grausamste plagte, so daß ich eine Zeit von sechs Wochen kaum wußte, was Schlaf ist. Im Bett mußte ich die Nächte über aufrecht sitzen. Jetzt ist der

Kopf gottlob viel besser, nur bin ich durch die vielen anstrengenden Kuren so mitgenommen, daß ich das Bett noch hüten muß. Dienstag über acht Tage kann ich das Hospital gesund und wohl verlassen. Auch meine Augen sind wieder so gesund als jemals. Ich werde dann gleich aufs Land reisen, um die Kur ganz zu vollenden.

Über meine Geldumstände sollt Ihr Euch keine Sorgen machen, obgleich ich diesen Winter nur drei Bilder gemalt habe, statt fünfzehn im vorigen Winter. Aber ich habe auch weniger Geld gebraucht, und dann hatte ich n o c h drei kleine Bilder in Deutschland, die später in Leipzig verkauft worden sind, so daß ich im ganzen 2000 Mark Kurant eingenommen habe."

Den 3. Juni: „Morgen werde ich eine zeitlang aufstehen können und dann bald gekräftigt sein. Donner hat für seine Tochter, Frau Zahrtmann, ein Bild für 60 Sp. bei mir gekauft." Vater klagt über die verlorene Zeit und den verlorenen Frühling: „Ich gehe gleich aufs Land, bleibe acht Tage bei Saxilds in Bagsvard, von da mache ich auf 14 Tage einen Besuch beim Kammerherrn G r e v e n k o p K a s t e n s k i ö l d in der Nähe von Soröe, dann beim Minister M o l t k e — — Die bevorstehende Krönung des Königs in Frederiksborg hält die Stadt in Atem. Es fehlt schon jetzt an Unterkunft und Kost. Ohne Karte kein Zutritt zur Kirche. Die Bürger machen in ihren Häusern hohen Gästen Platz. Fünf Kammerherren müssen sich mit einem kleinen Zimmer begnügen. Selbst die Damen müssen sich beschränken, Ministerfrauen zu zweien in einem Bett schlafen. Ein Wagen von Kopenhagen nach Frederiksborg kostet 50 bis 60 Taler. Das Fest währt drei Tage lang."

Am 4. Juni meldet er seinen Eltern aus Friedrichslund, daß er sich auf dem Gute des Kammerherrn Grevenkop Kastenskiöld acht Tage lang aufhalte, und wenn das Wetter nicht besser werde, wohl noch länger bleibe. „Ihr könnt Euch denken, daß ich herrlich und in Freuden lebe: liebe Leute, ein köstlicher Tisch, Wagen und Pferde zu meiner Verfügung."

Nach seiner Wiederherstellung kam die Rede wieder auf seine voraussichtliche Mitgliedschaft an der Akademie. Am 20. September 1840 schrieb darüber sein Bruder Cornelius an Freund Hintzpeter: „Louis hat jetzt den Kopf sehr voll von Ideen zu einem ungeheuer großen Bilde. Wenn er will, so kann er jetzt Mitglied an der Akademie werden. Es ist ihm aber wenig um diese Ehre zu tun. Wenn seine Frau noch lebte, so würde er nicht säumen, die Gelegenheit zu benutzen, weil freie Wohnung auf der Akademie, 300 Taler Witwengeld (jährlich), und sonstige Vorteile damit verbunden sind. Ich glaube aber doch, daß er ein Meisterstück zu diesem Zweck machen wird." Am 5. Dezember heißt es in einem anderen Briefe seiner Hand: „Louis ist sehr fleißig. Er hat ein paar wundervolle Landschaften gemalt und verkauft. Jetzt verlegt er sich aufs Reiten. Jeden Mittag holt er sich aus dem Königlichen Reiterhause seinen Podexschmerz. Jetzt wird er erst eine kurze Zeit zu seiner Schwiegermutter aufs Land gehen und später wahrscheinlich eine Reise nach Seeland und Jütland unternehmen. Sein Zustand machte, daß auch ich traurige Zeit in Kopenhagen verbrachte."

Im Hochsommer trat Vater dann die Reise an. Am 23. Juni verließ er Kopenhagen, besuchte seine Schwester Emma in Fredericia, die dort bei einem dänischen Major N. C. Köbcke in Stellung war als Erzieherin der Kinder, und konnte berichten, daß er 'sich, Gott sei Dank, außerordentlich wohl fühle.' Am 18. September schreibt er seiner Mutter: „Wieder in meiner Residenz angelangt, würde gern auf eine Weile nach Altona kommen," aber — 1. will er für seinen Bruder Cornelius sorgen, 2. wenn er Mitglied der Akademie werden will, muß er sein Rezeptionsbild in Kopenhagen malen. Bisher hat er sich nicht entschlossen, denn die Vorteile scheinen ihm jetzt gleichgültig und aus der Würde macht er sich zur Zeit nichts. „Ja, wenn meine unvergeßliche Elise noch lebte, dann würde ich sicher Mitglied geworden sein, schon wegen der Wohnung auf Charlottenburg und wegen der Witwenpension. Aber schwerlich werde ich mich hier

zur Ruhe legen und nach meiner jetzigen Gesinnung werde ich ledig bleiben. Denn wie glücklich ich auch wählen möchte, würde es doch nur ein trauriger Ersatz für meine engelsgleiche Elise sein. — Ich bin aber jetzt wieder viel ruhiger im Gemüt und gottlob vollkommen wohl, so daß ich in diesem Winter ein besseres Resultat zu erwarten berechtigt bin. Wohne wieder Nörresgade 32."

Am 8. Oktober schreibt seine Mutter an Emma: „Aus seinem Briefe zu schließen, ist Louis recht lustig, aber ich glaube, wenn er für sich allein ist, dann ist er doch traurig, denn das geht doch auch aus jedem seiner Briefe hervor."

Unter dem 20. Oktober ebenfalls an Emma: „Du kannst glauben, daß es Cornelius viel Kummer macht, daß er beinahe alles von Louis haben muß. Er weiß nicht genug zu schreiben, welch herrliche Menschen Mutter Saxild und ihre Töchter sind, wie viel Liebe und Freundschaft er dort genießt. Gott, der arme Junge ist zu beklagen: Aus Altona ging er weg, seinen Eltern nicht mehr zur Last zu liegen und nun verdient er noch viel weniger. Wie wird das in der Zukunft werden? Zum Frühjahr geht Louis von Kopenhagen weg; wie wird es da mit Cornelius werden? Louis, schreibt er, ist jetzt ganz munter und sehr fleißig. Das macht uns nun wieder Freude."

Sein Brief an die Eltern, K o p e n h a g e n 1840, 22. Oktober, meldet, durch die Aufforderung der Eltern im letzten Briefe veranlaßt, daß er mit dem Mitgliedbilde angefangen und es heute beendigt habe. „Es ist eine eigene Sache, sich dem Urteil anderer auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Persönliche Leidenschaften kommen ins Spiel, manches unbedeutende Mitglied rächt sich für ein hartes Urteil. Es wird durch Ballotage abgemacht und finden sich mehr schwarze als weiße Kugeln, so bin ich durchgefallen, was in den Augen Unverständiger, also des größten Teiles des Publikums, ihr Urteil über mich bestimmen würde. Die letzten drei Aspiranten hatten dieses Los. Es ist mir niemals eingefallen, daß ich unwert zum Mitglied sei, im Gegenteile fühle ich, daß keines der jetzigen Mitglieder (Landschaftsmaler) das leistet, was ich leiste. In

14 Tagen, drei Wochen wird es abgemacht. Ich habe eine Gegend bei Silkeborg in Jütland gemalt, es ist keins meiner schlechtesten Arbeiten, und ich konnte gleich 600 Mark Kurant dafür bekommen." (Georg Saxild schreibt 1911 — und das rechtfertigt das vorstehende Selbstlob: „Über seine Begabung konnte kein Zweifel aufkommen; er galt ohne jeden Widerspruch für den bedeutendsten der zu jener Zeit zahlreichen holsteinischen Künstler auf der Kopenhagener Akademie".) „Neulich wurde ich ganz lebhaft in die Zeit zurückgesetzt, wo Mutter mit mir zu Bendixen ging, nachdem der Entschluß gefaßt war, daß ich Künstler werden sollte. Ganz wie wir vor Bendixen standen, stand eine Mutter mit ihrem Sohne vor mir. Ich war ihr gewiß dasselbe, was uns damals B. war, ein Künstler, den nur erreichen zu wollen, man sich nicht getraute zu denken. Diese Erinnerungen und die Tränen der Mutter spielten mir den argen Streich, mich zu bestimmen, mich seiner anzunehmen, da ich mir doch vorgenommen hatte, nach der vorjährigen Erfahrung mich vor dergleichen Szenen frei zu halten. Ich kann ihm von wenig Nutzen sein, da er, obgleich schon 18 Jahre alt, noch durchaus nichts kann, aber das wollten sie nun einmal nicht einsehen, auch reise ich ja von hier zum Frühjahr. Wie doch die Welt eine beständige Schule ist! Die Höhe, die mir damals unerreichbar schien, ist jetzt so zusammengeschrumpft, daß ich sehe, daß mit ihr noch nichts erreicht ist; es geht wie mit dem Ersteigen eines Berges, je höher man steigt, je unerreichbarer scheint einem der Gipfel, was früher hoch schien, liegt auf halbem Wege als Hügel schon unter einem, kaum vom Tal zu unterscheiden, und nun selbst am Gipfel angelangt, würde man sich nicht noch höher wünschen und sich nicht vielleicht eine paar Fuß hohe Erhöhung bauen, um noch weiter sehen zu können? Oben ist es frostig und einsam, da kann man nicht bleiben, und mit getäuschten Erwartungen wendet man den müden Schritt zögernd dem Tale wieder zu, um, dort angelangt, ausrufen zu können: Nichts ist in der Welt vollkommen! Diese Betrachtung soll mich aber keineswegs auf meiner Reise stören und getrost werde ich meine Bahn verfolgen, ein gütiges

Geschick möge mich immer eine Strecke Wegs vor mir sehen lassen, und mich, oben angelangt, der Tod in seine Arme nehmen. Ein Stillstand ist beim Menschen nicht denkbar und der Rückschritt fürchterlich, man kann nur besser oder schlechter werden. Ich kann Euch versichern, liebe Eltern, daß ich jetzt mich vollkommen wohl fühle, meine Kunst ist mir eine liebende Trösterin und ihr will ich mich mit ganzer Seele ergeben, sie hat auch jetzt mich wieder zum dankbaren Menschen gemacht und wird mir auch meine Zukunft verschönen.

Cornelius tut sein Möglichstes und die Anlagen, die er hat, wird er gewiß ausbilden und was ein großes ist: Sein Aufenthalt hier wird sein geistiges und sittliches Streben sehr bilden.

Grüßt mir (Schwester) Mathilde herzlich und ermuntert sie, recht bald einmal an mich zu schreiben, so grüßt auch die anderen Geschwister und Freunde von Eurem Louis."

Den 10. November.

„Nachdem ich diesen Brief versiegelt hatte, fiel es mir ein, daß er Euch über den Ausfall meines Bildes ängstigen könnte, deshalb sandte ich ihn nicht fort. Nun kann ich Euch denn auch gleich die Nachricht bringen, daß ich gestern Mitglied der Akademie geworden bin. Jetzt also könnt Ihr das Vergnügen haben, auf Euren Briefen meine Adresse: H. L. G., Mitglied der Akademie der schönen Künste zu schreiben, welcher lange Titel in den kurzen Wintertagen beschwerlich genug ist. Cornelius ist mit seiner Ouverture fertig, einer Arbeit, in der er gewiß einen guten Schritt vorwärts gemacht hat. Er ist ein guter Junge und ich halte sehr viel von ihm. Jetzt zeichnet er auch bei mir die Woche vier Stunden, und ich hoffe, ihn in diesem Winter so weit zu bringen, daß er ohne Scheu neben der Musikstunde in Zukunft auch Zeichenstunden geben kann. Er hat recht gute Anlagen. Viele Grüße von Saxilds, von Emma hatte ich neulich einen Brief, es geht ihr gut, und sie scheint sehr vergnügt. Lebt wohl."

Rührend ist das Glück seiner Eltern. „Du kannst Dir denken," schreibt die Mutter an ihre Tochter Emma, die noch bei Majors von

Köbche in Friedericia als Erzieherin lebte, „welche Freude wir hatten! Denselben Abend machten wir Punsch und waren dann außerordentlich lustig. Louis hatte sein Bild gleich für 600 Mark Kurant verkaufen können. Es ist eine Landschaft aus Jütland bei Silkeborg. Freue Dich mit uns! Wenn Du nun an ihn schreibst, so muß die Adresse heißen: Herrn L. Gurlitt, Mitglied der Akademie der schönen Künste. Na, was sagst Du denn dazu? Ist ganz gut, nicht wahr?"

Ähnlich heißt es in einem Brief an dieselbe vom 1. Januar 1841:

„Du, meine geliebteste Emma, geachtet in Fridericia, Louis berühmt in Kopenhagen und Cornelius Künstler, der gewiß auch noch berühmt wird, denn er gibt sich sehr viele Mühe. Können wir nicht stolz auf unsere Kinder sein?"

1841. Studienreise nach Jütland

Sein Bruder Cornelius berichtet den Eltern: „Louis' Bild kommt die nächste Woche auf die Ausstellung. Vorige Woche war Thorwaldsen bei ihm und hat ein Bild bei ihm bestellt. Ende März übergibt Louis dem Konsul Lüttkens, von dem wir noch häufiger hören werden — er war Konsul in Pernambuko — einen Brief an die Eltern. Dieser Herr soll seinem Bruder Wilhelm Empfehlungen nach Brasilien geben und erhält dafür „ein Bildchen".

Am 29. März erfahren wir, daß Vater zwei Gemälde, Heidegegend bei Silkeborg und Bayrische Landschaft, fertig stehen hat, was viele Besuche heranlockt, so daß er sich genötigt sieht, einen bestimmten Tag für die Besuche festzustellen. Die bayrische Landschaft hat der Kammerherr Kastenskiöld für 300 Taler gekauft, das andere Bild „soll 800 — und wenn ich es bekommen kann — 1000 Reichstaler kosten. Im April ist Ausstellung. Wird es nicht verkauft, so bringe ich es mit nach Altona. Morgen wird ein kleines Bild für die Prinzeß Juliane fertig. Sie bekommt zwei von der gleichen Größe. Anfang Mai hoffe ich zu Euch kommen zu können und bin recht froh, Euch gewiß heiter und gesund wiederzusehen."

„Am 4. Mai muß ich zum König. Von dieser Audienz wird für einen Teil der Plan der Reise abhängig werden." Die Ent-

scheidung der Audienz konnte er am 12. Mai nach Hause berichten. Es heißt darin: „Diesen Sommer kann ich nicht nach dem Süden kommen, der König hat nämlich ein Bild als Pendant zu dem Heidebild bei mir bestellt und mich vorläufig nur merken lassen, daß er beabsichtige, vier solche Bilder von gleicher Größe, dänische Gegenden darstellend, von mir ausführen zu lassen. Das würde mich bestimmen, noch drei Jahre im Vaterlande zu bleiben. Diesen Sommer muß ich wieder nach Jütland, um in der Gegend von Skanderborg Studien zu dem Bilde zu sammeln. Durch diese Bestimmung ist mir nun leider nicht möglich, so lange, wie beabsichtigt, bei Euch zuzubringen."

Nun kommt wieder die gute Mutter zu Wort. Sie schreibt in einem Briefe an Emma und Cornelius vom 14. Juni 1841: „Freitag, abend 8 Uhr kam jemand an die Haustür und sagte ‚Gutenabend' und wer war es? Unser guter Louis! Nun könnt Ihr denken, welche Freude das ist. Herrlich, das Wiedersehen! Die Wonne läßt sich nicht beschreiben. Nur ist zu beklagen, daß er nicht lange bei uns bleibt. Bald wird sich die Freude wieder in Schmerz verwandeln, und wir müssen uns trennen. Gott, daß ich nicht alle meinen lieben Kinder bei mir haben kann! Zuletzt werden wir wieder ganz allein sein. Dieser Gedanke preßt mir immer Tränen heraus. Doch Du, meine gute Emma, kommst dann wieder zu uns, um nicht wieder von uns zu scheiden. Welche Freude, könnte ich auch Dich, mein guter Cornelius, wieder bei uns sehen, um Dich nicht wieder von uns zu trennen. Welche Wonne würde das für uns sein! Dieses ist mein innigster Wunsch. Bald geht auch unser Wilhelm von uns und das so weit, wo wir wohl schwerlich Hoffnung haben, ihn je wieder zu sehen! Ich will hiermit abbrechen, denn ich muß weinen."

Nach Kopenhagen zurückgekehrt, tritt unser Vater Anfang Juni seine Reise an. Zunächst mit seiner Schwester Emma, die ihn in Kopenhagen besucht hatte. Während dieses Besuches hatte sie sich von dem Prof. Eckersberg porträtieren lassen. Das herrliche Bild ist jetzt im Besitze ihrer Tochter Frau Helene Nieber-

Positano, 1843. Bleistift auf braunem Papier, weiß gehöht. 42,8×28 cm.

ding in Altona. Ich habe es in der Zeitschrift Gads danske Magasin 1911 S. 310 veröffentlicht. Die Reise finden wir in Versen beschrieben, die an eine Freundin gerichtet sind. Vaters Herz scheint wieder Feuer gefangen zu haben, und er sieht die Welt wieder in rosigem Lichte. Das Gedicht ist kein Kunstwerk, ist nur der Ausdruck übermütiger verliebter Laune. Ich getraue mich nicht, es in vollem Umfange abzudrucken, zumal die Empfängerin selbst darin gebeten wird:

Doch im Vertrauen! Daß Sie dies Blatt nicht zeigen,
Und schonend Ihr Gehör dem schwachen Scherze neigen;
So nimmt mans mit der Dichtung nicht genau,
Und schätzt als lustig, was verteufelt flau.
Wills doch durchaus nicht in den Sinn hinein,
Da weiß ich Rat: man läßt das Lesen sein.

Frühmorgens Abschied vor dem Fenster der Freundin. Mit seinem kleinen Schwesterlein tritt er präzis 8 Uhr an, schlüpft in den Wagen froh hinein. Den Freunden gab man ihr „Far wel".

Dann ging es durch die Straßen schnell.
Ich streck den Kopf noch aus dem Wagen,
Auch ihr eine Lebewohl zu sagen.
Doch ach! Die Fenster waren leer,
Ich sah die Freundin nimmermehr.

Es folgte eine wunderschöne Fahrt nach Kalundsborg, Sonnenuntergang, Mondaufgang, selten reine Luft. „Die Felder dampften, herrlich war die Nacht."

Im Wagen plaudert das muntere Schwesterlein, eine poetisch begabte, sehr empfindsame Seele mit dem geliebten, angestaunten Bruder. Emma, die später seinen treuen Freund Hintzpeter heiratete, war bis ins hohe Alter eine sehr angeregte Natur. Wenn ich sie in späteren Jahren in Altona besuchte, es war um 1880 herum, als ich Lehrer an der Gelehrtenschule des Johanneum in Hamburg war, so sprachen wir am liebsten von Hellas und Rom. Sie hatte ihr Gärtchen in einen kleinen Olymp umgestaltet. Steinerne Götter aus der Barockzeit, die sie irgendwo ergattert hatte, standen umher

und sie wandelte zwischen ihnen mit erhobenen Gefühlen. Schränke und Kästen waren voll gestopft mit klassischen Erinnerungsstücken. Ein Splitter Marmor von der Akropolis in Athen, ein Blatt vom Grabe des Themistokles usw. Jede Zeitungsnotiz, die von einer Ausgrabung in Rom, einem Fund auf altklassischem Boden Kunde gab, sorgsam aufgehoben. Ich zog mir ein einzigesmal ihren Groll zu und weshalb? Weil ich einen Zeitungsausschnitt, der von Grabungen in Mykenae erzählte, nicht wieder zurückgebracht hatte. Sie war geborene Archäologin. Einen solchen Enthusiasmus für die Altertümer habe ich bei einer Frau nie wieder getroffen. Auch alles Spuk- und Gespensterwesen war ihr Element. So wird man das folgende auch richtig würdigen.

Sie sprach von Elfen, die im Tau sich baden
Des Hains, vom stillen Wesen der Dryaden
An Bach und See, von lieblichen Najaden.
Ich brauchte wenig zuzutun
Von Räubern und von Spukgeschichten,
Den Schlaf ihr völlig zu vernichten.

So kamen sie, ohne eine Minute geschlafen zu haben, früh morgens halb acht Uhr in ihrem Wagen in Kalendsborg am Meere an und gingen an Bord Christians VIII., fuhren nach Aarhuus, ,,dort wird das Ufer inspiziert, nach Form und Färbung wohl studiert, dann geht es ans Land. Zwei Leutnants Bauditz empfangen und führen sie ins Gasthaus. In Aarhuus hat er einen Brief abgegeben bei einem Fräulein L a n s o n , in der er eine so entzückende Schönheit findet, daß sie ihn sprachlos macht.

Von Aarhuus, das bekanntlich an der Ostküste von Jütland liegt, ging es mit dem Wagen — heute fährt die Eisenbahn — landeinwärts nach Skandenborg. Dort kamen sie um 9 Uhr an und waren so entzückt von der Landschaft, daß darüber sogar Fräulein Lanson vergessen wurde.

Der Wald erblüht in schönster Pracht,
Das Städtchen, das am Ufer lacht,
Läßt sich vom Waldsee wiederspiegeln
Und schaukelnd auf den Wellen wiegen.

Das Heimchen zirpt, die Mücken summen,
Im Gras kraftvolle Rinder brummen,
Schafherden ziehen, von Staub umhüllt,
Den letzte Sonnenglut erfüllt.

Holder Abendfrieden senkt sich auf die Landschaft. Auch der junge Künstler sucht die Ruhe auf mit freundlichen Gedanken an die Freundin und mit dem Wunsche — — Nun gute Nacht.

Und wenn es möglich, nur an mich gedacht!

Den nächsten Morgen fuhren die Geschwister südwärts nach Horsens wieder auf einer Strecke, wo jetzt die Bahn fährt. Damit kamen sie zurück an das Meer, an die Horsenser Bucht. Dort trennten sie sich voneinander, die Schwester fuhr südwärts, über Veile nach Fredericia, der Bruder kehrte um und meldet am Donnerstag, daß er beim Himmelberg ist, wohin ihn das stürmische Wetter gelockt hat.

Wer Augen hat, der schau umher!
Was Schönres sieht er leicht nicht mehr:
Im ernsten Dunkel liegt die Welt,
Durch Wolkenblicke scheu erhellt.
Die Eichen strecken nervige Aeste,
Der wilde Sturm hat sie erfaßt,
Entblättert stehen Zweig und Ast.

— — —

Die Wolken drohn am Himmelsrand,
Ein lichter Flor, vorausgesandt,
Hat schon den Aether überzogen.
Wer hätte gestern das gedacht,
Als die Natur noch hell gelacht?
Allein, so geht es in der Welt
Auch sonst, es steigt und fällt.
Wild kommt der Sturm herangezogen,
Die Felder gleichen Meereswogen.
Bei solchem Wetter, welch Entzücken,
Die jütsche Heide zu erblicken!

— — —

Oh, wie mich diese Wildnis faßt,
So ganz zu meinem Innern paßt!
So liegt die Zukunft auch vor mir . . .

Ein Brief vom 11. Juni aus Skandenborg klagt: „Was ich hier suchte, habe ich nicht gefunden. Das schlechte Wetter mag mit Schuld daran sein, das mir alle Dinge in trüben Farben zeigt. Am 12. Juni machte ich eine kleine Tour nach Sophienthal, wo recht hübsche Motive zu finden sind. Ich möchte dort einige Zeit bleiben. Ich kann nicht leugnen, daß ich oft mit starker Sehnsucht an den Süden denke, wozu mich das schlechte Wetter vollkommen berechtigt."

Ich betone, daß es nicht die klassische Kunst ist, sondern der sehr reale Wunsch, in heller Sonne zu leben, der ihn nach Süden lockt. Er hatte bei seinem heißen Verlangen, nach der Natur zu zeichnen und zu malen, unter der Tücke des nordischen Himmels schon viel zu leiden gehabt. Skandenborg kommt ihm ganz gespenstig vor, „man kann die ganze kleine Stadt durchlaufen, ohne einen Menschen auf der Straße oder am Fenster zu sehen. Wie eine verzauberte Stadt aus Tausend und eine Nacht! Aber der liebe Sonnenschein wird alles beleben. Bis dahin muß man aushalten."

Diese Reise in Jütland ist durch die nachgelassenen Studien bis ins einzelne zu verfolgen. Wieder der staunenswerte Fleiß, der jede Stunde ausnützt. Wenn an einem Tage eine Stunde fehlt, so darf man sicher annehmen, daß es ein Regentag war. Man könnte an seinen Arbeiten Wetterstudien über den Sommer 1841 machen.

Spätere Aufzeichnungen meines Vaters berichten: „In Fredericia fand ich die Stadt geschmückt und in freudigster Aufregung, denn der König Christian und die Königin waren seit einigen Tagen in ihren Mauern: Ich sah die Herren sich in voller Uniform zur Cour begeben, und da ich sicher wußte, daß es dem König nicht unlieb sein würde, entschloß ich mich auch hinzubegeben. Da ich fast der einzige in Zivil war, wurde ich von allen Seiten verwundert und spöttisch angesehen. Als mich aber der König bemerkte, unterbrach er seinen Rundgang, kam auf mich zu und unterhielt sich lange mit mir. Er sagte, er gehe nach Silkeborg, wo es herrlich sei und forderte mich auf, auch dorthin zu kommen, leider könne er mich nicht auffordern, gleich mit ihm zu kommen, da in dem Guts-

hofe so wenig Platz sei, daß auch einige seiner Begleiter in den Reisewagen schlafen müßten. Nachdem der König Silkeborg verlassen hatte, ging ich dorthin, wohnte beim Pächter zusammen mit vier Forstbeamten, in deren Gesellschaft ich glückliche Tage verlebte und viele Studien der herrlichen Gegend machte. Auch das Bild, das später in Düsseldorf ein gewisses Aufsehen erregte, ist nach Studien von dort gemalt."

1842
Neue Heiratspläne

Von dem Herbst und ausgehenden Jahre 1841 und den ersten Monaten des Jahres 1842 liegen keine Briefe vor. Ich vermute, daß mein Vater oder seine Eltern die Briefe von ihm vernichtet haben, um ein ärgerliches Erlebnis auszulöschen. Daß er sich wieder verliebt hatte, wissen wir. Es war ihm ernst damit: er wollte heiraten. Er verlobte sich auch öffentlich am 6. Juni. Seine Braut hieß Virginie Bidoulac. Ihre Schwester war mit dem schon genannten Konsul Lüttkens verheiratet und stellte sich in Altona bei den Eltern vor. „Wie gefällt sie Euch?" fragte Vater, „laßt mich doch bald etwas davon wissen. Ich bin vollauf mit meinen Arbeiten, mit Liebe und Heiratsgedanken beschäftigt. Schreibt mir doch, auch wann Schwester Mathildens Hochzeit festgesetzt ist. Vielleicht, daß wir uns dazu einfinden können. Unsere Hochzeit werden wir in aller Stille, womöglich auf dem Lande, feiern und gleich denselben Tag reisen. Die arme Virginie läßt eine alte Mutter allein zurück. Sie wird gewiß im Anfang sehr betrübt sein." Ich würde von dieser Angelegenheit nichts weiter wissen, wenn nicht die liebe Großmutter auf der Treppe gelauscht und ihrer lieben Emma die ganze Geschichte haarklein erzählt hätte.

„Altona, den 31. Juli 1842.

Unerwartet kommt Dir diese Nachricht, die ich mitteilen will. Freitag vor acht Tagen war Konsul Lüttkens bei uns und fragte, ob wir einen Brief von Kopenhagen hätten. Vater war gerade zugegen, und ich stand auf der Küchentreppe und hörte dann das Gespräch mit an. Vater sagte ‚Nein'. Nun dann muß ich Ihnen mit einer unangenehmen Geschichte bekannt machen, daß die Ver-

lobung mit meiner Schwägerin und ihrem Sohne aufgelöst ist. Virginie hat sich besonnen, weil sie einen andern liebte, einen Kammerjunker, der bei ihr logierte, womit sie schon vier Jahre Liebschaft hatte. Herr Lüttkens war durch ihre Handlung sehr böse und sagte, daß sie geschrieben hätte, zu ihnen nach Altona zu kommen. Allein er hätte es sich verbeten, es ärgerte ihn allzu sehr. So sagte er: Ich war froh, daß ich einen Schwager bekam, der mir meine Last mittragen helfe, da ich meist für die Familie sorgen muß. Wie Vater sich wunderte und welchen Schreck ich auf ‚die' Kellertreppe hatte, kann ich Dir nicht sagen. Ich bebte an allen Gliedern. Denk Dir, der arme Louis! Der sich so glücklich glaubte! Und nun solche Zurücksetzung! Herr Lüttkens sagte, an Heiraten könne sie mit diesem Menschen noch gar nicht denken.

Wie wir uns betrübten und was wir litten, kann ich Dir nicht sagen! Sonnabend abend bekamen wir dann einen Brief von Cornelius, worin er uns dann das ganze Ereignis bekannt machte, welcher so lautete, wie Lüttkens es uns erzählt hatte. Er schrieb nämlich, daß Louis vor vier Monaten (also etwa Ende März) um Virginie angehalten hatte, allein abschlägige Antwort bekommen, weil sie nur Freundschaft für ihn fühlte. Louis mußte sich zufrieden geben, die Liebe, die er für sie fühlte, bekämpfen und sie vergessen. Drei Monate nach dem (also im Juni) bekam Louis einen Brief von ihr, worin sie sich sehr anklagt und es bereute, daß sie ihr Glück so von sich gestoßen habe und den Wunsch äußerte, mit ihm vereint zu sein. Louis wußte zuerst nicht, was er dazu machen sollte, völlig glaubend, daß sie ihn doch liebte, ging er zu ihr, und die Verlobung kam zustande. Er machte uns dann mit seinem Glück bekannt. Wir alle nahmen an seinem Glücke den innigsten Anteil. Cornelius aber hatte Louis schon oft aufmerksam gemacht, daß Virginie sich kalt gegen ihn zeigte. Louis widersprach aber, daß dem nicht so wäre, daß es Virginiens Natur so mit sich brächte. Louis reiste nach M ö e n. (Ich füge hier ein, daß er eine Reihe schöner, auch farbiger Skizzen von dieser kleinen Insel Möen gemacht hat, die zwischen Seeland und Fünen liegt und, nach diesen Bildern

zu schließen, sehr viel Ähnlichkeit mit Rügen hat. Hohe Kreidefelsen mit Buchen bestanden.) Also Louis reiste nach Möen, bekam immer die zärtlichsten Briefe von ihr und war der glücklichste Bräutigam. So kam er denn vor 14 Tagen (also Mitte Juni) von Möen zurück, wird sehr kalt von ihr empfangen, nachdem sie ihn anderthalb Stunden hat warten lassen, weil sie ihre Toilette noch nicht gemacht hätte. Den anderen Tag geht Louis wieder zu ihr hin, findet sie krank auf dem Sofa liegend und kaum vermögend, mit ihm zu sprechen. Louis rät, doch zum Doktor zu schicken, wird aber mit Spitzfindigkeiten abgefertigt. Louis ärgerte sich, geht nach Hause und ahnt noch nicht, was ihm am anderen Morgen bevorsteht."

Ich füge hier ein, daß er, zu Hause angekommen, einen Brief an die Eltern schreibt, in dem es heißt: „Der Umstand, daß Virginie unwohl ist und früh zu Bett hat gehen müssen, gibt mir Zeit, Euch diese Zeilen mitzuteilen. Die Uhr ist nach Mitternacht."

Dann geht es im Briefe der Mutter weiter: „Er schreibt, wo er sich wolle trauen lassen usw. und fühlte sich demnach noch glücklich. Am anderen Morgen bekommt er einen Brief von Virginie, worin sie ihn um Verzeihung bittet, und daß ihr Wunsch ist, daß die Verlobung aufgelöst werde, da sie einen andern liebe. Sie schickte ihm alle seine Geschenke zurück. Louis dankt ihr, daß sie sich einmal in ihrer wahren Gestalt gezeigt hätte, und daß die Komödie nun einmal zu Ende wäre. Er schickt ihr gleichfalls alle Kleinigkeiten, die er von ihr erhalten, zurück. Cornelius hat uns das ganz ausführlich berichtet. Virginie ist gleich von Kopenhagen weggereist. Ist das nicht eine schlechte Person! Louis dankt Gott, daß er von ihr befreit ist, denn jetzt glaubt er auch, daß er mit ihr nie glücklich geworden wäre. Saxilds nehmen sich sehr seiner an und freuen sich, daß es so gekommen ist, da sie schon von Virginiens Verhältnis mit dem anderen Kenntnis gewonnen hatten. Louis preist sich glücklich, daß er nicht schon mit ihr verheiratet ist, doch w i r waren seinetwegen sehr in Sorge. Aber heute Morgen bekamen wir einen Brief von ihm selbst, worin er uns bat, daß wir seinet-

wegen ganz ruhig sein sollten. Ich will Dich mit dem Inhalt von Louis' Brief bekannt machen: ‚Wie ich aus Eurem Briefe, sehr geliebte Eltern, sehe, nehmt Ihr Euch meine Angelegenheit sehr zu Herzen. Gewiß, die Sache ist ärgerlich, aber muß ich nicht froh sein, daß es so gekommen ist? Gegrämt habe ich mich nicht, und ein bischen Ärger kann man schon vertragen. Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen, denn ich kann nicht leugnen, daß ich, nachdem ich sie näher kennen gelernt habe, sehr zweifelte, durch sie glücklich zu werden. Ich hatte natürlich alles getan, das Verhältnis so glücklich wie möglich zu machen und suchte mich mit den besten Vorsätzen zu bestärken. Damals mußte ich mich doch nach der vorhergegangenen Erklärung von ihr geliebt glauben. Jetzt, da ich weiß, daß sie mich nie geliebt hat, ist sie mir auch ganz gleichgültig. Was man nie besaß, kann man auch nie verlieren und froh bin ich, wieder frei zu sein. Ich habe nur eine dumme, lächerliche Rolle als zärtlicher Liebhaber gespielt. Aber ich möchte doch nicht an ihrer Stelle sein. Glaubt mir, sie leidet viel mehr als ich. Ich sage das nicht aus Schadenfreude. Ich wünschte, sie möchte recht glücklich sein'."

Virginie Henriette Constanze Bidoulac war geboren am 8. April 1817 zu Kopenhagen als Tochter des französischen Sprachlehrers Josef Bidoulac und Marie, geb. Sörensen. Als sie sich mit meinem Vater verlobte, war sie 25 Jahre alt und, wie es scheint, in Herzenssachen schon recht erfahren. Das hinderte nicht, daß sie auch die alte Liebschaft mit dem Kammerjunker aufgab, um sich in ihrem 31. Lebensjahre mit einem Geistlichen zu verheiraten, nämlich am 10. November 1848 mit Hans Lussen Martensen, nachmaligem Bischof über Seeland, Primas der dänischen Kirche. Man denke: diese Kokette französischen Blutes, an der Seite des höchsten geistlichen Würdenträgers in Dänemark! Ich fand bei der Familie Saxild ein Stammbuchblatt der Virginie Bidoulac. Ich ließ es aber liegen. Sie hat auf unsere Achtung kein Anrecht.

In einem dänischen Buche von Johannes Fibiger: Mit liv og levned (Kopenhagen, 1898, Seite 94) wies mir mein liebens-

würdiger Freund, Herr Landesarchivar Georg Sæxild in Viborg, eine Stelle nach, die sich auf diese unglückliche Liebesaffäre meines Vaters bezieht. Es heißt da in dänischer Sprache:

„Ich hatte damals noch keine Künstlerbekanntschaften. Der erste, dem mein Freund Andreas Lundahl mich zuführte, war der Landschaftsmaler Gurlitt, ein netter, draller, kleiner Mann, welcher in seinem deutschen Akzent des Dänischen sehr gesprächig war und ebenso bewandert in der deutschen Poesie wie wir andern. Ich habe manche schwärmerische Stunde in seinem Atelier zugebracht, wo er sich nicht nur mit vieler Umsicht über die Theorie der Kunst aussprach, sondern mir auch, während er fleißig malte, in tiefer Ergriffenheit seine Liebesgeschichte erzählte. Wenn er in Feuer geriet, lief er zu seiner Schublade und holte Briefe hervor, warf sich auf sein Sofa und las mir daraus vor, wie schändlich seine untreue Geliebte ihn behandelt hätte, eine Dame, die ich später in einer hohen und würdigen Stellung gesehen habe. Sie hatte sich ihm eben entlobt." *)

Die Eltern machten sich Sorge um ihren Sohn. Am 6. September ging unser Großvater auf das Oberpräsidium in Altona, sich von Herrn von Blücher einen Reisepaß für sich und seine Ehefrau ausstellen zu lassen. Es liegt das Original mir vor.

Ziel der Reise: Kopenhagen auf sechs Wochen. Aber so lange blieben sie nicht, die sich noch nie soweit in die Welt hinausgewagt hatten. Am 21. September vermerkt der Kgl. Polizeibeamte Rosendahl in Kiel schon wieder, daß die Reisenden nach Altona wollen. Mit den Schwiegereltern ihres Sohnes hatten sie in Kopenhagen gute Freundschaft geschlossen, die durch Briefe zu Neujahr stets neu angefrischt wurden. Sonst mögen sie sich in der fremden Welt schwer zurecht gefunden haben. Aber sie sahen ihre Söhne wieder, und das war die Hauptsache. Louis trafen sie freilich krank

*) E. Hannover erzählt in seiner Biographie des ‚Constantin Hansen' S. 36 von Louis Gurlitt als 'en lille freijdig, godmodig Knebelsbart fra Altona'. Der Knebelbart bezieht sich wohl auf die bei einem Künstlerfest vorgeschriebene Bartform (s. oben!).

an, möglich, daß die mißglückte Verlobung ihn so hart mitgenommen hatte, denn wir finden ihn bald darauf im Hospital, von wo er am 23. September an die wieder heimgekehrten Eltern schreibt:

„Ich will Euch nur beruhigen, daß ich fast ganz hergestellt bin und in zwei bis drei Tagen das Hospital wieder werde verlassen können. Ihr seid, wie ich hoffe, glücklich in Altona eingetroffen und habt alle in gutem Wohlsein angefunden. Cornelius ist gleich morgens den andern Tag nach Eurer Abreise nach Hirschholm zurückgekehrt und jetzt gewiß wieder im alten Geleise. Mein Grundsatz, des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen usw. hilft mir über die schlimmsten Stellen hinweg. Und somit Gott befohlen! Euer Louis grüßt."

Aber die Krankheit erwies sich hartnäckiger. Er war einige Tage schon vom Hospital aus, in dem die Eltern ihn besucht hatten, in die Stadt gegangen, seine Sachen zu besorgen, als er einen starken Rückfall bekam, der ihn wieder lange Zeit ans Bett fesselte. Welcher Art das Leiden war, erfahren wir aus diesen Briefen nicht, vermutlich war es ein gastrischer Zustand, und eine Erneuerung der nervösen Kopfschmerzen, die sich zuerst nach Elisens Tod eingestellt hatten. Auch der Hals war stark in Mitleidenschaft gezogen. Sein Brief, in dem er den Eltern den Rückfall meldet, stammt laut Poststempel vom 21. Oktober: „Ich liege jetzt nicht mehr in dem Zimmer, wo Ihr, liebe Eltern, mich besuchtet, sondern habe ein Zimmer für mich allein, wo ich zu jeder Zeit Bekannte bei mir sehen darf. Was das Schlimmste bei der Sache ist: meine Reise wird jetzt bis so weit in den Winter verschoben. Als Reisegefährte wird der Maler Graf Ulrich Baudissin mit mir gehen. Reiseziel ist Rom. Wir gedenken uns bis Februar-März in Düsseldorf aufzuhalten, weil ich fürchte, zu schwach zu sein, die lange Reise nach Rom so schnell nach meiner Krankheit zu unternehmen." Die Krankheit hielt im ganzen neun Wochen an. Erst am 29. Oktober verließ unser Vater wieder das Hospital und bezog eine neue Wohnung in der Knabrosträde No. 107, III. Am 6. November meldet er den Eltern:

„Meine Gesundheit wird täglich besser. Ich male fleißig und

hoffe, in acht Tagen mit meinem Bilde fertig zu sein und in 14 Tagen reisen zu können. Sollte mir Düsseldorf beim ersten Eintritt nicht gefallen, so reise ich wahrscheinlich gleich weiter nach Italien. Die neun Wochen Krankheit haben mich schlimm zurückgesetzt: jetzt sollte ich von rechtswegen schon einen Monat in Rom sein und für das Geld, das für Medizin darauf gegangen ist, hätte ich lieber im schönen Italien Wein getrunken. Thorwaldsen rät mir, gleich dahin zu reisen und nicht erst den Winter in Deutschland zuzubringen. Aber ich möchte gern das Defizit in meiner Kasse durch eine Arbeit decken, und dazu findet sich am besten Gelegenheit in Düsseldorf, wo mich nicht so viel Neues und Schönes alter und neuer Kunst vorerst am Produzieren stört. — Mich zu schonen und nicht zu essen, was mir schaden könnte, bin ich jetzt Mittags bei Saxilds und gehe möglichst wenig in Gesellschaft." Im Dezember verließ er Kopenhagen.

Die Reise mit dem Grafen Baudissin ging über Altona, nach kurzem Verweilen im Elternhause nach Düsseldorf, von wo ein am 20. Dezember aufgegebener Brief vorliegt.

„Schon seit Sonnabend sind wir hier in Düsseldorf und werden morgen unsere Wohnung beziehen. Die Reise, vom Wetter begünstigt, war sehr angenehm. Wir freuten uns über manches schöne Bauwerk, namentlich in Münster. Hier in Düsseldorf ist man nun mal wieder mitten in einem großen Kunsttreiben. Es drängt mich, bald an die Arbeit zu kommen. Staffelei und Leinwand sind gestellt und so soll es tüchtig drauf losgehen. Es sind hier ausgezeichnete Landschaftsmaler: Es macht einem Freude, ihnen nach und mit ihnen zu streben. Carl traf ich. Es geht ihm sehr gut und er ist guter Dinge. Er gehört zu den besten hier und macht tüchtige Sachen. Ich bin täglich mit ihm zusammen. Vielleicht reisen wir zusammen nach Italien. Unsere Adresse ist Carlsplatz bei Möbelhändler Prosch. Wir haben vier Zimmer, wovon jeder zwei bezieht. Der Aufenthalt scheint hier viel teurer als in Kopenhagen zu sein und einiges Geld wird schon mitgehen. Das Wetter ist so schön, daß wir bei offenem Fenster sind . . . ."

Bekanntlich herrschte damals in Düsseldorf besonders lebhaft der Geist der Romantik, die einige schwärmerische Köpfe, unter anderen Schadow zu katholischer Gesinnung und selbst zum Übertritt in die katholische Kirche trieb. Neben Schadow stand als führender Landschafter Karl Friedrich Lessing, 1808 in Breslau geboren, aus alt-protestantischem Geschlecht, ein stattlicher, schöner, blonder Mann, Freund der Jagd und gern mit Förstern verkehrend. Gleich seine ersten Werke aus den Jahren 1828 und 1830, Kirchhof mit Ruinen und Mittelalterliches Schloß (jetzt in der Nationalgalerie Berlin), die tausendjährige Eiche, die Hussitenpredigt und andere mehr hatten ihn schnell berühmt gemacht. So sind die Vervielfältigungen über ganz Deutschland verbreitet. Neben Lessing stand ein ganzer Kreis tüchtiger Maler, die in angeregtem geistigen Verkehr miteinander standen. J. W. Schirmer ein zweiter Heros, Bendemann, Hildebrandt und der Altonaer Adolf Carl, von dem schon öfters die Rede war. Wenn man an die Düsseldorfer Schule denkt, so fallen einem heute noch zuerst diese Namen ein. Selbst der gewaltige Aufschwung, den Andreas Achenbach der Düsseldorfer Landschaftsmalerei brachte, hat den Einfluß und Ruhm Lessings und Schirmers dauernd nicht erschüttern können. 1842/43 Düsseldorf

So empfand übrigens, um das hier hervorzuheben, auch mein Vater, den ich besonders von Schirmer nie anders als mit Worten lebhaften Beifalls habe sprechen hören.

Schirmer am nächsten stehend war Kaspar Scheuren, dessen unter den Münchener Bilderbogen erschienenen märchenhaften Rheinburgen, die aus allerlei ornamentalen Gerank hervorschauen, ich als Knabe unter Zustimmung meines Vaters bewundert und mit der Feder wohl auch nachgezeichnet habe.

In diesen Kreis trat mein Vater damals ein als ein schon fertiger Künstler, der sich zwar gern von anderen Künstlern anregen, schwerlich aber von einem aus seinen eigenen Bahnen hinausdrängen ließ. Er brachte aus dem Norden seine eigene heimische

Kunst mit und ahnte nicht, daß er mit seinen Bildern sogar einen Einfluß auf die Düsseldorfer Landschaftsmalerei gewinnen sollte.

Sehr zutreffend schreibt mein Bruder Cornelius in seinem Buche ‚Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts' (1899, S. 150): ‚Noch 1888 erzählte Hermann Becker d. J. von dem zwar niemals ausgesprochenen, aber sehr auffallenden Einfluß, den der Hamburger Adolf Carl auf die Düsseldorfer Landschafter ausübte, von dem er mitteilt, daß er die Überlieferungen dieser ganz veralteten und vergessenen Kunstschule dorthin brachte, die er für die Kopenhagener hielt. Freilich konnte er, der im Düsseldorfer Akademieton Befangene, nicht erkennen, daß dieses Veraltete, die Jugend war, die die Hamburger brachten, und daß Carl und unser Vater nicht in Düsseldorf zu jenen originellen Koloristen wurden, sondern daß sie als solche dorthin kamen." Auch hat nicht etwa unser Vater von Achenbach angenommen, sondern umgekehrt. Es gibt alte Achenbachs, die bis in die Wahl der Motive (Nordischer Wasserfall) sich an Vaters Vorbilder anlehnen. Mir zeigte ein solches erst jüngst Direktor Lichtwark in Hamburg. Diese Tatsachen hinderten aber nicht, daß unser Vater jederzeit die geistige Überlegenheit Achenbachs neidlos anerkannte, dessen italienische Bilder mit der durchwärmten Luft und den in dem sonnigen Dunste aufgelösten lebensvollen Gestalten des italienischen Volkes sein helles Entzücken waren. Auch zu Böcklin — um das hier einzufügen — schaute er bewundernd empor. Ich erinnere mich, wie er im Kunstsalon meines Bruders Fritz voll staunender Freude das Bild ‚Heiligtum des Heracles' betrachtete. Da half kein Einspruch: trotz seines Alters und seiner Schwerfälligkeit mußte er auf einen Stuhl klettern, um ganz aus der Nähe zu sehen, wie „der Mensch die Leuchtkraft in seine Farben gebracht" habe. Er sprach dann oft davon, wie von einem Wunder.

Mein Vater suchte das Gute und Schöne und fand es auch immer auf eigenem Wege. Sein späterer Freund Friedrich Hebbel, sagt einmal sehr treffend in seinen Tagebüchern: „Auf Anerkennung des vorhandenen Trefflichen basiert sich eigentlich das ganze

Gefühl der Menschheit.“ So mochte auch mein Vater denken, wenn er sich gründlich umsah, aber doch keiner bestimmten Clique anschloß.

Für die Folgezeit fehlt es während dreier Monate an Briefen. In diese Lücke tritt ergänzend eine späte Aufzeichnung meines Vaters ein, die ich folgen lasse:

„Mein Schüler und Freund Graf Ulrich Baudissin war Garde-Offizier in Kopenhagen. Sein Onkel, später Schleswig-Holsteinischer General, jetzt (1871) Oberst der Garde, war der Bruder des Shakespeare-Übersetzer in Dresden und selbst ein sehr geschickter Landschaftszeichner. Dieser war eines Tages in Kopenhagen zu mir gekommen, mich zu fragen, ob ich seinen Neffen als Schüler annehmen wollte. Ich war gern bereit. Graf Ulrich gab seinen militärischen Beruf auf, um sich ganz der Malerei zu widmen, arbeitete bei mir in Kopenhagen im Atelier, bis ich von dort aufbrach und reiste mit mir auch nach Düsseldorf, wo er weiter studieren wollte. Gleich der erste Tag dort brachte uns ein schönes Erlebnis: Als wir ganz früh des Morgens mit der Diligence in die Steinstraße (oder heißt es Steinweg?) einfuhren, bemerkte ich zwei junge Damen von echt deutschem Typus am Fenster, frische Morgenluft genießend. Ich weckte den schlafenden Baudissin, um ihm das reizende Bild zu zeigen und sagte: ‚Siehst Du, das sind junge Mädchen, die man gewiß schwer kennen lernt. Eine solche würde ich, wenn möglich, heiraten.‘

In Düsseldorf traf ich bald meinen alten Freund und Studiengenossen den Landschaftsmaler Adolf Carl aus Kopenhagen. (Er starb 1845 jung in Rom, während ich auch dort war, und liegt an der Pyramide des Cestius begraben.) Er hatte sich zum hervorragenden Künstler durchgearbeitet und war nahe befreundet mit Andreas Achenbach, den ich auch schon von München her kannte, ebenso wie mit Fries und den Genremaler Mathes Arteria, Sohn des Kunsthändlers und Verlegers von Kupferstichen und Landkarten in Mannheim, und mit dem Maler Lange. Diese redeten mir so lange zu, bis ich mich entschloß, einige Monate in Düsseldorf zu bleiben und ein paar Bilder dort zu malen.

Die eben genannten Künstler standen in heftiger Opposition zur Akademie. Achenbach war trotz seiner Jugend die populärste Gestalt in Düsseldorf. Er setzte den Akademikern hart zu. Er hatte einen schneidenden Witz. Schirmer hatte ein Bild und eine Radierung ausgestellt, die er mit den Worten „Unter den Linden" bezeichnete. Wir speisten am Sonntag gewöhnlich im Rheinischen Hof zusammen. Eines Tages saß dort auch der Sekretär der Akademie, Professor Wichmann, neben Achenbach und fragte ihn: ‚Haben Sie schon das letzte Bild von Professor Schirmer gesehen?' ‚Jawohl', erwiderte Achenbach, ‚erst malte er unter den Linden und jetzt unter dem Luder!' Wichmann prallte sehr verstimmt zurück.

Ich war seit dem Tode meiner ersten Frau lustiger Gesellschaft ganz entwöhnt. Meine Freunde aber meinten: ‚Bleib, nur bei uns! Wir werden Dir das Leben schon wieder lieb machen,' und es gelang ihnen auch. Wenn wir des Tages über fleißig gemalt hatten, gingen wir abends ins Theater und von dort in ein Weinhaus. Da haben wir in einem abgeschlossenen Zimmer oft über die Polizeistunde hinaus manche Flasche Champagner geleert. Meine Freunde wollten mir das Versprechen abnehmen, daß ich mit keinem der Akademiker verkehren sollte. Ich schlug das ab, um mir meine Freiheit zu bewahren. Aber es hatte die schroffe Parteispaltung zur Folge, daß ich aus freien Stücken weder Prof. Schadow, noch Prof. Schirmer, Lessing, Hildebrandt und die andern besuchte. Nun fragte mich eines Tages am Mittagstisch ein Deutsch-Amerikaner, später zu großem Ansehen gekommener Historienmaler Leutze, ob ich in Düsseldorf auch male, und ob er mein Atelier besuchen dürfte. Ich sagte ihm das gern zu. Er kam und besah eine große Heidelandschaft aus Jütland, die ich gerade malte, schlug Lärm und am nächsten Tage kamen zu meiner Beschämung, denn ich hätte ihnen erst meine Antrittsvisite machen müssen, Lessing und Schirmer zu mir. Daß ihnen mein Bild gefiel, merkte ich wohl, es ging auch bestimmt daraus hervor, daß sie mich zu überreden versuchten, es unfertig in die Ausstellung der Akademie zu

Ischia, Juli 1846. Bleistift auf hellbraunem Papier. 52,5×37,5 cm.

geben. Sie hielten auch in den nächsten Tagen eine Konferenz ab, um die Bilder zu bestimmen, die für den Rheinischen Kunstverein und für die Galerie gekauft werden sollten, und wollten gern mein Bild unter diesen haben. Ich aber wollte es unvollendet nicht zeigen. Als es fertig war, wurde ich wieder aufgefordert, es auszustellen. Das tat ich auch, und an demselben Tage erhielt ich die Anzeige, daß die Akademie sich freue, es erworben zu haben, besonders, da ich einen solchen Spottpreis dafür angesetzt hätte. Ich aber konnte mit dem Preise wohl zufrieden sein."

Ein bedeutender Kunstkritiker bemerkte dazu: „G. bewies durch sein großes Heidebild, daß nicht allein der Gegenstand es sei, welcher der Landschaft das Interesse gibt, sondern in erster Linie die Stimmung. So wurde er der Begründer einer Richtung, von deren Übertreibung aber, wie sie die weimarische Schule jetzt mit Vorliebe ausübt, er sich mit feinem Kunstsinn fern zu halten wußte."

Mein Vater erzählt weiter: „Mein Schlafzimmer lag hinter dem Atelier, und als ich eines Abends spät nach Hause kam, streifte ich im Dunkeln dort mit den Armen etwas Ungewohntes. Ich holte mir Licht aus dem Schlafzimmer und sah nun, daß mein im Rahmen stehendes Bild und meine Palette von mächtigen, mit rotem Seidenband durchwobenen Lorbeergewinden geschmückt war. Die Sache wurde stadtbekannt. Nach einigen Tagen erhielt ich ein Sonett von Staatsrätin Grube, in dem sie bat, ich möge nicht nachforschen, wer die Kränze geflochten habe, es sei die Muse selbst gewesen. Dies bestärkte mich erst recht in meinem Verdachte, daß die berühmte Malerin Lyzinka Baumann die Spenderin sei; denn sie verkehrte viel bei der Staatsrätin Grube.

Mein Freund, Maler Artaria, hatte mich wiederholt gebeten, zu ihm zu kommen, seine ‚Frauensleit' wünschten mich kennen zu lernen; sie hätten so viel Gutes von meiner in München gestorbenen Frau gehört. Er wohnte im Steinweg oder Steinstraße und drei —, viermal besuchte ich ihn mit Graf Baudissin, aber unserer Bitte, uns seinen Damen vorzustellen, wich er immer mit allerlei Vorwänden aus. Kurz vor unserer beabsichtigten Abreise — Baudissin

wollte nach Fulda, ich nach Italien — fand ein großer Künstlerball statt, den aber wir beide nicht besuchten. Als wir am folgenden Tage zu Tisch kamen, war von nichts anderem die Rede als von Artarias schöner Frau und Schwägerin, so daß ich sagte: ‚Nun gehe ich direkt zu Artaria, um endlich diese Wunder der Schönheit zu sehen.'

Als ich zu ihm kam, empfing er mich mit den Worten: ‚Na, das ist gut, daß Du endlich einmal ohne den Grafen Baudissin kommst! Weißt Du, mein Lieber, ich bin ein närrischer Kerl: solche Kavaliere lasse ich an meine ‚Frauensleit' nicht heran.' Damit führte er mich in den Salon. Zu meiner allergrößten Überraschung stand ich den beiden jungen Damen gegenüber, die ich bei meiner Einfahrt in Düsseldorf früh morgens am Fenster stehend beobachtet hatte. Ich war ihnen einmal auch auf der Straße begegnet und hatte dabei meine damalige Äußerung Baudissin gegenüber wiederholt.

An meiner Überraschung müssen die Damen gemerkt haben, daß etwas Besonderes in mir vorging. Sie waren selbst auch befangen, besonders die jüngere, Fräulein Julie Bürger. Als das Gespräch auf ein Buch kam, das ich verschaffen konnte, ergriff ich die Gelegenheit, um auf diese Art am nächsten Tage wieder vorsprechen zu können. Nach Hause gekommen, sagte ich zu Graf Baudissin: ‚Reise Du nur allein ab! Ich bleibe hier, und wenn das Mädchen frei ist und mich nehmen will, so heirate ich sie.'

Für den Abend hatten wir beide Militärmusik bestellt, um der Frau von Umgrabe als Revanche für all die Festlichkeiten, die sie uns geboten hatte, ein Ständchen zu bringen. Sie wohnte nicht weit von Artarias und später erzählte mir meine Braut, wie bitterlich sie bei der Musik geweint habe, da sie glaubte, es bestände ein zärtliches Verhältnis zwischen mir und jener gefeierten Dame. Baudissin reiste, ich blieb, verlobte mich bald darauf und zog in Artarias Nähe. Während wir auf die zur Vermählung nötigen Papiere warteten, zeichnete ich ein paar Hefte Vorlagen auf Stein, für meinen Freund, den Kunsthändler Buddeus."

Die Abreise drängte: „Als ich Professor Schirmer meinen

Abschiedsbesuch machte, schenkte er mir seine sämtlichen Radierungen und sagte: ‚Ich möchte gern mit Ihnen in ein näheres Verhältnis treten.‘ Ich verstand nicht, was er damit meinte, worauf er sagte: ‚Wollen wir nicht Brüder sein?‘ Ich stimmte freudigst bei.

Der später so berühmte Maler L e u t z e wollte mit einem amerikanischen Kollegen auch nach Italien reisen. Er bot mir an, ihm an Gepäck das zuzuschicken, was mir Mühe machen würde unterzubringen. Er wolle eine große Kiste vorausschicken und könne sehr leicht noch viel von mir mit einpacken, in Rom wolle er mir dann alles wieder übergeben. Ich schickte ihm am Abend vor meiner Abreise die jütländischen Studien zu, die einzigen, die ich nach Düsseldorf mitgenommen hatte, Schirmers Radierungen, so wie viele andere, die ich gesammelt hatte.

Als ich im Winter nach Rom kam, wollte ich die Sachen von ihm in Empfang nehmen. Er aber sagte mir, daß ihm in Düsseldorf nichts von mir übergeben sei. Mir war der Verlust sehr empfindlich!

Als ich im Winter 1872, also nach 29 Jahren, wieder einmal einige Monate in Düsseldorf war, um mich an dem dortigen lebhaften Kunstschaffen zu erfrischen, lud mich mein Freund B u d d e u s zum Weihnachstabend ein. Es war auch für mich aufgebaut worden. Der schöne Stich von Lessings Klosterbrand lag oben auf. Als ich mich noch daran erfreute, meinte Buddeus: ‚Sieh nur weiter zu, es liegt noch eine Überraschung unter dem Blatte.‘ Und siehe da, es waren meine sämtlichen jütländischen Studien! Die Radierungen aber fehlten. Wie er zu den Blättern gekommen war, wußte mein Freund selbst nicht zu sagen, er habe sie auf seinem Boden gefunden. Es käme ihm so vor, als ob E l i s a b e t h B a u m a n n sie ihm einst übergeben hätte.“

Zweite Ehe

Die Verlobung muß vor April stattgefunden haben, denn am 8. April dankt L. seinen Eltern für Besorgung des Taufscheines, den Tag der Hochzeit kann er aber noch nicht bestimmen, da der Vormund der Julie und die Behörde viele Schwierigkeiten machten. „Auch muß ich hier (in Düsseldorf) viele Papiere produzieren und

habe deshalb viele Schreibereien: Gestern schrieb ich acht Briefe, keine kleine Sache für einen Maler!"

„Je mehr ich Julie kennen lerne, um so mehr fühle ich mich überzeugt, daß ich mit ihr werde glücklich werden. Sie hat ein herrliches Gemüt, liebt mich von ganzer Seele, ist außerordentlich sparsam und häuslich, mag keine teuren Vergnügungen, keinen Prunk — mit einem Wort: sie ist ein verständiges, liebes Kind, und wenn wir nicht glücklich werden, da ist es meine Schuld. Wenn ich einen Vergleich mit der Virginie mache, so preise ich mein Schicksal, das mich so glücklich bewahrt hat."

Aber bei seinen Eltern erweckte die Kunde von seiner Verlobung keine Freude. Und die Ursache? Weil Julie katholisch war. „Wie kann Mutter nur so trübselige Anschauungen von meiner Verheiratung haben?! Ihr solltet mir dadurch entfremdet werden, weil ich meine Frau liebe? Ihr solltet zu mir nicht mehr frei sprechen können? . . . Warum wollt Ihr sie ausschließen aus Eurem Vertrauen, und warum einer falschen Scham Raum geben? Ihr könnt doch nicht glauben, daß sie Euer Vertrauen mißbrauchen wird! Und wofür habt Ihr Euch zu schämen! Doch nicht, weil Ihr weniger Glücksgüter habt als andere? Dem ungeachtet aber Eure Kinder alles lernen laßt und ihnen die Mittel an die Hand gebt, in der Welt fortzukommen? Stolz dürft Ihr darauf sein, und jedes Eurer Kinder wird und muß seine Freude darin suchen, Euch die Bürde zu erleichtern. So denke ich denn auch: der Umstand, daß ich mich glücklich fühle, wird mich nicht abhalten, Euch, wo ich kann, zu helfen. Ich bitte Euch, denkt doch nicht so gering von mir! Was meine weitere Entfernung von Euch angeht, so hat sie mit meiner Heirat nichts zu tun; denn ich würde auch ohne dies gereist sein. . . . Jetzt sehe ich der Zukunft mit frischerem Mut und freudigerer Zuversicht entgegen. . . . Seit ich Julie liebe, liebe ich Euch und die ganze Welt erst recht!"

Hilft nichts: die Eltern können sich über den Katholizismus ihrer Schwiegertochter nicht beruhigen: ein Beweis, wie tief im nordischen protestantischen Lande das Mißtrauen wurzelte. Und

sollte die Sorge der Eltern nicht schärfer gesehen haben, als der verliebte Sohn selbst? Wir werden uns ihrer Besorgnisse später noch erinnern.

Zunächst mußten sie sich zufrieden geben mit den Beruhigungen, die ihnen ein Brief vom 24. April 1843 brachte:

„Liebe Eltern!

Um Euch nun gleich über Eure Besorgnisse einigermaßen zu beruhigen, muß ich Euch sagen, daß die Menschen in Mannheim so tolerant sind, daß der Vormund nicht einmal gefragt hat, ob ich Katholik oder Protestant bin. Also von dieser Seite hat niemand daran gedacht, uns Hindernisse zu machen. Ohne Zweifel wissen sie, daß ich als Däne Protestant sein muß. Meine Braut, obgleich sie sehr religiös ist, denkt in diesem Punkt sehr aufgeklärt. Als sie hörte, daß ich Protestant sei, machte sie mir gleich den Vorschlag, protestantisch getraut zu werden, und daß die eventuellen Kinder in dem protestantischen Bekenntnis erzogen werden sollen. Ich habe mich dem nicht widersetzt, da ich doch einmal in einem vollkommen protestantischen Lande leben werde; würde aber, sollten wir für beständig in einem katholischen Lande wohnen, lieber sehen, daß die Kinder katholisch werden. In Ländern, wo die Bekenner beider Konfessionen zusammen wohnen, ist es eine täglich vorkommende Sache, daß gemischte Ehen geschlossen werden. Auch die Eltern meiner Julie lebten in gemischter Ehe; der Vater war katholisch und gewöhnlich ist es so, daß die Kinder die Religion des Vaters annehmen. Wir sind gestern in beiden Kirchen zum erstenmal aufgeboten und werden binnen drei Wochen Hochzeit halten. Es darf Euch nicht wundern, daß ich Euch den Umstand verschwieg, daß Julie katholisch ist. Teils ist es mir kaum eingefallen, daran zu denken, teils kannte ich aus früheren Gesprächen Eure vollkommene Unkenntnis der katholischen Religion und wollte Euch unnötige Sorgen ersparen. Der gute Katholik will dasselbe, was der gute Protestant will. Ich habe zu lange unter Katholiken gelebt, um noch untolerant sein zu können. In beiden

Bekenntnissen habe ich die vortrefflichsten Menschen kennen gelernt. Mich beunruhigt diese Religionsverschiedenheit gar nicht; ich fühle mich im Gegenteil meiner Julie aufs höchste dankbar verpflichtet, deren Liebe mir, von ihrem Standpunkt aus, ein großes Opfer bringt. Ihr äußert wenig Freude an meiner Verlobung, die ich Euch als das größte Glück für mich schildern kann. Es tut mir herzlich leid, Eure Briefe vor meiner Braut verheimlichen zu müssen. Ich wünsche nicht etwa, daß Ihr Eure Gesinnung geheim halten möchtet, aber ich bin betrübt, daß Euch meine Verbindung wenig Freude zu machen scheint. Ich kann mich jedoch in etwas beruhigt fühlen: da Ihr meine Braut nicht kennt, so könnt Ihr auch mein Glück nicht würdigen.

Tag unserer Hochzeit und Abreise von hier laß ich Euch noch wissen. Grüßt alle! Euer Euch liebender

Louis."

Julie

Julie war Waise, sie stammte aus Mannheim. Sie war damals 20 Jahre alt, eine schöne, zarte Blondine. Ihr Haar sogar weißblond. Dazu hatte sie lichtblaue Augen. Den echt germanischen Typus, der beim ersten Anblick den Künstler entzückt hatte, finden wir in guten Bildnissen festgehalten. Das eine, ein Aquarell, stammt von der Hand der Jerichow Baumann und ist 1843 in Capri entstanden, das andere von Rudolf Lehmann, eine Bleistiftzeichnung, zeigt ihr feines Profil. Es stammt aus dem gleichen Jahre. Außerdem besitzen wir ein sehr gelungenes Relief, dessen Züge wir mit der Lehmannschen Zeichnung vergleichen können.

Vor mir liegt Juliens Tagebuch mit einer Widmung, die ihr zum Abschied, Mannheim, den 12. April 1841, geschenkt wurde. Gleich mit dem 14. April setzt Julie mit ihren Eintragungen ein und macht diese — wie das so geht — erst täglich, dann immer spärlicher bis zum 5. Oktober. Dann folgt ein zweiter Teil nach einem Zeitraum von beinahe zwei Jahren. Dieser beginnt mit dem 14. Juni 1843. Da ist sie schon Frau und berichtet nach einem

Ausdruck höchsten Glückes über die Eindrücke auf ihrer Hochzeitsreise bis nach Neapel.

Wir lernen aus diesem Büchlein, das niemand lesen sollte, da ihm die intimsten Selbstgespräche anvertraut sind, eine feine, stille, fromme und tapfere Seele kennen. Sie hatte bei einer Baronin von R. — kein Name ist aus Scheu ausgeschrieben — im Odenwald in W. auf hessisch-darmstädtischem Boden, 14 Stunden von Darmstadt entfernt, eine Stellung als Gesellschafterin. Der Baron ist Besitzer eines Eisenwerkes. Als Nachbarort wird ein Fleckchen Stichelbach genannt. Von den Höhen der nahen Berge kann man Mannheim sehen. Sie leidet sehr unter Heimweh und unter dem jungen Verlust ihrer Eltern und kann sich trotz „angeborenen Mutwillens und guter Vorsätze", auch trotz der herzlichen Behandlung von seiten ihrer Herrin in die Welt nicht finden: „Ach, ihr guten Eltern, ihr habt mich immer so zart behandelt, so gut, so liebevoll. Darum ist mein Herz so weich, darum dringt jeder Stachel so tief. Ach Gott, wie fühl ich mich heute in der stillen Stunde der Nacht so einsam, so verlassen in meinem Kämmerchen. Arme Julia! An deiner Wiege wurde dir das nicht gesungen! O meine Eltern, hätte ich euch! O, der himmlische Vater hat mich hart bestraft, indem er euch mir entriß. Du guter Gott, verzeihe meine Klagen! Aber sind sie ungerecht? Gewiß nicht. Die Ursache meines Schmerzes schreibe ich nicht zur Erinnerung nieder: Ich will sie vergessen. Ja, das will ich! Ich will Menschen und Welt nehmen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollten. Und morgen, mein Vater, laß den Himmel unseres häuslichen Kreises wieder froh und heiter sein."

Kindesglauben, Freundschaft, herzliches Gedenken an die Geschwister — eine Schwester, der sie Glück in ihrer angefochtenen Liebe erfleht und einen Bruder, der auch noch nicht versorgt ist — Selbstanklagen, Zwiegespräche mit dem Monde, den Sternen und der stillen Nacht, Anrufungen Gottes, Mariae und Christi, fromme Vorsätze, das ist der Inhalt des ersten Teiles.

Aus ihrer echt jungfräulichen Gemütsunruhe und Unklarheit

Bei Palermo, 1846. Bleistift, weiß gehöht. 56,5×39 cm.

erlöst sie die Liebe. Das Letzte, was sie schrieb, war noch im trauten Odenwald. Es sprach sich darin die Hoffnung auf baldige Abreise aus und „diese Hoffnung täuschte mich nicht. Ich sah mein liebes Mannheim wieder, obgleich nur für kurze Zeit, reiste von da zu meiner guten Schwester nach Düsseldorf und hier ward mir das größte Glück beschieden, was der Sterbliche je erreichen kann: die Liebe, die allgewaltige, berührte mein Herz. Wie verändert erschien ich mir, wie reich, wie herrlich die Welt, wie schön das Leben! Alles, was ich sonst mit Gleichmut betrachtete, gewann nun mein Interesse. Ja gewiß, wenn man wahrhaft liebt, möchte man die ganze Welt umfassen, man möchte allen Menschen sein Glück mitteilen, alle glücklich sehen“ usw. Wenige Zeilen darauf bricht der Text ab, um nach einigen leeren Blättern mit dem Tagebericht der italienischen Hochzeitsreise einzusetzen.

IV

ROM (1843–1846)

Julias Tagebuch erzählt weiter: „In Mannheim bei schauerlichem Wetter, zweiter schmerzlicher Abschied von den Geschwistern. Wann und wie werde ich sie wiedersehen? Der Himmel weint mit mir zur Trennung." Es ging über Straßburg, wo sich mit dem Entzücken über den Dom der Schmerz über die Fremdherrschaft im ganzen Elsaß vereint. Weiter über Basel und Bern nach Lausanne ohne Aufenthalt. Denn der Regen machte jede Gegend unsichtbar. Von Lausanne auf herrlichen Wegen nach Genf, das das junge Paar zu dreitägigem Aufenthalt begeistert. „Kaum hat man einen Schritt über die Grenze der Schweiz getan, so stößt man in Savoyen überall auf Armut und Elend. Dürftige Hütten mit kleinen Fenstern, diese statt mit Glas mit geöltem Papier geschlossen. Zum erstenmal auf dieser Reise der Wagen von Bettlern umlagert." In Chambery, einem langweiligen Orte, mußte ein Tag zugebracht werden wegen Mangels an Wagen. Nach einer langen Fahrt im Postwagen erreichen sie den Fuß des Mont Cenis. Mit starken Pferden bespannt, stieg der Wagen jetzt in die Regionen des Schnees, der schon am Wege bis zu acht Fuß hoch lag. Dann ging es in saußendem Galopp bergab, lange Zeit den Krümmungen des wilden Bergstromes folgend. Savoyens Berge flachen sich ab, und es tut sich die weite fruchtbare Ebene auf. In acht Stunden wurde die erste italienische Stadt, Turin, erreicht, dort der großen Ermüdung wegen der beste Teil des Tages verschlafen. Dann gings nach Genua in steter Spannung, wann das Meer sich werde blicken lassen. Nach flüchtiger Besichtigung von Genua Seefahrt nach Livorno bei heftigem Sturm. Dort angekommen, sah man nur bleiche und niedergeschlagene Gesichter der Reisenden: Keiner war von der Seekrankheit verschont geblieben. Nächsten Tages legte das Schiff in Civita vecchia an, dem Hafen Roms, obwohl von Rom 20 Stunden entfernt. Den dritten Tag Ankunft in Neapel. Es folgt eine entzückte Beschreibung von Stadt und Hafen, von Pompeji und Herculanum. Den folgenden Tag hatten sie Besuch zweier junger Dänen: Lehmann (der Maler Rudolf Lehmann, der in Ham-

burg geboren, mit Unrecht nur deshalb, weil er in Kopenhagen studiert hatte und jedenfalls auch dänisch sprach, Däne genannt wird) und Dr. Friedländer (der damals im Auftrage des Berliner Münzkabinetts Italien bereiste, um antike Münzen anzukaufen. Er wurde später Direktor des Münzkabinetts). Nächsten Tages Besteigung des Vesuvs mit mehreren Deutschen, Düsseldorfer Künstlern, mit denen man ein frohes Wiedersehen hatte. Beim Aufstieg ereignete sich echt Italienisches: „Nachdem wir eine Weile geritten waren, verlangten plötzlich die betrügerischen Führer das Doppelte des ausgemachten Lohnes. Jeder von uns weigerte sich, die Führer schrien, alle Pferde wurden scheu, das meine bäumte sich auf, so daß ich ohne schnelle Hilfe gestürzt wäre. Man beschloß, den Weg zu Fuß zu machen: die Pferde werden zurückgeschickt. Ich konnte aber nicht weiter. Da brachte man mir ein anderes Pferd. Der Führer gab an, daß ihn sein Pferd im Tumulte geschlagen habe, weshalb er humpeln müßte. Der Schmerz kann nicht sehr heftig gewesen sein, denn bald konnte er wieder gut gehen, bat mich jetzt aber um ein Geschenk, weil er meinetwegen wäre verwundet worden."

Auf halber Höhe stärkte sich die Gesellschaft in einer Eremitage mit dem berühmten Weine Lacrimae Christi und genoß singend und jubelnd den herrlichen Ausblick. Dann folgt im Tagebuch eine sehr belebte Darstellung des Kraters mit all seinem Grausen. Mehrere stiegen so weit, daß sie Geld in die heiße Lava drücken konnten. Einem flog sogar ein Stück glühender Lava auf die Wange, entstellte und schmerzte ihn sehr. Nach Mitternacht ging es unter Führung von Fackelträgern im Laufschritt steil bergab, erst durch die lockere Asche — sie wurde an den Hexentanz am Blocksberg erinnert — und in fünf Minuten war ein Weg gemacht, der beim Anstieg eine mühevolle Stunde gekostet hatte. In der Eremitage wurde Nachtquartier genommen. Das einzige Bett bekam Julie, die aber auch gewisser, springender Insekten wegen zu keiner Ruhe kam und fast zur Verzweiflung gebracht wurde. Mit derselben deutschen Gesellschaft machten sie dann bei fatale r

Sciroccoluft dem interessanten Pompeji einen zweiten Besuch, der ausführlich beschrieben wird. Weiter heißt es: „Die Zeit unseres Aufenthaltes in Neapel ging zu Ende und zum Schluß sollte noch eine schöne Partie zur Ausführung kommen." Zusammenkunft im königlichen Garten, zweistündige Wagenfahrt nach Puzzuoli usw. Nachdem sie den ganzen Tag auf alten Ruinen umhergestiegen waren, kehrten sie, bei herrlicher Abendbeleuchtung am Meere entlang fahrend, durch den langen Tunnel nach Neapel zurück.

Tags darauf gings in Barkenfahrt nach Sorrent, wo sie sich zunächst festsetzten. „Hier finde ich erst das Italien, wie ich es mir geträumt hatte: Orangen, Feigen, Zitronen, Reben, die üppigste Vegetation unfern vor meinem Fenster. Mein lieber Mann zeichnet fleißig Studien." Ehe die junge Frau noch mehr als den Fensterblick von Sorrent genossen hatte, wurde eine Fahrt nach Capri unternommen, weil sich gerade gute Gesellschaft fand. Dort wird alles genossen, was Capri zu bieten hat, als Glanzpunkt die blaue Grotte, dessen deutscher Entdecker (der Maler von Fries) von den Bewohnern der Insel gelobt wird. „In Capri hatte ich großen Hof: Als einzige anwesende Dame war ich zur Königin erkoren worden. Doch war da schwer Ordnung zu halten: ich dankte schon einige Tage vor meiner Abreise wieder ab und überließ die Republik ihrem Schicksale." Auf Capri gabs lustige Bälle, wobei schöne Fischer und Fischerinnen zum Tambourin und zur Guitarre ihre graziöse Tarantella aufführten. Die kurze Rückfahrt war so stürmisch, daß Julie ohnmächtig, in Segeltuch eingehüllt, lag und von überschlagenden Wellen ganz durchnäßt wurde. Auf Capri zeichnete Maler Rudolf Lehmann Julie in Profilansicht (im Besitz meiner Schwägerin Mary in München).

In Sorrent veranlaßte sie eine liebenswürdige deutsche Malerfamilie Namens Götzlaff ihre Hotelwohnung aufzugeben, um zu ihnen in eine geräumige Villa zu ziehen. Dort verlebten sie sechs Wochen, die durch keinen Mißklang getrübt wurden. Es stellten sich bei ihnen so viele Deutsche ein, daß sie zum italienischen Sprechen keine Gelegenheit fanden. Maler Töming, der schon

Jahre lang in Italien lebte, kannte dort alles, und wußte immer das Beste zu wählen. „Wir konnten uns völlig seiner Leitung anvertrauen."

Häufiger kamen Gäste zu ihnen: der preußische Gesandtschaftsprediger mit seiner Frau aus Berlin, eine Gräfin Einsiedel aus Hamburg, eine Frau von Marschall aus Hannover, ein Dr. Severin mit Frau aus Dresden, Maler Agricola aus Berlin, Maler Thöming aus Eckernförde selbst und viele andere. „Fast jeden Abend waren wir fröhlich beisammen. Das liebe Sorrent werde ich gewiß nicht vergessen. Das Schönste, was ich sah, war Aglikantin und Capo di monte, zwei Berge, von denen man die herrlichste Aussicht genießt. Jeden Morgen badeten wir, die Frau des deutschen Malers und ich, im Meere in der Grotte di Concumella." Nach manchen weiteren Worten über die Herrlichkeit von Italien im allgemeinen, Sorrent im besonderen hören wir, daß das junge Paar in Gesellschaft des Malers Thöming, eines vermögenden Junggesellen, Sorrent Mitte September verließ, um sich nach einem Ritte auf herrlichem Gebirgswege in Positano festzusetzen. „Dieser Ort wird sonst wenig von Reisenden besucht. Er liegt sichelförmig in einer Meeresbucht an steile Berge und Felsen angezaubert. Die Häuser stehen terrassenförmig übereinander und von einer Straße geht man immer wieder über die andere hinweg. Doch alles unregelmäßig: nicht selten tritt man von der Straße gleich in die zweite oder dritte Etage des Hauses ein. Mit neugierigen Blicken wurden wir begrüßt und bekamen Besuch sogar vom Geistlichen, der die forestieri sprechen wollte. Einen Gasthof gibt es nicht. Wir hatten jemand vorausgeschickt, um ein Logis auszumachen und bekamen auch ein wunderschönes, altes Haus ganz allein für uns. Haus und Einrichtung waren gewiß 500 Jahre alt, aber so schön, daß ich mir wünschte, beides gezeichnet zu haben. Vor dem Hause ein schöner Orangengarten, im Hofe selbst starke Orangenbäume, die angenehme Kühlung verbreiteten. Hier auch ein italienischer Waschbehälter von Stein mit breiter glatter Randung, worauf die Wäsche

gerieben wird. Nebenan ein Ziehbrunnen. Ach, wenn ich es beschreibe, so klingt es gewöhnlich, ich kann niemandem einen Begriff davon machen! In den Zimmern die größten Ankleidespiegel, das alte Tischgerät vom schwersten Silber. Eine alte Frau hatte uns unentgeltlich das ganze Haus eingeräumt. Sie erzählte uns, daß es sich mit allem, was darin sei, unverändert Hunderte von Jahren schon vererbt habe. Auch sah man überall noch alte sizilianische Wappen. Positano war nämlich früher seiner gesunden Luft wegen Sommeraufenthalt reicher sizilianischer Kaufleute. Man sieht in der Stadt eine große Anzahl schöner Paläste unbewohnt, die man samt Garten für 40 Gulden Jahreszins mieten kann. Vielleicht kehrt dieser schöne und ganz vergessene Ort in seinen alten Glanz zurück. Die Luft ist rein und gesund. Ich befand mich außerordentlich wohl da und unterhielt mich auch viel mit den Italienern, die sich in Menge um uns versammelten, um von dem Lande zu hören, wo es sechs Monate Winter ist, wo die Flüsse zufrieren usw. Man hat da schöne Spaziergänge, aber gar beschwerlich treppauf und treppab, und überall wurden wir freundlich mit Früchten bewirtet. Mich quälte lange schon der Gedanke: Dieses Positano kannst du nicht beschreiben. Ja, ich wußte es voraus!"

— — „In den Küstenstädten Italiens findet man immer mehr Frauen als Männer Diese gehen zur See, viele verunglücken und so sieht man auf der Straße fast nur Frauen und Kinder. — —

Zur See verließen wir Positano und kamen, ohne zu erkranken, nach Amalfi. Dieses Städtchen liegt höchst malerisch am Meere, teils auf Bergen, teils in einem schönen Tal zerstreut. Im ‚kühlen Mühlentale' fanden wir eine fast deutsche Vegetation; die schönste Aussicht genießt man von einer Grotte aus, die zu einem hochgelegenen Kapuzinerkloster führt, die mit Kreuzen und heiligen Figuren geschmückt ist. In der Ferne sieht man Salerno und Paestum. Es ist wie ein Traum! Eine solche Feinheit und Harmonie der Farben des Himmels, der Berge und des Meeres! Es ist bezaubernd! Aber nur drei Tage lang war uns das Wetter günstig; sechs weitere Tage mußten wir im fürchterlichsten Sturm und Regen

zubringen; der Geruch des Meeres war so stark, daß ich mich im Zimmer seekrank fühlte. Wir beobachteten die Ankunft der gejagten Schiffe, den Aufruhr des Meeres und die schönen Luftgebilde und bewunderten die Verwegenheit der Schiffer, die im schrecklichen Sturm ihre Netze auswarfen und einholten."

„Als sich der Himmel aufzuhellen schien, setzten wir unsere Reise nach la Cava fort. Häufige Regengüsse erschwerten uns den Weg. Immer dem Meere entlang fahrend, genießt man die herrlichste Aussicht: Bei jeder Biegung des Weges zeigt sich das Gebirge in neuen Formen. In diesem Golfe reiht sich ein Ort an den andern, in kurzen Abständen liegen fast bis zu den Gipfeln der Berge hinauf Amalfi, Scala, Ravello, Minori, Majori, Casa di Cavo, d'Orso — wer kann alle diese Namen behalten? Im letztgenannten Orte verzehrten wir unseren Reisevorrat. Es waren da von Natur geformte oder künstlich zugehauene Grotten. In einer eine wohlerhaltene Kapelle, davor zwei antike Marmorsäulen, ein Marmortisch und zwei schöne Glocken, vermutlich eine alte Einsiedelei. Jetzt von Bauern bewohnt, die sich eine zweite Grotte als Küche, eine dritte als Stall eingerichtet und ein Häuschen als Wohnung angebaut haben. Hübsch italienisch-schmutzig! Esel, Schweine, Hunde, Katzen, Hühner, alles geht in den Grotten spazieren.

In la Cava richteten wir uns wieder in einem Privathause ein und benutzten einige schöne Stunden zu einem Spaziergange, hatten von der Höhe des Berges herab himmlische Aussicht, sahen das schöne Kloster Trinita de la Cava, eines der reichsten Italiens und einem Palaste ähnlich, in das nur Adelige aufgenommen werden. Den folgenden Morgen reisten wir nach Neapel zurück und haben uns da in der Riviera de Chiaja, dem schönsten und gesündesten Teile der Stadt, auf 16 Tage eingemietet. Davon sind elf Tage schon verflossen, Wagen und Reisegefährten sind schon gefunden: C a t e l , ein berühmter Maler aus Berlin, und seine Frau werden mit uns reisen. Sie wohnen gewiß schon 30 Jahre in Rom. In Neapel kamen zu unseren alten Bekannten neue hinzu: Eine dänische Gräfin M o l t k e , eine Fürstin P i n i a t e l l i , die wir

in einer der häufigsten Gesellschaften beim dänischen Konsul kennen lernten. Mit der Gräfin Moltke machten wir schöne Ausfahrten nach dem Vomero . . . Wie doch die Deutschen hier Sprache und Abkunft verleugnen! Söhne und Töchter hier ansässiger Deutscher finden ihre Muttersprache so schwer, daß sie lieber Französisch sprechen. — Täglich gegen Abend fährt die ganze Noblesse in ihren Equipagen an der Riviera auf und ab. Ein Vergnügen, das sie mit den langweiligsten Gesichtern erleiden." — — —

Damit endet das Tagebuch der jungen Frau, und ich kann wieder meinem Vater das Wort erteilen:

In seinen Lebenserinnerungen heißt es:

„Ich war mit meiner jungen Frau bald nach unserer Hochzeit nach Italien gereist. In Neapel angekommen, ging ich mit allem Eifer an die Arbeit. Die mir bis dahin noch fremde Natur überwältigte mich, und ich setzte alles daran, ihr durch Fleiß und die gewissenhaftesten Studien beizukommen. Der Gedanke machte mir aber Sorge, ob meine Arbeiten so viel Erfolg haben würden, daß ich mit meiner Frau und wahrscheinlich auch mit Kindern in dem fremden Lande würde leben können. Ich hatte mir allerdings schon ein paar Tausend Taler erübrigt und bei meinem Freunde, dem Grossier Adolph, deponiert. (Im Notizbuch heißt es: „Den 1. März 1843 hatte ich bei Adolph 2000 Rbth., bei Kolb und zu Hause 280 Rbth., Summe: 2280 Rbth.") „Die späteren Erfolge zerstreuten meine damaligen Besorgnisse vollkommen."

Der wirtschaftliche Abschluß des Jahres ergab sich wie folgt:

„1843—1844. Rom.

	Scudi
Partie beim Posilippo . . . Kunstverein: Kjöb. .	250
Sta Trinita della Cava . . . Kongern	500
Marina piccola di Capri . . . Severin	176
„ „ di Sorento . . . Dr. Severin . .	—
Piano di Sorento . . . Frau v. Goethe	100
Scudi	1026.

Was kostete damals eine solche Reise? Das Notizbuch gibt uns auch darauf verläßliche Auskunft:

„Den 1. Juni 1843.

Ausgaben seit unserer Hochzeit und Abreise von Düsseldorf.

	Scudi	P
Von Düsseldorf bis Neapel	177	2
Aufenthalt in Neapel und Umgebung . . .	310	8
Reise nach Rom	25	
Aufenthalt in Rom vom 20. Okt. bis 1. Juni	487	
Scudi	1000.“	

Rom 1844

Mein Vater erzählt: „Überall auf der Reise habe ich fleißig gearbeitet, und jetzt sollte es sich in Rom zeigen, ob ich aus meinen Studien auch Bilder zusammen brächte und noch dazu verkäufliche!

Wir bezogen mit Thöming in der via Rosella eine herrliche Wohnung. Mein Freund hatte schon länger dort gewohnt und die Etage darüber einer italienischen Beamtenfamilie übergeben, die dafür seine und auch jetzt unsere Aufwartung besorgten und für uns kochten. Sie verrieten uns, daß oben zwei junge elegante Damen, Italienerinnen, jetzt Lesen und Schreiben lernten. Sie dürfte es aber ja nicht verraten. Il patre, der Beichtvater, dürfe es nicht erfahren. „So stand es damals unter päpstlicher Herrschaft mit der Bildung des Volkes. Im übrigen waren die Fremden mit Schuld an dem üblen Kulturzustand und Überhandnahme der klerikalen Anmaßung. Gerade unter den Deutschen griff die Proselytenmacherei mächtig um sich. Als eifrigster Bekehrer tat sich ein Pater Augustin hervor, ein deutscher Konvertit von fanatischer Zudringlichkeit. Aber auch unter den Malern waren manche, vor allem der einflußreichste Overbeck zum Katholizismus übergetreten und eifrig für ihn tätig. Die Gattin des Bildhauers C. Steinhäuser aus Bremen, eine begabte Künstlerin, die Tochter eines lutherischen Predigers, war durch den Eifer der

Neubekehrten, zumal Pater Augustins, so sehr an ihrer religiösen Überzeugung irre geworden, daß sie angesichts des nahen Todes nach dem Trost eines katholischen Priesters verlangte, um in dessen Hände das Bekenntnis ihres protestantischen Irrglaubens abzulegen. Nachts ritt Pater Augustin auf dem Maultiere von Rom nach Rocca di Papa, die sündige Seele zu retten. Das Wunder blieb auch nicht aus. Unmittelbar nach ihrer Bekehrung erholte sich die Kranke, und alles Volk in Rocca di Papa und selbst in Rom war entzückt von dem Mirakel (vergl. A. Stahr, ‚E. J. i. J.', I, S. 211). Wir werden von diesem Pater Augustin bald noch mehr hören. Mein Vater erzählt weiter:

„Mein erstes Bild in Rom war der Blick vom Posilippo über die Ebene. Er wurde vom Kunstverein in Kopenhagen, das zweite vom König Christian VIII. angekauft und so ging es weiter: jedes Bild, das ich malte, fand bald seinen Liebhaber. Wir lebten glückselig in Rom und sahen mit Freuden der Geburt eines Kindes entgegen.

Am 7. März 1844 wurde unser Knabe geboren. Alles verlief normal und glücklich. ‚Der Knabe wurde Franz Friedrich Wilhelm getauft. Taufpate war der Landschaftsmaler Franz Catel (1778—1856), der letzte unter den in Rom lebenden Anhängern der Malschule des Jos. Ant. Koch und ein neidloser Bewunderer der neuen Richtung Gurlittscher Landschaftsmalerei; zweiter Pate war Vaters schon mehrfach genannter Freund, Kollege und Hausgenosse, der Maler Friedrich Thöming.' Das Kind wurde bei schönem Wetter schon ausgetragen, und wir sahen, am Fenster stehend, seiner Rückkehr mit Sehnsucht entgegen. Der Knabe hatte vom Großvater den Rufnamen Wilhelm. Die Amme, die ihn Guilelmo nennen sollte, kürzte das in Memo ab, und dieser Name blieb ihm in der Familie und bei Bekannten bis in sein Mannesalter, ja über sein Grab hinaus. In einigen Tagen sollte auch die Mutter ausgehen und dann wollten wir auf einige Monate in das Schloß von Nemi ziehen. Es war alles schon dazu vorbereitet,

da erkrankte sie an Typhus und acht Tage darauf war sie tot und unser sonniges Glück zerstört!

Dr. Pantaleone war ihr Arzt. Er galt für den besten in Rom. Leider mußte er, während Julie schon mehrere Tage krank lag, eine Reise antreten. Er brachte einen Kollegen und sagte mir, daß er nach dem Gesetz verpflichtet sei, einen Geistlichen rufen zu lassen: Der Zustand der Kranken sei lebensgefährlich. Der dänische Maler Kugler war gerade bei mir. Er war kurz vorher zur katholischen Kirche übergetreten und sagte: „Ich werde gleich einen ganz vortrefflichen Geistlichen, einen Deutschen, den Pater Augustin holen." Der Mönch kam, ich zog mich zurück, da ich bei der Beichte nicht zugegen sein wollte. Ich zweifelte nicht daran, daß der kranken Frau die Absolution erteilt würde, da die geliebte eine fromme Katholikin war und stets allen ihren kirchlichen Pflichten nachkam. Als der Geistliche aus dem Zimmer kam, fragte ich ihn, ob er die Absolution erteilt habe. „Noch nicht, aber ich werde morgen wieder kommen." Kurz vor dem Erscheinen des Geistlichen hatte der Arzt den Zustand der Kranken recht günstig gefunden. Als ich jetzt in ihr Zimmer eintrat, fiel mir auf, daß sie mir immer mit dem Blicke folgte und mich beständig ansah. Am nächsten Tage kam der Geistliche wieder. Ich war töricht genug, ihn wieder zu der Kranken zu lassen. Als er heraustrat, richtete ich die gestrige Frage wieder an ihn. Er antwortete mir: „Ich kann die Absolution nicht erteilen." Voller Bestürzung eilte ich an das Krankenbett. Ich fand meine arme Frau in aufgeregtestem Zustande, die Augen ganz aus den Höhlen getreten. „Um Gottes Willen," rief sie mir zu, „laß das Ungeheuer nicht wieder zu mir herein! Denke Dir, er verlangt, ich solle meine Liebe zu Dir erst abschwören, ehe könnte er mir die Absolution nicht erteilen." Ich stürzte außer mir vor Erregung hinaus, traf den Geistlichen noch im Vorsaal und nach einem furchtbar erregten Auftritt sagte er mit erhobenen Händen und zum Himmel gerichtetem Blicke: „Ich habe meine Schuldigkeit getan!" Bald darauf kam der Arzt. Nachdem er die Kranke betrachtet hatte, trat er an mich heran und

fragte: „Was ist hier geschehen?“ Ich erzählte ihm den Vorfall. Er zuckte die Achsel und sagte: „Er hat sie gemordet: Ihre Frau stirbt noch heute!“

Und so geschah es. Noch am Abend gab die junge, 21 jährige Frau ihren Geist auf. Nachdem sie von mir den herzbrechendsten Abschied genommen hatte, ließ sie auch mehrere unserer Freunde rufen, um auch von ihnen Abschied zu nehmen und dann ihr Kind bringen. Sie sagte: „Mein goldener Junge, lebe und sei glücklich! So, jetzt kann ich ruhig sterben.“ Und keine Viertelstunde darauf tat sie den letzten Atemzug.

Während sie starb, sang nichts ahnend im gegenüberliegenden Hause ein deutscher Student mit jugendfrischer Stimme: „Brüder lagert Euch im Kreise, trinkt nach alter Väter Weise,“ und so oft ich seitdem dieses schöne Lied höre, schneidet es mir tief in die Seele. Zwei neue Geistliche, ein Italiener und eine Franzose, waren gekommen, knieten und beteten beständig an dem Krankenbett. Der Italiener sagte, als er die ruhige Ergebung der schuldlosen Seele sah: „È una santa, è veramente una santa!“ Während dessen war auch ein anderer Geistlicher mit dem gewöhnlichen Gepränge gekommen, um der Sterbenden die Absolution zu erteilen und die Kommunion zu vollziehen.

Ich schreibe diese Zeilen am 5. März 1884, zwei Tage vor Memos 40. Geburtstage nieder. Die Tränen fließen mir aus den Augen, da ich jener schrecklichen Stunden gedenke.

Julias Leiche wurde in der Kirche St. Noma di Maria (St. Bernardo) in der Nähe der Fontana di Trevi aufgebahrt und dann auf dem kleinen Kirchhof bei St. Pietro begraben. So hatte ich zum zweiten Male das furchtbare Schicksal, eine geliebte, junge Frau zu verlieren. Mit 32 Jahren zum zweiten Male Witwer! Und mit beiden Frauen in glücklichster Ehe nur je ein und zwei Jahr verlebt! — Meine Zukunft schien nun öde und freudenleer.

Zudem befürchteten meine Freunde, daß ich wegen des heftigen Auftritts mit dem Geistlichen von der Inquisition würde aufgehoben und gefangen genommen werden. Sie rieten mir, von Rom zu

flüchten, was ich aber schon des Kindes wegen nicht tun wollte. Man hat mich auch weder damals noch später belästigt."

Sein Leben lang hat mein Vater einen tiefen Groll gegen die Kirche im Herzen getragen, die sich in den Dienst der Liebe zu stehen vorgibt, dabei aber Taten fanatischen Hasses ausübt. Als ich mich 46 Jahre nach diesem Trauerfall mit einer Katholikin verloben wollte, riet mir mein Vater dringend, sie vor der Vermählung zum Protestantismus übertreten zu lassen. Er wollte seinem Sohne so Schmerzliches ersparen, wie er es erlebt hatte — und ich bin ihm dafür wie für unzählig Anderes von Herzen dankbar.

„Nun galt", so erzählt mein Vater weiter, „meine ganze Sorge meinem kleinen Knaben, der auf des Arztes Wunsch bis zum letzten Tage die Mutterbrust bekommen hatte. Er glich, soweit man das an dem kleinen Kinde sehen kann, durchaus seiner Mutter: hatte ihr lichtblondes, dünnes Haar, ihre klare Hautfarbe, ihre blauen Augen. Später stellte sich heraus, daß er auch ihren freundlichen Sinn und ihr Sprachtalent geerbt hatte, das ihn zum philologischen Studium befähigte.

Ein Freund, dänischer Bildhauer, sagte mir, seine Hauswirtin habe ihm von einer ganz ausgezeichneten Amme gesprochen. Ich ließ sie kommen. Da ich sie in meine Wohnung nicht nehmen konnte, weil ich zu viel meiner Studien wegen auswärts war, ging ich mit ihr, um mir eine Wohnung anzusehen. Sie führte mich in ein großes Haus in der Nähe des Kapitols. Im ersten Stock war ein offener Bogengang, in dem werde sie den Tag über mit dem Kinde sein. Mit diesem Aufenthalt konnte ich sehr zufrieden sein. Als ich aber am nächsten Tage meinen Jungen aufsuchte, fand ich ihn mit der Amme in einer jener römischen Spelunken ohne Fenster, die nur durch die offenstehende Tür ihr Licht erhalten. Ihr Lager war dieser Örtlichkeit durchaus angemessen. Ich war erschrocken, mein Kind da zu finden, und versuchte eine Änderung herbeizuführen. Sie versicherte mir, ihre Padrona habe ihr erlaubt, den ganzen Tag über mit dem Kinde oben zu sein. Mir genügte das aber nicht, ich fuhr deshalb mit ihr und Memo nach Genzano, wo der Mann

Blick auf Sabiner-Gebirge. Großes Oelgemälde. 1848. 255 × 164½ cm. Besitzer Herr Ludwig Lippert in Hamburg.

der Amme als Arbeiter in einer Vigne war, mietete dort eine ganze Etage, so daß ich auch selbst da wohnen konnte und blieb über einen Monat bei dem Kinde. Dann ging ich nach Arricia, wo bei dem braven Priore Signorelli viele Maler logierten, Deutsche, Belgier, Holländer und Engländer, und wo abends ein heiterer Ton herrschte, nachdem man am Tage fleißig gearbeitet hatte. Ich fühlte, daß nur die vollste Hingabe an meine Kunst mich der Verzweiflung entreißen und dem Leben wieder entgegenführen konnte. Hier fand ich auch so viele Gleichstrebende und lernte allmählich wieder, mit Fröhlichen mitunter fröhlich sein. Hier hatte ich auch mein Kind ganz für mich.

In Arricia machte mich der Bildhauer Kümmel mit Adolph Stahr, meinem künftigen Schwager, bekannt. Wir schlossen uns sehr aneinander an. Gewöhnlich suchte er mich da auf, wo ich nach der Natur zeichnete und malte, setzte sich in meine Nähe und las mir seine geliebten alten Klassiker vor, die ihm in dieser Umgebung erst recht lebendig wurden. Er war Gymnasialprofessor in Oldenburg, hatte einer Halskrankheit wegen ein Jahr lang Urlaub. Es war mir eine Freude, zu beobachten, wie er, vom Schulstaub befreit, in der freien herrlichen Natur und in der Gesellschaft geistvoller, fröhlich strebender Künstler aufatmete. Sein Buch: ‚Ein Jahr in Italien' gibt diese glückselige Stimmung durchaus getreu wieder.

Eines Abends war ich zu einer Familie Burckhardt-Hiss aus Basel geladen, die den Winter über mit ihren zwei Knaben, welche etwas älter als Memo waren, in Rom zubrachten.

Frau Burckhardt sah mir sofort an, daß ich erregt war (ich hatte eben beunruhigende Auskunft von dem Arzte über den Zustand meines Kindes erhalten). ‚Gurlitt,' sprach sie, ‚was ist mit Ihnen geschehen? Ich kenne Sie viel zu genau, Sie haben etwas auf dem Herzen. Es bedrückt sie etwas, sagen Sie mir, was es ist!' — ‚Nun, wenn Sie mich so durchschauen, muß ich es Ihnen schon gestehen. Ich bin in großer Sorge um meinen Jungen; er gedeiht nicht bei seinen jetzigen Pflege-Eltern, dem Maler Stohl aus Wien.'

‚Geben Sie uns den Buben! Ich habe schon immer gesagt, daß ich ihn so gern zu uns nehmen möchte.‘ — ‚Aber das kann doch Ihr Ernst nicht sein? Sie haben ja schon zwei, nur etwas ältere Kinder, und wollen bald in die Schweiz zurück reisen.‘ — ‚Martele,‘ rief sie ihrem Manne zu, ‚haben wir uns nicht schon immer gewünscht, den kleinen Memo zu uns zu nehmen?‘ Herr Burckhardt bestätigte es in der herzlichsten Weise, und ich war überglücklich, meinen lieben Jungen so gütigen, liebevollen Menschen übergeben zu können. Da sie in 14 Tagen abreisen wollten, konnte ich ihn, ohne Stohls zu verletzen (es war, wie gesagt, eine Wiener Künstlerfamilie), unter dem Vorgeben von ihnen nehmen, daß ich das Kind auf diese Art meiner Heimat näher brächte, wohin ich ihm bald nachfolgen würde.

Einige Tage später traf Frau Burckhardt Memo mit seiner Wärterin auf der Straße und bemerkte, daß er die Masern hatte. Nun bestand sie darauf, daß er gleich zu ihr gebracht werde, damit sie ihn pflegen könne. Die Abreise mußte aufgeschoben werden, als er aber wieder hergestellt war, ging es in eigenem Wagen, in dem sich die Betten für die Kinder befanden, fort nach Basel.

Bei diesen vortrefflichen Menschen blieb Memo bis zum Herbst 1847, wo ich ihn mit seiner neuen Mutter abholte. Frau Burckhardt hatte mir das Versprechen abgenommen, daß ich ihn nur dann von ihr zurückfordern solle, wenn ich mich wieder verheiraten würde.“

Diese Erzählung meines Vaters hat den Ereignissen etwas vorgegriffen und ausschließlich bei den Erlebnissen des Sohnes verweilt, dem diese Aufzeichnungen gewidmet waren. Wir kehren zurück in das Jahr 1844, uns von seinem künstlerischen Schaffen dieser Zeit eine Vorstellung zu machen.

Die Briefe, in denen mein Vater den Verlust seiner Julie seinen Eltern meldete, und die nächstfolgenden, die wir anzunehmen haben, sind nicht wieder aufzufinden, auch keine Briefe, die er selbst in jener Zeit empfing. Andere Quellen treten ergänzend ein. Vor allem wieder seine zahlreichen Zeichnungen nach der Natur, aus denen wir sein Leben wieder wie aus einem Tagebuche ablesen.

Im März war ihm die Frau gestorben. Am 4. Juni finden wir ihn wieder ganz vertieft in Zeichnungen von Zypressen und Pinien in Frascati, am 5. zeichnete er von dort einen Blick über Frascati über weite Höhenzüge des Albanergebirges und am gleichen Tage noch nach der anderen Seite zu den Blick auf die Campagna. Am 16. August setzte eine Reihe schöner Blätter ein, die Arricia mit seinem ganzen Reichtum an Schönheit zu umfassen streben. Vom 28. August bis zum 16. September ist das herrliche Genzano durch ein Dutzend reicher Blätter vertreten. Auch hier Fernblicke mit freien Gebirgshöhen, Baum- und Vordergrundstudien jeglicher Art. Dann kam der Nemi-See an die Reihe mit drei Blättern, eines davon, ein Olivenbaum, trägt die Beischrift: „Am Nemi-See mit Achenbach und Adolph Carl zusammen gezeichnet." Vom 23. August bis 26. September hatte er sein Quartier in Genzano und wieder entstehen fast jeden Tag eine, oft zwei sorgsam ausgeführte Zeichnungen: Am 28. und am 30. August zwei Blätter, am 1.—8. September acht Blätter, am 9., 10., 11., 16., 20. September je ein Blatt, ungerechnet die, welche kein Datum haben oder in Skizzenbüchern zerstreut liegen.

Mit so reichem Studienmaterial ausgestattet, kehrte er nach Rom zurück, um den Winter über nach diesen Studien Bilder zu malen. Die Gesellschaft, die ihm der lustige Andreas Achenbach und sein alter Freund und Landsmann Adolph Carl in herrlichster Gegend leisteten, hatten sein Gemüt erfrischt. Obgleich auch ferner Briefe fehlen, wird uns sein Leben in Rom hinreichend anschaulich. Tagsüber stand er vor seiner Staffelei in Villa Malta, malte große Landschaftsbilder, abends verkehrte er mit den Künstlern im Künstler-Verein, besuchte seine lieben Landsleute, Holsteiner und Dänen, besonders häufig den Stiftsamtmann Thygesen aus Kopenhagen, bei dem gute Musik gemacht wurde. Natürlich wurde er auch bekannt und trat in nähere Beziehung zu dem alten Maler Joseph Anton Koch, dem tiroler Naturburschen, der als Hirtenjunge angefangen hatte, als berühmter, führender Landschaftsmaler in Rom endete. Man

kennt sein knorriges, aber herzerquickendes Bild aus Ludwig Richters „Lebenserinnerungen" und aus modernen Kunstgeschichten. In Friedrich Hebbels Tagebuch, das ich nach Richard Maria Werners vortrefflicher Ausgabe (Berlin, B. Behrs Verlag) zitiere, finden wir zum 5. November 1844 Kochs Charakteristik: „Tiroler, rücksichtslos, fast verhungert, aber nie in die Straße, die zu Brot und Ehren führte, einlenkend; enthusiastischer Verkünder der Verdienste des jungen Thorwaldsen, als dieser wegen Mangel an Arbeit im Begriff stand, Italien wieder zu verlassen. Als ihn der Fürst Esterhazi besucht und allerhand dumme Bemerkungen über seine Bilder macht, fragt er: ‚Wer sind Sie, mein Herr?' Fürst Esterhazi! ‚So? Ich glaubte, Sie wären sein Kutscher'!"

Auch mit dem Wiener Maler Carl Rahl schloß mein Vater damals Freundschaft, die sich später in Wien fortsetzte. Mein Vater schätzte ihn hoch ein als Mann wie als Künstler. Er war eine titanische Natur, Schöpfer der grossartigen Christenverfolgung und der noch „großartigeren, wegen Mangels eines deutschen Pantheons, wahrscheinlich unausgeführt bleibenden Cimbernschlacht" (Hebbel). Zudem ein Mann von derbem Humor und ein fürchterlicher Fresser: Drei Beefsteaks waren seine normale Portion.

Ferner lebte Vater damals in Freundschaft mit dem Bildhauer Kümmel und dem Dänen Jerichau, dem Architekten von Osten, der Malerin Elisabeth Baumann und mit Bumeier.

Das wichtigste Erlebnis des ausgehenden Jahres war für ihn seine Bekanntschaft mit Friedrich Hebbel, der am Abend des 3. Oktober von Paris aus nach Rom gekommen war. Die Begegnung war für beide ein Ereignis. Hebbel schrieb darüber zum erstenmal am 16. Dezember 1844 an Elise Lensing und dann öfter wieder. So heißt es am 31. Dezember im Tagebuche: „Der fröhlichste Tag für mich in Rom war der Weihnachtsabend, den ich bei meinen Landsleuten, den Dänen und Holsteinern, zubrachte, es war bei dem dänischen Stiftsamtmann Thygesen,

ein himmlisches Wetter, wovon man im Norden keine Vorstellung hat . . . ein Himmel über mir, als ich die spanische Treppe hinanstieg, wie eine blaue Kristallglocke, in den Gärten blühende Rosen. Wir genossen, mit Weinlaub bekränzt, ein einfaches Mahl. Toaste wurden ausgebracht, sogar einer auf mich, und alles war glücklich. Ich hätte weinen können, denn ich empfand es einmal wieder recht lebhaft, daß ich gar nichts Besonderes für mich will, sondern daß all mein Mißmut daher rührt, mich mein ganzes Leben hindurch von jedem Kreis, worin man bescheiden das Leben genießt, wie einen Hund ausgesperrt zu sehen. Denn das war immer der Fall mit mir, von Jugend auf. Bekanntschaften: Gurlitt, Landschaftsmaler, trefflicher Künstler und Mensch, der sich meiner in kranken und gesunden Tagen wacker angenommen und mir auch zu jener Weihnachtsfeier den Zutritt verschafft hat."

Es war unvermeidlich, daß auch an diesem Fest der politischen Wirren im Norden gedacht wurde. Hebbel brachte einen Trinkspruch aus, dessen Inhalt er aber in seinem Briefe an meinen Vater vom 26. November 1845 bedauerte: „An Holstein und die Verwicklungen mit Dänemark mag ich gar nicht denken. Ehrlich und offen gestanden: Der Trinkspruch, den ich in Rom am Weihnachtsabend ausbrachte, hat mich seit dieser Wendung schon oft gereut und . . . ich hätte ihn schon öffentlich zurückgenommen, so unschuldig er auch gemeint war. Ich hasse neue Etablissements von Fürstentümern . . ." Man lese weiter nach in den Tagebüchern III, 3812 (in der Ausgabe von Theodor Poppe, Deutsches Verlagshaus Bong u. Komp., Band IX/X, „Tagebücher", II, 3192).

Hebbel und meinen Vater führten gleiche politische Bedürfnisse, als dänische Untertanen und deutscher Kultur, sich in den politischen Wirren zu orientieren, gleiche Liebe zur Kunst und verwandte Gemütsstimmung schnell eng zusammen.

Wer sich von dem geistigen Gehalt der jungen Freundschaft zwischen Hebbel und meinem Vater eine lebendige Anschauung schaffen will, der muß Hebbels Tagebücher aus jener Zeit nachlesen. Da findet man auch Hebbels Klage, die auf meinen Vater gemünzt ist:

„Freunde hast Du so viel wie Tage im Jahre und leider
Schließet der Plural hier immer den Singular aus,"

findet aber auch manche schöne Erzählung, manch treffliches Wort meines Vaters von Hebbel gebucht und damit verewigt.

„Was Liebe war," meinte Gurlitt heute, den 25. April 1845, „könnte in einem höheren Leben Selbstgenuß werden, d. h. das Getrennte könnte eins werden; dann wäre die Sehnsucht Glück." Seine Gedanken waren dabei natürlich bei Elise und Julie.

Das Verhältnis, das zwischen Friedrich Hebbel und meinem Vater bestand, habe ich anderenorts*) ausführlicher dargegeben. Indem ich darauf verweise, will ich es hier kurz machen: Ich wiederhole nur: Mein Vater fand nie Worte genug, den geistigen Reichtum zu schildern, den Hebbel in seinen Gesprächen ausstreute. Ihn gefunden zu haben, war ihm das größte Erlebnis, in ihm fand er auch den Weg zu neuem Schaffen im Dienste der Kunst.

So ging ihm das Jahr 1844 doch noch hoffnungsreich zu Ende. Am Weihnachtsabend waren sie lustig vereint. Mein Vater hatte Hebbel eingeladen, an dem Feste der Dänen teilzunehmen. Hebbel erzählt davon in einem Briefe an Elise Lensing vom 31. Januar 1845: „Anfangs wurden kleine Geschenke verlost, ich gewann eine kleine silberne Dose. Darauf speisten wir in einem großen Saale, an dessen Wänden, mit schwarzer Kreide umrissen, sich die Silhouetten all der Künstler, die sich seit einer Reihe von Jahren an diesem Abend darin gefreut hatten, fanden. Ich saß Thorwaldsen gegenüber; wir alle waren mit Weinlaub bekränzt, eine Rose lag neben jedem Teller. Die Fröhlichkeit war allgemein und bei mir mit tiefer Rührung gemischt. Toaste wurden ausgebracht, sogar einer auf mich. Vorher war mir von unbekannter Hand schon eine Feder geschenkt worden mit der Devise: Wohl bin ich stumm, aber gebraucht von Dir, sprech' ich zu ewigen Zeiten. — Um 12 Uhr ging ich bei dem herrlichen Mondschein, meinen Kranz auf dem Kopfe behaltend, zu Hause." (Vergl. Werners Ausgabe, Band III, Seite 198 f.)

*) Westermanns Monatshefte 1908 (Nr. 617), S. 672ff., und Oesterr. Rundschau 1910, Bd. XXIII, Heft 1, S. 43ff.

1845 Der erste Brief von Vater fand sich 10½ Monate nach dem Tode der Julie geschrieben und enthält wertvolle Mitteilungen. Es fehlt aber viel inzwischen Vorgefallenes.

„Rom, den 17. Februar 1845. Wenn ich solange nicht schrieb, liebe Eltern, so war es nicht, was ich Euch wohl nicht zu versichern brauchte, Mangel an Liebe zu Euch, oder daß ich nicht täglich an Euch dächte, sondern ein fast unüberwindlicher Widerwille, den ich gegen das Schreiben habe. Aber ich muß mich zu bezwingen suchen, denn sonst gebt Ihr mich am Ende ganz auf, und ich würde auch von Euch nichts erfahren. Ich habe immer gesucht, Euch aus dritter Hand von meinem Befinden zu unterrichten. Aber ich weiß, daß es Euch eine größere Beruhigung ist, wenn Ihr etwas von mir selbst hört. — Ich schreibe dies in meinem Studio auf der Villa Malta. Unter mir ein Garten mit Orangenernte. Es liegen da ganze Berge der goldenen Früchte. Wenn mein kleiner Wilhelm, der jetzt bald zwei Jahre hat, einmal zu Euch kommt, wird der arme kleine Kerl kein Wort mit Euch sprechen können, denn hier hört er nichts weiter als italienisch. In den ersten Jahren werde ich aber wahrscheinlich nicht kommen. Der Junge ist gut untergebracht und für mein Studium ist es unbedingt besser, wenn ich noch längere Zeit hier bleibe. Auch möchte ich jetzt einige Ruhe haben, um meine Finanzen wieder etwas zu ordnen, die jetzt ziemlich zerrüttet sind.

Jedoch nicht so, daß ich Mangel zu fürchten hätte. Zwei Jahre könnte ich von meinem Vermögen noch leben, aber das ist mir nicht genug; ich muß an mein Alter denken. Auch habe ich noch Bilder für 4—5 Tausend Mark kourant in meinem Studio. Es ist mir wie am Vorabend einer Schlacht. Morgen werde ich ein großes Bild ausstellen, von dem hier schon viel die Rede war. Alle warten darauf, um gut oder bös darüber herzufallen. Es trifft sich glücklich, daß mehrere der besten Talente der Landschaftsmalerei sich hier zusammenfinden und, unter uns sei es gesagt, ich habe den Mut, mit ihnen um den Preis zu ringen. An Anerkennung fehlt es mir nicht. Ich werde von den verschiedensten Leuten auf-

Nemi. Oelgemälde. 1855. Besitzer Geheimrat Dr. Carl Woermann in Dresden.

gesucht. In meinen letzten Arbeiten scheine ich wieder einen Schritt vorwärts getan zu haben, was mir die Beruhigung gibt, daß es trotz der Schicksalsschläge, die mich getroffen haben, noch nicht alle mit mir ist. Ich kämpfe mich immer wieder durch. Gottlob, daß ich meine Kunst habe! Sowie ich ganz von ihr beseelt und durchdrungen bin, fühle ich mich rüstig und mutig, den Kampf mit der Welt durchzufechten. In dem Augenblick aber, wo keine künstlerische Idee mein Inneres erfüllt, bin ich allen finsteren Dämonen der Melancholie preisgegeben, die mich nicht eher verlassen, bis sich ein neues Bild in meiner Seele gestaltet. So ist es denn immer natürlich Ebbe und Flut in mir. Heute leidlich heiter, ja fröhlich, morgen zum Tollwerden. Das wird nun wohl auch so bleiben, und es lebt sich denn auch so noch ganz leidlich. Ich wohne mit dem berühmten Dichter Friedrich H e b b e l aus Wesselburen in Dithmarschen zusammen, vielleicht dem geistreichsten Mann und nach dem Ausspruch der deutschen Kritik dem ersten dramatischen jetzt lebenden Dichter. Sein Umgang wirkt sehr wohltuend auf mich ein und wird von Folgen für mich sein. Wir haben eine sehr enge Freundschaft geschlossen, die, hoffe ich, das Leben aushalten wird.

In einem Jahre wird er nach Hamburg kommen und Euch dann recht oft besuchen.

Ihr könnt Euch denken, wie schmerzlich mich der Tod J a k o b G e n s l e r s berührt hat. Ein so liebenswürdiger, tüchtiger Mensch! Nun, wir müssen alle einmal daran! Es hat der Tod eigentlich für mich nichts Schreckliches. G ü n t h e r G e n s l e r, mit dem ich oft zusammen komme, trägt den Verlust seines Bruders mit vieler Fassung. Aber es ist für ihn sehr traurig, und er wird ihn sein ganzes Leben vermissen. Es ist selten, daß Brüder sich so viel sind und so für- und miteinander leben! So ist also auch dieses Kleeblatt gestört. Habt die Güte und begrüßt Genslers und bezeigt ihnen mein herzlichstes Beileid."

„Ich habe wegen eines Stipendiums für unseren Cornelius an den König von Dänemark geschrieben. Er hat aber jetzt so viele

andere Sachen um die Ohren, die ihm Musik machen, daß ihm die Künste wohl etwas in den Hintergrund gedrängt sind. Wir wollen aber das Beste hoffen. Hier sind diesen Winter so viele musikalische Abendgesellschaften (die ich auch ziemlich fleißig besuche), daß ich jeden Abend in einer sein könnte. Stiftsamtmann Thygesen ist hier mit Familie. Die Tochter ist eine berühmte Pianistin. Bei ihnen höre ich manches Schöne. Der Maler Thöming, bei dem ich vorigen Winter wohnte, hat sich mit einer sehr schönen jungen Neapolitanerin verheiratet. Sie ist 18, er 46 Jahre alt. Um sie zu heiraten, mußte er katholisch werden. Für den nächsten Sommer bin ich noch nicht entschieden, ob ich nach Sizilien gehe oder in der Nähe Roms bleibe. Ehe ich Italien verlasse, muß ich dorthin auf jeden Fall.

Die Natur übertrifft dort alles an Schönheit. Wahrscheinlich werde ich es so machen, daß ich gleich von dort nach Deutschland zurückkehre und dann sizilianische Bilder male. Das Sabinergebirge habe ich noch nicht in der Nähe gesehen, man rühmt es sehr, und was ich an Bildern und Studien von daher gesehen habe, wird mir schon Lust machen, dort einen Sommer zu verleben. Es hätte das auch den Vorteil, daß ich in der Nähe meines Kleinen bliebe. Mein Freund Marstrand kommt wieder nach Rom, worauf ich mich sehr freue. Er geht über Frankreich und gedenkt September, Oktober hier zu sein. Freund Carl hat neulich ein Bild ausgestellt und gut verkauft. Es hat viel Aufsehen gemacht. Einige lobten es sehr, andere tadelten es sehr; so viel Köpfe, so viel Sinne. Ich werde schon ein alter Kerl, vielleicht erhaltet Ihr meinen Brief zu meinem 33. Geburtstage. Ich werde, wenn ich an den Tag denke, eine foglietta di Orvieto auf Euer Wohl trinken. Am 7. März ist mein Junge 1 Jahr alt, das würde ein Fest sein, wenn alles wäre, wie es sein sollte! Das Leben ist eine Kunst, und man muß seine Rolle möglichst gut spielen, um nicht gar noch ausgepfiffen zu werden. Ihr würdet mich gewiß nicht erkennen, wenn ich Euch auf der Straße begegnete: ich habe einen langen, langen Bart über das ganze Gesicht, so daß die Augen nur eben herausschauen. Man macht es sich hier bequem und braucht keinen Barbier. Meine

dicken Backen habe ich auch abgelegt; ich bin im ganzen recht schlank geworden, was mir sehr lieb ist. Ich bin auch ganz gesund, ja wohler als in langen Zeiten."

Von einem sehr herzlichen Briefe, den 5. April an die Eltern gerichtet, kann ich auch einige Auszüge mitteilen.

Er meldet Bilder an, die über Köln nach Hamburg kommen und bei Commeter ausgestellt werden sollen. „Hier, kann ich sagen, haben die Bilder sehr gefallen. Eigentlich bin ich der Liebling der Italiener geworden. Ich habe Schmeichelhaftes genug zu hören bekommen. Die Bilder sollen von Hamburg nach Kopenhagen an den König gehen. In der letzten Zeit habe ich nicht viel gearbeitet. Das Frühjahr lockte mich immer wieder in die Natur hinaus, und ich mache häufig Touren in die Campagna und ins Gebirge. Mein kleiner Wilhelm ist gottlob recht wohl. Von der Altonaer Ausstellung weiß ich gar nichts. Weiß auch nichts von einer Prämie, die ich erhalten habe. Es wäre spaßhaft genug, wenn die Altonaer Prämien auszeichnen in Sachen der Kunst. Ich hätte vielleicht etwas hingeschickt, wenn man mir die Anzeige gemacht hätte. Jedenfalls hättet Ihr mir doch davon schreiben sollen! Auf der Rückseite des Briefes steht: ‚Von meinem Freunde Hebbel habe ich 100 c. t. erhalten, um in Hamburg die Summe für ihn zu zahlen. Ich bitte Vater deshalb, von den 200 c. t. das eine 100 an Frl. Elise von Lensing, St. Georg 71, 1 Treppe, abzugeben, sobald a ls möglich.' Das war ein kleiner ‚frommer Betrug'. Er hatte das Geld nicht erhalten, sondern er lieh es Hebbel, dem aber jede Demütigkeit erspart bleiben sollte. Hebbel buchte gewissenhaft den wahren Sachverhalt in seinem Tagebuche am 15. April als „vorgeschossene Summe, eines freundlichen Anlehen mit dem Wunsche baldmöglichster dankbarer Rückzahlung".

Unter treuer Liebe der Freundschaft schwand beiden das bitterste Leid und Hebbel konnte am 19. April in seinem Tagebuche eintragen: „So wie hier, habe ich noch nie gelebt, daß ich ganz wie der Tag bin, heiter und hell oder düster umwölkt wie er. Gestern in der Villa Malta bei Gurlitt, göttlicher Sonnenuntergang, Cham-

pagner." Wo Briefe verstummen, beginnt wieder die Beredsamkeit der Studien, die gerade für dieses Jahr von unglaublichem Reichtum sind. Es ist eine Lust, mit diesen lebendigen Zeugen die geistige Wanderung durch die herrliche italienische Landschaft zu machen! Mitte Juni war Hebbel nach Neapel gereist. Anfang Juli ging auch mein Vater ins Freie. Vorher noch schrieb er einen Brief dem Prof. Lund, Historienmaler, Ritter vom Danebrog usw. in Kopenhagen. Rom, den 14. Juni 1845. „Ich bereue jetzt sehr, daß ich Etatsrat Treskow die Bilder sehen ließ. Er hat daran Anlaß genommen, mir einen Brief zu schreiben, der die Absicht gehabt zu haben scheint, mich Bescheidenheit zu lehren. Ich werde in einer Weise, die auf mich den Eindruck von Ohnmacht macht, mit Prof. Dahl zusammengestellt usw. Ja, ja, wir Künstler werden leicht zu übermütig, müssen mitunter gedemütigt werden! Wenn Sie meine Stellung hier in Rom nach dem Ertrage meiner Arbeit ermessen wollen, so müssen sie finden, daß es mir sehr schlecht geht, denn nur ein einziges Bild habe ich bisher verkauft. Auf der anderen Seite habe ich aber noch nirgends bei meinen Kunstbrüdern so viel Anerkennung gefunden. Die Künstler aller Nationen haben mir viel Freundliches über meine Arbeiten gesagt, namentlich haben mich die Italiener mit vielem und großem Lobe überschüttet. Catel sagte in einer Künstlergesellschaft, wo er mein Wohl ausbrachte, er müsse gestehen, daß er meine Bilder für die besten halte, die in vielen Jahren hier gemalt seien.*) Er nehme natürlich sich selbst nicht aus, denn er habe nie so gute Bilder

*) Kunsturteile unterliegen den Modeschwankungen nicht weniger als Trachten und Melodien. Heute behauptet die Kunstkritik von Gurlitt, daß die Bilder seiner nordischen Heimat den Vorzug vor seinen südländischen verdienen. Vor 50 Jahren war man entgegengesetzter Meinung. In der französischen Zeitschrift ‚L'illustration' vom 17. Mai 1856 heißt es in einem Lebensbericht über ‚Louis Gurlitt': „On est généralement d'accord en Allemagne, que le beau ciel de l'Italie sourit mieux a son talent que le sombre horizon du Nord. C'est ainsi que le vieux Franz Catel (geb. 1787) dans une réunion d'artistes qui a eu lieu à Rome, a dit de Gurlitt, „qu'il a su peindre les paysages italiens mieux que des Allemands qui l'ont essayé avant lui . . ."

gemalt. Indem ich Ihnen dieses individuelle Urteil wieder schreibe, bin ich weit entfernt, es als ein allgemeines beanspruchen zu wollen. Auch würde ich, wenn ich nicht ganz fest auf Ihre Diskretion baute, erschrecken, ein solches Wort wiederholt zu haben, das manchem eine erwünschte Waffe gegen mich geben würde. Es ist ja leider so, daß, nachdem man mit Anstrengung und mit Sorgen sein Bild bis zu dem Punkte eigener Kunsterkenntnis herangebildet hat, man für das arrogante Lob jedes Janhagels, um nicht eingebildet zu erscheinen, schamhaft gerührt danken muß." (Ankündigung zweier Bilder, die für Kopenhagen bestimmt, erst in Hamburg ausgestellt werden und im Oktober eintreffen sollen.) „Es ist heute ein echt italienischer Tag, vor mir liegt in goldiger Glut die großartige Campagna ausgebreitet, das Dampfschiff auf dem fernen Meere sehe ich ganz deutlich, und wäre es hier nicht so herrlich, mich würde gewiß die Sehnsucht erfassen, mit ihm in den Golf von Neapel einzulaufen. Ich fühle schon jetzt Heimweh bei dem Gedanken, das schöne Land vielleicht bald verlassen zu müssen und lange halte ich es gewiß nicht aus, von hier fern zu sein . . . Den Winter bleibe ich auf jeden Fall hier und werde den Rest meines kleinen Vermögens daran setzen, zwei große Bilder zu malen, eines für die Pariser, das andere für die Berliner Ausstellung." — Es folgt ein Bericht über Wilhelm, der 16 Monate alt ist und in Arricia weilt . . .

„Nach 14 Tagen gehe ich ins Sabinergebirge und von dort nach Cerni usw., um Studien für den nächsten Winter zu sammeln. Es ist heute der Jahrestag des Todes meiner guten Frau und die Zeit zum Briefschreiben gewiß sehr schlecht gewählt. Der Dämon des Trübsinns kommt aber immer seltener, und für meine Kunst habe ich den besten Mut . . . ."

Betrachten wir jetzt die Studien vom Juli und August, so finden wir ihm im Albanergebirge, wo er auf kurzen Besuch weilt; hier entstehen zunächst drei große Blätter vom Kloster Gallora und von Bäumen bei Arricia. Am 17. erfolgt ein zweiter Ausflug, der bis zum 21. dauert. Karl Becker, der bekannte Historienmaler und später Präsident der Berliner Kunstakademie, war sein Begleiter.

Mein Vater zeichnete ihn am 17. Juli im Parke Ghici in Arricia, wie er unter einer Felswand voller knorriger Wurzeln und Baumstämme sitzt. Am 22. Juli zeichnete er die Galeria di Albano, eine mächtige Baumstudie. Es wurde ihm dieser Tag zum Fest, denn er brachte einen Brief von H e b b e l , den mein Vater acht Tage darauf beantwortete.

Arricia, den 28. Juli 1845.

„Lieber Hebbel! Deinetwegen sehr besorgt, erhielt ich vor acht Tagen Deinen lieben Brief und fand ihn, von einer Streiftour zurückgekehrt, in Arricia, meinem Standquartier. Sehr beruhigend war mir die Nachricht, daß Deine Krankheit, von der mir Kopenhagener erzählten, schon gehoben ist." Dieser Brief liegt in voller Ausdehnung im Druck vor. Ich gebe deshalb nur noch sein Schlußwort: „Dr. S t a h r , der die Zeit mit uns in Arricia zubrachte, ist heute aus Neapel abgereist und Ihr werdet wahrscheinlich dort zusammentreffen. Dein Louis Gurlitt."

Am 23. Juli ging dann wieder ein Brief an Professor L u n d ab.

„Noch immer sitze ich in dem schönen Arricia, von lieben Freunden aufgehalten. Italien wird mir mit jedem Tage lieber. Ich fühle mich darin immer mehr zu Hause. Der Reichtum erschreckt ich nicht mehr, mich habe schon gelernt, ruhig zu wählen, was mir gemäß und dienlich ist. Das geistig Demoralisierende, das Italien bei längerem Aufenthalt haben kann, hat auf mich noch nicht einwirken können, im Gegenteil bin ich eifrig mit meiner geistigen Entwicklung beschäftigt. Ich bin in sehr enge Freundschaftsverbindung mit H e b b e l und S t a h r getreten, habe mit ihnen fast ausschließlich meine freie Zeit verlebt. Es war mir höchst erfreulich, daß meine Ideen unbewußt mit denen der besten Geister unserer Zeit zusammentreffen. Ich habe durch diese Erfahrung außerordentlich an Selbstvertrauen gewonnen . . . L u n d b y soll angekommen sein (in Rom). Am 26. d. M. haben wir hier ein Fest, das ich voriges Jahr gegründet habe. Es ist St. Anna, der Namenstag der Patrona di casa: 50 bis 60 Künstler, fuochi artisticiali, Transparente, olympische Spiele, Sacklaufen usw."

Bilder-Verkauf von 1844—45:

Campagna hinter Genzano, Kunstverein in Köln	$533^1/_3$
Nemi-See mit Genzano. Studium (mit Blei)	50
St. Trinita della cava. Landsberg	100 Scu.
Nemi-See mit Genzano. Unwetter. von Ritzenberg	300 —
Villa Ludovisi von meinem Studium	—
	Thl. 1683.

(Diese Zahl wieder ausgestrichen.)

Ausgaben:

Vom 1. Juni 1844 bis 1. Juli 1845 . . . 600 Scudi.

Im August gings ins herrliche Sabinergebirge. Vom 1.—5. entsteht jeden Tag mindestens ein Blatt, in Genazano ebenso vom 11. bis 21. Sein Bleistift schwelgt da förmlich im Reichtum der Gebirge und in der Üppigkeit der Vegetation. Am 24. zeichnet er Olevano, von wo auch mehrere Blätter erhalten sind. Am 1. September kommt er in Civitella an und von da folgt an jedem Tag mindestens eins, am 6. sogar drei große Blätter. Am 8. entstehen zwei Blätter von Rojate, am 10. wieder zwei Blätter aus Civitella, dann auf der Rückkehr ein Blatt von Tivoli und den 5. eines von ebenda, eins den 19. September datiert. Mit so reich gefüllter Mappe konnte er wieder getrost dem nächsten Winter entgegen gehen.

Ich fand noch einen Brief meines Vaters an Herrn Professor Raffid in Kiel vom 20. September, Anfrage, ob er ein Bild ausstellen wollte, großes Bild, Aussicht von La cava mit dem Golf von Salerno. „Es hatte in Rom und in Köln ungeteilten Beifall gefunden," vergleiche „Allgemeine Zeitung"! Das Seitenstück kaufte der Cölner Verein für 150 Louisd'or und wollte auch dieses, das aber für den König Christian bestimmt ist. Adresse: Roma, Caffè Graeco via Condotti.

In der Künstlerschaft tobten damals heiße Kämpfe, wie natür-

lich in Zeiten, wo Männer stark verschiedener Kunstrichtung um die Herrschaft ringen. Der neue Künstlerverein hatte einige Mitglieder, die die Teilnahme der nicht Deutschen störend empfanden. Ihr Redner war Architekt von Osten, dagegen trat mein Vater mit dem Wunsche hervor, daß der neue Verein zum Sammelpunkt aller germanischen Stämme werde; auch den Holländern, Engländern, Dänen, Schweden und Norwegern gleiches Asylrecht gebe. Er betonte seinen Anspruch unter anderem damit, daß gerade die nordischen Völker in der abgeschiedenen Ponte Molle-Gesellschaft stets treue Freunde der Deutschen gewesen und ihrer Führung willig gefolgt wären. Darüber berichtet Noack in seinem Werke über die deutschen Künstler in Rom (Cotta, Stuttgart und Berlin 1907, Seite 278). Eine solche Stellungnahme war natürlich für meinen Vater, den die politischen Verhältnisse als Dänen zur Welt kommen ließen, der in Kopenhagen Verwandte und Freunde hatte, Freunde auch unter den Norwegern und Schweden, überhaupt für die nordischen Völker sein Lebtag die wärmste Zuneigung empfand. Sein Vermittlungsvorschlag fiel aber nicht auf guten Boden. Es spielten da schon politische Gegensätze mit hinein. „Holsteiner und Dänen," so schrieb er unter dem 24. September 1845 nach Hause, „liegen sich schlimm in den Haaren. Soweit wir vom Kampfplatz entfernt sind, erfahren wir doch das meiste durch die Zeitungen, und es wird dann hier derselbe Krieg im Kleinen ausgefochten. Mir ist der ganze Streit sehr unangenehm, weil ich die Dänen so gern habe, aber doch nicht vergessen kann und will, daß ich Deutscher bin. In Kopenhagen muß jetzt die Stellung der Deutschen recht unangenehm sein. Partei muß man bei der leidenschaftlichen Erregung der Gemüter gewiß nehmen und dann wäre ja für mich keine Wahl, zu welcher Partei ich mich zu halten hätte. Ich hoffe aber, es beruhigt sich, noch ehe ich zurückkomme."

Wir hörten oben von dem wilden Bart, den er sich damals aus Bequemlichkeit, nicht etwa aus demokratischen Tendenzen wachsen ließ. Für diesen Bart kam es noch zu einer Art Haupt- und Staats-

aktion, von der mein Vater im Alter wie folgt erzählt: „Der russische Gesandte in Rom forderte die römische Künstlerschaft auf, eine Ausstellung zu Ehren des Kaisers Nikolaus zu veranstalten, der von Palermo kam, wo er die Kaiserin besucht hatte. Es wurde beschlossen, von den 12 Völkerschaften, die durch Künstler in Rom vertreten waren, sollte jede einen Deputierten wählen, der den Kaiser in der Ausstellung zu empfangen und zu begleiten habe. Die deutschen Künstler hatte ich zu vertreten. Wir trafen täglich im Ausstellungslokal an der Piazza del Popolo zusammen, um die eingelieferten Bilder in Empfang zu nehmen und das Aufhängen zu leiten. Sehr häufig war auch der russische Gesandtschaftssekretär zugegen. Eines Tages kurz vor der Ankunft des Kaisers hat er sich dort wie immer in der verbindlichsten Weise mit uns unterhalten. Wir sprachen dabei das uns allen verständlichste Italienisch. Beim Fortgehen dreht er sich plötzlich noch einmal um und sagt: ‚A propos, meine Herren, ich muß Ihnen doch noch eine kleine Anekdote erzählen, die sich neulich in Palermo beim Kaiser zugetragen hat. Prinz Albrecht von Preußen wollte den Maler Helfft seiner Majestät vorstellen und die Herren warteten im Empfangszimmer. Als der Kaiser eintrat, stutzte er, sah die Herren an und kehrte schnell in sein Zimmer zurück, und das nur, weil der Maler Helfft einen Vollbart trug.'

Wir alle verstanden, worauf diese Erzählung zielte, sahen vor uns nieder, und da keiner eine Antwort geben zu wollen schien, so sagte ich endlich: ‚Ich finde diese Anekdote sehr unterhaltend, aber meinen Bart nehme ich nicht ab. Was die anderen Herren tun wollen, ist selbstverständlich ihre Sache.' Ein allgemeines Gemurmel ließ erkennen, daß man gleichen Sinnes war. Der Sekretär erblaßte und zog ab. Am nächsten Tage erschienen alle Künstler mit ihren Vollbärten, nur der Engländer hatte den seinen abrasiert, wurde deshalb von allen anderen als Luft behandelt und fühlte sich so unbehaglich unter uns, daß er bald verschwand, auch an den nächsten Tagen sich nicht wieder blicken ließ.

Nun kam der Zar mit seinem wohl 50—60 Mann starken Ge-

folge. Alles stattliche Erscheinungen, der Kaiser aber sie alle weit überragend. Wir hatten uns vor der Eingangstüre des ersten Saales auf der Straße aufgestellt, ihn zu empfangen. Er richtete an fast jeden von uns ein paar freundliche Worte, erkundigte sich nach eines jeden Nationalität, trat dann in den Saal, die Bilder anzusehen. Alle Bilder, bei denen er Beifall äußerte, wurden von einem Herrn, der neben ihm ging, verzeichnet, so ein Bild von mir, vor dem der Kaiser dreimal hintereinander schnell auf deutsch sagte: ‚Sehr schön, sehr schön!' Dann ging die Eingangstüre zum Saale auf, und es traten zwei Damen ein. Der Kaiser fragte, wer sie seien. General K i e l , merkwürdigerweise Direktor der russischen Künstlerschaft, meldete, es ist Frl. F a n n i E l s l e r und ihre Gesellschafterin, worauf der Kaiser ganz erfreut auf die Damen zuschritt und sich eine zeitlang mit ihnen unterhielt. Ich hörte, wie er beim Abschied den Wunsch äußerte, Frl. Elsler recht bald in Petersburg zu sehen.

Nachdem sämtliche Bilder im ersten Saale besichtigt waren, ging der große Zug über den Hof in einen zweiten Saal. Ich sah, daß die beiden Damen im ersten Raume allein zurückblieben, dachte, der Kaiser habe ja mehr als genug Gefolge, ging zu Fanni Elsler und stellte mich ihr vor. Sie nahm es sehr heiter auf, als ich sagte, ich glaubte ihr kein größeres Kompliment machen zu können, als bei ihr zu bleiben, ihr den Führer zu machen, anstatt im Gefolge des Kaisers aller Reußen zu figurieren. Ich unterhielt mich lange vortrefflich mit ihr. Da wurde die Türe vom Hofe auf gerissen, der Gesandschaftssekretär trat heftig heran zu mir und sagte: ‚Ihr Bild hat dem Kaiser nicht gefallen!' Ich war in heiterster Stimmung und entgegnete: ‚Das ist ja merkwürdig! Also ist es Sitte in Rußland, daß man von einer Sache, die mißfällt, dreimal hintereinander ‚sehr schön' sagt.' Die Damen lachten, und er verduftete. Nun erfuhr ich auch erst durch die Kollegen, die in den Saal zurückkehrten, daß der Kaiser mit seinem Gefolge von dem großen Tor aus, das zum Hofe führte, in die Wagen gestiegen sei, und daß ich Se. Majestät nicht mehr zu sehen bekam, was mir leid tat.

Der Kaiser hatte den Wunsch geäußert, daß die Bilder noch einige Tage hängen bleiben möchten, weil einige Herren seines Gefolges sie noch zu sehen wünschten. Wir alle gingen, um zu Mittag zu speisen, nur der Belgier blieb, um etwa noch eintreffende Besuche zu empfangen. Als wir nachmittags wieder in den Ausstellungspark kamen, sagte er mir: ‚Gegen Sie ist eine Intrigue im Gange, der General Kiel war hier mit einer Liste all der Bilder, die angekauft werden sollen, und auch Ihr Bild sah ich auf der Liste verzeichnet. Da trat der Gesandstchaftssekretär vor ihrem Bilde heran und sprach und gestikulierte sehr lebhaft. Er sprach Russisch, und ich konnte ihn deshalb nicht verstehen. Darauf sprach General Kiel auf französisch: Aber das Bild muß der Kaiser kaufen, es ist eines der bedeutendsten! Darauf der Sekretär ganz dicht an ihn herantrat und flüsternd in ihn hineinsprach. Da zuckte der General die Achseln und strich Ihren Namen aus der Liste. Rache für Ihren Vollbart!‘

Ich hatte mein Bild nur auf Zureden meiner Freunde ausgestellt. Es war für den König Christian VIII. von Dänemark bestimmt. Auf Zureden hatte ich den Preis um 100 L'dor erhöht, teils um den Verkauf zu erschweren, teils um den Vorteil einzustecken, wenn es der Kaiser trotzdem kaufen sollte.

Aus dem anderen Saal kam unser Diener, mir sagen, der Fürst (oder Graf?) Tolstoi sei im anderen Ausstellungsraum und wünsche mich kennen zu lernen. Ich sah mit ihm alle Bilder an und berichtete ihm von der Intrigue, die angeblich gegen mich gesponnen würde. Er hörte ruhig zu, sagte von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe nickend ‚so, so, so!‘ und ich begleitete ihn bis zur Ausgangstür des nächsten Saales, worauf der Belgier, dessen Name mir leider entfallen ist, auf mich zutrat und mir sagte: ‚Das ist ja der General Kiel, der Ihren Namen ausgestrichen hat.‘ Er hatte sich nämlich in der Person geirrt. Es war Fürst T o l s t o i. Und so hatte ich dem Betreffenden selbst den ganzen Hergang erzählt. Es blieb aber beim Nichtankauf meines Bildes.

Der Sekretär brannte 14 Tage darauf mit der Gesandschafts-

kasse durch. Es tut mir leid, daß ich den Namen des Edlen vergessen habe, ihn deshalb dem Andenken der Nachwelt nicht hinterlassen kann. So kostete mich mein Bart die 100 Louisd'or, die ich auf mein Bild aufgeschlagen hatte. Später hat niemand den Preis dafür zahlen wollen. Jetzt gäbe ich meinen Bart schon weit billiger her."

In der Nähe betrachtet, nahm sich dieses Erlebnis doch verdrießlicher aus. Mein Vater schrieb darüber am 20. September 1845 an seine Eltern: „ . . . Meine Einnahmen werden sich hoffentlich in Deutschland heben. Hier will mir das Glück nicht mehr recht blühen. Der Kaiser von Rußland war hier, die ganze Künstlerschaft setzte große Hoffnung auf ihn, aber er hat im ganzen wenig gekauft. Ich habe seinetwegen ganze 14 Tage verloren. — Ich habe auch dabei die Erfahrung gemacht, daß Bilder schlecht sein müssen, um dieser Art von Leuten wirklich zu gefallen. Hier geht es leider so, daß mich die Gunst des Publikums in demselben Grade verläßt, wie sich die Anerkennung seitens der Künstler steigert. Ich spreche nur von dem Reisepublikum, das sich in Rom zusammenfindet, in Deutschland und in Dänemark ist es anders. Ich habe jetzt fünf unverkaufte Bilder, die doch noch einmal ihren Käufer finden, auch schon gefunden hätten, wollte ich sie zu geringeren Preisen hergeben. — Ich besuche jetzt fast jeden Abend die Gesellschaft, wo ich Musik und angenehme Unterhaltung finde. Im Winter sind viele deutsche und dänische Familien hier, besonders mehrere sehr liebenswürdige und geistreiche Damen, deren Unterhaltung mir viel Freude macht. Im Kasino trifft man jeden Abend sicher 60 bis 100 Landsleute, darunter viel interessante und geistreiche."

Von seinem künstlerischen Wirken in Rom erzählt auch Friedrich Noack in der oben erwähnten Schrift: „In der Landschaftsmalerei überragen Gurlitt und Willers durch großzügige Auffassung der Naturwahrheit die übrigen." Dem steht Adolph Stahrs gleichzeitiges Urteil zur Seite (Ein Jahr in Italien, 1853, Bd. I, Seite 182). „Von neueren Künstlern habe ich bisher

außer unserem Willers, der unter den hiesigen Landschaftsmalern neben Gurlitt aus Altona und Bromeis aus Kassel den ersten Rang einnimmt, nur noch den alten Riepenhausen und die Ateliers der Bildhauer besucht. Innerhalb der großen Spaltung, welche die gesammte hiesige Künstlerwelt in zwei gesonderte Heerlager teilt, ich meine Spaltung in die sogenannten Nazarener, d. h. die pointiert frommen und christlichen Kunstpietisten und in die weltlich gesinnten Ponte-Mollisten, gibt es unzählige Nuancen und Abstufungen. Jeder geht seinen Weg. Es ist das bunteste Treiben, das man sehen kann." Mein Vater hielt sich natürlich zu der weltlichen Partei. Seiner Natur lag alles Mystische und Pietistische fern. Nach den Erfahrungen, die er mit dem katholischen Klerus beim Tode seiner Julie gemacht hatte, rückte er noch weiter von allem ab, was Kirche hieß. Auch ging der ganze Streit um die Nazarener-Kunst die Landschafter an sich weniger an.

Vor Jahresschluß ging noch ein Brief an Freund Hebbel, am 30. September 1845. Ich habe auch diesen Brief an anderer Stelle veröffentlicht. Hebbel war damals in Wien, hatte sehr lange nicht geschrieben, was meinen Vater außerordentlich beunruhigte. Der endlich eintreffende Brief bereitet ihm unsägliche Freude.

Eines Tages kam sein Freund Adolf Jerichau zu ihm, um sich über Fräulein Elisa Baumann zu erkundigen: „Ich möchte um sie anhalten, wenn Du mir sagen kannst, daß es ein Mädchen ist, das man heiraten darf. Ich konnte ihm nur erwidern, daß, obgleich sie sowohl in Düsseldorf wie hier nur mit Künstlern verkehrt habe, wohl keiner von uns nur das geringste Tadelnswerte über sie zu sagen wüßte. „Dann gehe ich sogleich hin und halte um sie an!" Eine halbe Stunde darauf wurde die Türe zum Atelier aufgerissen und Frl. Baumann stürzte herein, hinterher Jerichau. Sie fiel mir um den Hals, tanzte um mich herum und rief: „Nun kann ich Ihnen auch sagen, Gurlitt, wie lieb ich Sie immer gehabt habe! Jetzt aber bin ich überglücklich!" Die ganze Gesellschaft nahm an dem Glücke dieser liebenswürdigen Menschen und echten Künstlernaturen herzlichen Anteil. In der Nacht des scheidenden Jahres

besang Stahr den neuen Herzensbund in einer langen klassisch geformten Dichtung:

„Schönes hab' ich gesehn, seitdem ich Italiens Boden
Inniger Sehnsucht Ziel klopfenden Herzens betrat.
Aber des Schönen Schönstes verlieh mir die Gnade der Götter:
Keimen und Wachsen und Blühn Euerer Liebe zu sehn." —

Mein Vater bemerkte dazu: „Wo immer wir später uns trafen, in Hamburg, Kopenhagen, Berlin oder Dresden, ist mir die Jerichau immer dieselbe treue Freundin gewesen." Von ihm finde ich ein kleines Briefchen vor aus dem Jahre 1867, das sehr charakteristisch mit den Worten schließt: „Ich verbleibe Dein gammel og egoistiske ven Jericho."

Zum Schlusse noch eine kurze Betrachtung über Hebbels Verhältnis zu meinem Vater: Es ist vielfach falsch so dargestellt worden, als wäre Hebbel nur der borgende Egoist, mein Vater der freiwillig geldspendende gute Kerl gewesen. Nein, das Verhältnis war echte Freundschaft. Natürlich war Hebbel der Überragende, zumeist der Gebende, aber mein Vater verstand ihn und das in einer Zeit, als sich ein Gebildeter noch nicht herausnehmen durfte, Hebbels Poesie schön zu finden. Stahr, der Literat und Sachkundige, redete in meinen Vater hinein: ‚Glaub' mir, Hebbel ist kein Dichter! Und wies es ihm nach an der Poetik des Aristoteles und an Lessings Dramaturgie. Der Laie hatte den schärferen Blick. Ob wahre Freundschaft oder nicht, darüber ist kein Wort zu verlieren. Hebbel kannte keine halben Freundschaften. Er sprach sich darüber einmal dem Literarhistoriker Hermann Hettner gegenüber mit voller Klarheit aus (Brief vom 25. II. 1846):

„So wie ich mich noch nie in eine Hand, in einen Fuß, in schwarze Haare oder dergleichen verliebt habe, sondern immer nur in ein ganzes Mädchen auf einmal, so interessiert mich auch an einem Menschen nur das ganze Konglomerat und dessen Zug zu mir, oder gar nichts . . . Der Mensch darf, ja er muß sich die Atmosphäre, in der er atmen soll, selbst abstecken . . ."

Und daß er meines Vaters Kunst, trotz mangelnden Sinnes und Verständnisses für die Malerei, doch hinreichend anerkannte und achtete, dafür lebt als dauerndes Zeugnis sein Sonett

„An meinen Freund Gurlitt (Wien 1847):

Ich dachte Dein, als ich die Herrlichkeiten
Der Steiermark vom Berg herab erblickte
Und im Empfindungswirbel fast erstickte,
Weil mir die Kraft gebrach, ihn abzuleiten.

Denn wer, wie Du, in nebelhaften Weiten
Den Künstlerblick so oft schon siegreich schickte,
Und sicher war, daß keine ihn verstrickte,
Vermag auch dort mit der Natur zu streiten.

Zwar werde ich Dir nie die Hand mißgönnen,
Doch könnt ich Dir das Auge fast beneiden
Vor dem des Chaos Formen nicht bestehen.

Ich möchte Bilder schau'n, nicht machen können,
Und bloß um nichts vom Häßlichen zu leiden,
Denn niemals hat's der Maler noch gesehen."

1846 Neapel-Palermo

Es fehlt hier völlig an Familienbriefen. Auch von späteren Aufzeichnungen ist nur wenig vorhanden. Bis Mitte Juli blieb Vater in Rom und hatte sein Atelier in der Via St. Angelo Custode. Sein Leben verlief in alter Weise: tagsüber Malen, am Abend Geselligkeit in Künstlerkreisen. Sein Atelier erhielt häufige Besuche von Reisenden, die sich mehr und mehr daran gewöhnten, Wanderungen durch die Werkstätten der bekannten Künstler zu machen. Daher auch fast alle Künstler von einigem Rufe, statt ihre Bilder und Statuen auf die Kunstausstellung bei Porta del popolo zu schicken, sie lieber in den eigenen Ateliers von den Fremden und Kunstfreunden aufsuchen ließen, wo sie Aufstellung, Beleuchtung und dergleichen selbst anordnen konnten.

Corpo di Cava, 10. Sept. 1855. Bleistift auf hellbraunem Papier, 45,7×43 cm.

Mein Vater erzählt:

„In Rom besuchte mich eines Tages ein Herr mit seiner Frau in meinem Atelier. Ich hatte gerade zwei Bilder, eine großes und ein kleineres fertig. Motive Genazzano im Sabinergebirge und den Nemi-See mit Genzano. Diese beiden Bilder kauften die Herrschaften und gingen darauf fort, ohne daß ich erfahren hätte, wer sie seien und wo die Bilder abzuliefern wären, denn ich hatte versäumt, danach zu fragen.

(Das Bild vom Nemi hat später die Galerie in Leipzig geerbt, ebenso das Bild, das ich in Nischwitz für H. v. R. malte. Die Galerie hat testamentarisch das Recht, sich 8 Bilder auszuwählen, und entschied sich meines Wissens für mehrere meiner Landschaften.)

Nach kurzer Zeit kam der Herr zurück mit der Entschuldigung, daß er vergessen habe, seinen Namen zu nennen. Er gab mir seine Karte: es war Herr von Ritzenberg und seine Gemahlin, die Tochter des Chefs des großen Generalstabs von Preußen, von Krauseneck.

Da sie noch länger in Rom blieben, sahen wir uns sehr häufig, und es entwickelte sich zwischen uns eine Freundschaft, die bis zu beider Tode ungestört erhalten blieb. Zu dem großen Bilde bestellte Herr von Ritzenberg noch ein Pendant, wobei er den Wunsch aussprach, ich möchte es bei ihm auf Schloß Nischwitz bei Wurzen in Sachsen malen."

Diese Einladung kam später zur Ausführung, wovon seinerzeit die Rede sein wird.

Mein Vater machte in Rom immer noch leidliche Geschäfte, bessere jedenfalls als sein Freund Ernst Willers, von dem Adolf Stahr (Ein Jahr in Italien, III, S. 109) sagt: „Er gilt neben Gurlitt für den größten unter den deutschen Landschaftsmalern in Rom. Dabei kann er allerdings sehr bequem verhungern. Denn in Rom kann man zwar ein großer Maler werden, aber damit ist noch keineswegs gesagt, auch ein berühmter, d. h. ein solcher, dessen Bilder die reichen Touristen bestellen und kaufen." Willers hatte wie mein Vater als armer Malerlehrling und zwar in dem kleinen

Städtchen Vegesack an der Nordsee begonnen und den weiten schweren Weg bis zu dem Range eines besseren deutschen Landschafter gemacht. Er lebte schon seit 11 Jahren in Rom und wurde mit seiner Kunst wohl deshalb im Norden nicht heimisch. Er geriet auch unter den Einfluß Rahls, des Wiener Malers, von dem er rühmte, daß er ihm erst die Augen rein gewaschen habe. Auch er hatte in seiner Mappe zahllose Schätze von Handzeichnungen, die nach Stahrs Meinung vielleicht mal einen Kunsthändler zum reichen Mann machen könnten. Ich habe nichts von einer Erfüllung dieser Prophezeiung gehört. Willers war eine rauhe, eckige aber granitfeste und dabei doch wieder kindlich einfache und gutmütig liebenswürdige Natur. Eines seiner Prachtwerke, „Das Tal der Egeria", mit dem Ausblick auf die Campagna und den Monte Cavo besitzt der Großherzog von Weimar. Mein Vater stand zu Willers freundschaftlich, nicht aber herzlich. Er hat später mit ihm zusammen Griechenland bereist, aber davon keine besonders frohe Erinnerungen behalten. Darüber später!

Am 10. März hatte er die Freude, seinen Bruder Cornelius zu längerem Aufenthalt in Rom begrüßen zu können. Er berichtet das in einem Briefe an Hebbel vom 12. März:

„Dr. Hettner habe ich recht lieb gewonnen, er scheint mir ein tüchtiger Mensch und ist eine durchaus schöne Natur, meinem Bruder, der vorgestern hier eintraf, kommt diese Bekanntschaft sehr zustatten: er führt ihn den ganzen Tag herum, was bei seiner großen Kenntnis für Cornelius von unbezahlbarem Nutzen ist. Es freut mich übrigens nicht wenig, daß meine (günstigen) Äußerungen über unser liebes Deutschland, die Du damals durchaus nicht gelten lassen wolltest, doch nicht ganz unrichtig waren; ich mußte ganz vorsichtig einiges Gutes hervorheben, um Deiner Phantasie keinen Anlaß zu geben, sich in den furchtbarsten Schilderungen zu ergehen, wie freut es mich, daß Du Dich irrtest. Rahl ist wieder zurückgekommen, er spricht mit großem Interesse von seiner Reise, namentlich hat es ihm, das wird Dich wundern, in unserem engeren Vaterlande — Holstein — sehr gefallen. Die geistige Bewegung

im nördlichen Deutschland mußte ihm natürlich, nach seinem langen Aufenthalt im kirchenstillen Rom, sehr überraschen, und er ist ganz der Mann, die neuen Ideen mit Wärme zu ergreifen. Überhaupt ist es interessant zu beobachten, wie namentlich die Österreicher ihren Augen kaum trauen, wenn sie sehen, was in dem übrigen Deutschland geschrieben und gedruckt wird; unser Verein, in dem eine bedeutende Anzahl deutscher Blätter gehalten wird, gibt ihnen Gelegenheit dazu. Rahl grüßt Dich freundlichst, er freut sich, daß man in seiner Vaterstadt, der er sonst nicht sonderlich viel zutraut, Dir die verdiente Anerkennung zuteil werden läßt. Ich komme viel mit Fräulein Lewald zusammen und schätze sie sehr, sie ist eine geistreiche, liebenswürdige Dame, ohne all das Unangenehme der Blaustrümpfe; Prof. Stahr sagte mir vor einiger Zeit, er habe eine große Abhandlung über Landschaftsmalerei in Rom, namentlich über mein Verhältnis zu derselben geschrieben und an die Blätter der Gegenwart in Tübingen gesandt.

Leb wohl und behalte lieb Deinen

Louis Gurlitt."

Am 1. April wurde mit Freunden ein Ausflug nach Roma vecchia unternommen, und mein Vater, dessen Hand nie ruhen konnte, zeichnete dabei einen Blick auf das Albaner Gebirge, wozu Adolf Stahr die Beischrift der Zuschauer gab.

Auf einem solchen Ausflug entstand von der Hand seines Bruders Cornelius eine nette Zeichnung, die die ganze Gesellschaft beisammen darstellt: Mein Vater zeichnet, neben ihm sitzt Fanny Lewald, der Arbeit zuschauend, aufrecht steht Adolf Stahr, noch etwas schulmeisterlich dürftig ausschauend, rechts sitzt Hermann Hettner: Im Hintergrunde die Campagna und die Albaner Berge. Die Beischrift gibt nicht das Datum der Entstehung, sondern das der Dedikation an. Fanny Lewald-Stahr erzählte in Erinnerung an jene Zeit gern, daß mein Vater sehr schwer zur Teilnahme an solchen Ausflügen zu bewegen war, und wenn er teilnahm, seine Wagengefährten mit der Klage zu quälen pflegte, wie schade es um den schönen Tag wäre, wie gut man

Zeichnung von Cornelius Gurlitt. Rom, 1846.
Bleistift mit Sepiatönung. 34,8×24,5 cm.

zu Hause hätte arbeiten können. Ihm galt eben jeder Tag, der ohne Arbeit war, als verloren. Seine Freunde aber verstanden einmal keinen — Ernst. „Kutscher, anhalten! So, lieber Gurlitt, nun geh nach Hause und male weiter! Wir wollen uns den herrlichen Tag durch Dein Geraunze nicht verderben lassen." So geschah's und beiden Teilen war geholfen.

Die wahre Sommer-Studienreise setzte erst Mitte Juli ein. Vom 20.—27. Juli entstanden 7 große Blätter von Ischia. Dort war er mit Wilhelm Marstrand und malte diesem zu einem seiner besten Werke „Volkstanz im Freien auf Ischia," die Landschaft (vergl. Karl Madsen, ‚Wilhelm Marstrand', S. 144.)

Am 9. August finden wir den Künstler im langersehnten Sizilien, das er auf dem Seeweg von Neapel nach Palermo erreichte. Vom

9. August bis zum beginnenden September — die letzte datierte Zeichnung ist vom 3. September — arbeitet er in der Umgegend von Palermo.

Diese Gegend entzückte ihn offenbar so sehr, daß er davon nicht los kam. Vor allem tut es ihm der Monte Pellegrino bei Palermo an. Er hat ihn immer und immer wieder gezeichnet und gemalt. Er galt ihm als der König der Berge. Ich erinnere mich eines heiteren Erlebnisses aus viel späteren Jahren. Mein Vater hatte in seinem ständigen Sommersitze Naundorf bei Schmiedeberg im Erzgebirge Besuch von dem bekannten sächsischen Philologen und Schulmann Prof. Polle (Asinius Pollio, wie wir ihn nannten), der sehr für jene anmutige Gegend schwärmte und sie durch Wanderbücher den Touristen zugängiger machte. So kam er wieder einmal begeistert von seiner Tellkoppe (sprich Dellgobbe) bei Kipsdorf zurück. Mein Vater hörte ihm lächelnd zu und sagte schließlich: „Na ja! Ihnen gefällt dieser Berg, er hat aber doch nur die Form eines Maulwurfshügels. Da will ich Ihnen einmal einen wirklich schönen Berg zeigen." Dabei holte er aus der Westentasche einen Bleistiftstummel hervor und zeichnete ihm den Monte Pellegrino mit vollkommener Porträtähnlichkeit auf. So sicher hatte er dessen Formen im Gedächtnis! Prof. Polle aber blieb dabei, daß die Tellkoppe doch schöner sei.

Um einen Überblick über die ganze Stadt Palermo und den Monte Pellegrino in volle Sicht zu bekommen, suchte er zuerst die prächtige Aussicht auf — Baedecker setzt dazu zwei Sterne —, die man von dem ehemaligen Minoritenkloster St. Maria di Gesu hat, eine Stunde Wegs von Palermo entfernt. Dort zeichnete und malte er am 9., 14., 17., 21. August teils das Panorama, teils Vordergrund- und Baumstudien. Am 22. August sitzt er mit seinem großen Blatte ‚al piede del monte Pellegrino' und zeichnet drei Streifen schönster Gebirgszüge mit formreichen Vorgebirgen der sizilianischen Nordküste. Noch denselben Tag beginnt er in Valle del Gardagno zu arbeiten.

Am 1. September ist er auf der Zisa, jenem gegen 1000 Jahre

alten normannischen Lustschloß, nordwestlich der Stadt, von wo man einen großartigen Ausblick über Gebirge, Stadt und Meer hat. Rings umher dehnen sich unübersehbar Pflanzungen von Orangen, Oliven und Wein. Immer ist es das rein Landschaftliche, was ihn fesselt. Den alten Bauwerken schenkt er nur soweit Beachtung, als sie sich seiner landschaftlichen Bedürfnisse dienstbar machen.

Dann ging er noch einige Kilometer weiter nach Osten, um von Bagheria aus wieder das großartige Küstenpanorama in zwei Zeichnungen festzuhalten, um dann vom 18.—24. Aufnahmen von ponte del Guadagno und dem valle de Guadagno zu machen, die auch noch zum Stadtbezirk von Palermo zu gehören scheinen, da er dazu die Beischrift „Palermo" gegeben hat.

So hat er eigentlich nicht Sizilien, wie er wollte, sondern nur Palermo mit Umgebung gesehen und studiert und am 25. August Palermo wieder auf dem Seeweg verlassen. Auf einem seiner Blätter, das rechts Bauwerke, links das Meer mit weitem Küstenzuge zeigt, sitzt im Vordergrund „Maler Helfft", den wir uns dort als seinen ständigen Begleiter denken dürfen. Stahr zählt ihn zu denen, dem die Nachgiebigkeit gegen den Geschmack der kaufenden Touristen die Kunst verdorben habe. Obgleich ein geschickter Landschafter und Architekturmaler, habe sich Julius Helfft dazu hergegeben, künstliche Ruinen im Parke des Herzogs Serra di Falco zu Palermo nebst dem Mohren und Lieblingshunde der bestellenden deutschen Hoheit zu einem Landschaftsbild zu verarbeiten. Ich habe meinen Vater nie anders als anerkennend von Helfft sprechen hören, wobei freilich mehr der Charakter des Freundes als seine Kunst geehrt wurde. Er hielt mit ihm auch später noch in Berlin Freundschaft. Wertvoller wird ihm die Gesellschaft seines „liebsten Freundes Wilhelm Marstrand" gewesen sein, den er auf einem seiner Blätter von Palermo als Staffage angebracht hat. Marstrand sitzt da auf den Stufen einer Säule, die einen Heiligen trägt. Er ist durch Beischrift gekennzeichnet. Das genauere Datum fehlt.

Der erste Brief, den Vater wieder auf deutschem Boden nach Hause schrieb, stammt aus Mannheim vom 9. Oktober. Darin heißt es:

„Da ich nicht nach Messina gekommen bin, worauf mein Creditbrief lautete, ist mir das Reisegeld zusammengeschmolzen. Der Sommer hat schändlich viel gekostet . . . Wenn ich nicht über Berlin gehe, so seht Ihr mich binnen 8 Tagen schon bei Euch, wo ich dann auch Wilhelm mit seiner Familie anzutreffen hoffe."

„Euren Brief erhielt ich am 22. in P a l e r m o, eine Stunde vor meiner Abreise hierher, den 25. verließ ich N e a p e l und war schon den 3. Oktober in Basel."

Wie erklärlich, zog es ihn zuerst zu seinem kleinen Wilhelm und dann zu seinen Verwandten in Mannheim und Altona. B u r k h a r d t s hatten den Knaben, der jetzt $3^1/_2$ Jahre alt war, mit sich nach Basel genommen. Mein Vater war dort 3 Tage mit ihnen und seinem Kinde zusammen und hat dort „herrliche Stunden verlebt." So schrieb er am 9. Oktober 1840 von Mannheim aus.

Dort gab es natürlich ein trauriges Wiedersehen. Von dort hatte er J u l i e den Geschwistern fortgeführt und kam jetzt ohne sie zurück. Er fand freundliche Aufnahme bei seinem Schwager, dem Bankier J o s. D ö r l e r.

Von da nahm er seinen Weg über Berlin, um sich dort für einige Zeit Wohnung und Atelier bei Prof. W i c h m a n n einzurichten. „Wie Ihr seht, liebe Eltern, bin ich also bald mitten in unserem lieben Deutschland und wahrscheinlich bald bei Euch."

Eines Tages kam zu ihm dort ins Atelier ein Diener mit einer Empfehlung von Sr. Exzellenz, dem Baron v o n M e i e n d o r f, russischen Gesandten in Berlin, der Vater ersuchen ließ, ihm sein letztes Bild zu überlassen. Er wolle es an Se. Majestät den Kaiser N i k o l a u s nach Petersburg schicken, werde auch bald wieder kommen, wenn Vater nicht vorzöge, ihn in der Gesandtschaft aufzusuchen. Er war mit dem englischen Gesandten L o r d W e s t m o r e l a n d am Vormittag im Atelier gewesen. Vater sagte ihm seinen Besuch für den nächsten Tag zu und überließ ihm das Bild, das eigentlich für Herrn A r n e m a n n in Altona be-

stimmt war. Am folgenden Tage bat ihn Baron Meiendorf liebenswürdig um Entschuldigung, daß er so drastisch verfahren sei, das Bild in Vaters Abwesenheit schon verpacken zu lassen; er hoffe aber, es werde in seinem Interesse sein. Er wünsche nämlich, daß der Kaiser das große Bild aus der Gegend von Palermo der Kaiserin zum Geburtstag schenke, da sich die Kaiserin das Jahr vorher längere Zeit dort aufgehalten habe. Das kleine Bild habe er gleichsam als Probe eingeschickt. Wenn der Kaiser es nicht zu besitzen wünsche, möchte mein Vater es ihm selbst überlassen. Zugleich bot er ihm einen viel höheren Preis, als er verlangt hatte.

Das große Bild war fertig, der Gesandte kam einige Male. Endlich traf aus Petersburg die Ordre ein, man möge das Bild so schleunig wie möglich absenden, damit es noch rechtzeitig zum Geburtstag einträfe. Schnell wurde die Kiste bestellt, das Gemälde in das Gesandtschaftshotel Unter den Linden gebracht. Pferde und Wagen standen schon bereit, um das Bild per Extrapost nach Petersburg zu befördern. Endlich kam die Kiste, und siehe da, der Tischler hatte das Maß zu klein genommen! Es mußte in größter Eile eine neue Kiste angefertigt werden, und in der Nacht um 11 Uhr ging's mit dem Bilde fort.

Zum Weihnachtsfeste schrieb mein Vater von Berlin aus der Hasenhegerstr. No. 1 (Wichmanns Haus) an seine Eltern sein Bedauern, nicht persönlich erscheinen zu können, aber er fürchte, daß seine Arbeit, durch die lange Reise schon ungebührlich unterbrochen, noch mehr zurückgedrängt werde. „Schon sind es 14 lange Jahre, daß ich bei diesem schönen Feste nicht mehr unter Euch bin. Was habe ich in dieser Zeit nicht alles erlebt! Wie hoffnungsfroh steuerte ich damals in die Welt hinaus! — — — Ich trete das neue Jahr mit gutem Mut an, meine Arbeit geht gut vonstatten, mein großes Bild wird besser als die früheren. Ich arbeite mit großem Interesse daran. Wenn mich trübe Gedanken verfolgen, flüchte ich mich zu meiner Kunst, die, mir immer eine so liebe Freundin, schon über manche trübe Zeit mir hinweggeholfen hat . . . In Potsdam bei Direktor Lenné wird mir ein Baum geschmückt werden, ich fahre

dahin mit der Wichmann'schen Familie für die Festtage. Gestern bei Prof. Hensel ein Trio von Mendelssohn-Bartholdy, Ernst und Pauli entzückend aufgeführt. Gesellschaften und musikalische Genüsse drängen sich. Jeden Abend, sehr viele Mittage bin ich ausgebeten, das hindert mich, trüben Gedanken nachzuhängen. Bei der Arbeit vergeß ich mich und meine Lebenslage." ——

Am Ende des Jahres konnte er in sein Notizbuch eintragen:

1846—1847. Berlin.	Pr. Taler
St. Maria dell' Gesu bei Palermo, Kaiser von Rußland	1137
Partie aus der Guadagna bei Palermo, Großfürst von Rußland	300
Monte Pellegrino von der Marina, Arnemann	100
Campagna bei Genzano, Marchese Crivelli, Mailand . .	375
Die Aquäducte bei Rom, Peppi Burkhardt	75
Von der Ponte della Guadagna, Ritzenberg	750
Monte Pellegrino von der Marina, Baron Maiendorf . .	162
Taler	2899

V

BERLIN, NISCHWITZ, WIEN

1847–1859

Seinem Vorsatz gemäß besuchte mein Vater im Frühjahr 1847 seine Eltern und feierte mit ihnen ein frohes Wiedersehen. Es war natürlich viel die Rede vom Vergangenen und Künftigen. Daß mein Vater seinem Kinde eine neue Mutter geben müsse, das verstand sich von selbst. Man hatte ihm in Berlin eine ‚sehr gute Partie' nahegelegt, er aber lehnte eine solche Fürsorge dankend ab und schrieb seinen Eltern darüber am 17. Mai: „— — Ich habe Euch meine Bedenken gegen eine reiche Heirat mitgeteilt. Ich bin froh, daß ich mich nicht habe verlocken lassen. Mein Stolz sträubte sich dagegen. Ich fürchtete, in Bahnen hineingezogen zu werden, die meiner Kunst hätten nachteilig werden können. Der Beruf muß dem Manne immer die Hauptsache bleiben. Die Frau muß den Mann im Berufe fördern, darf ihn aber darin nicht hindern."

Waren also in dieser Hinsicht seine Eltern vielleicht enttäuscht worden, so kam dafür sehr bald doch eine Verlobungsanzeige. Als die Eltern erstaunt fragten, weshalb er denn nichts vorher verraten habe, schrieb er:

„— — Ihr müßt Euch wundern, liebe Eltern, daß ich bei meiner Anwesenheit in Altona noch nichts von meinem Vorhaben erzählte. Ich wußte selbst noch nicht, daß es so kommen würde. Else (Lewald) war mir so lieb, wie manches andere Mädchen. Doch vermutete ich von keiner eine so große Liebe für mich, hatte von keiner in dem Grade die Überzeugung, daß sie meinem Memo eine gute Mutter werden würde. In dem Moment, wo mein Entschluß gefaßt war, machte ich mich auf, ihr meinen Antrag zu machen und ich werde es nie bereuen. Ich habe sie von Herzen lieb: Es ist ein Gefühl von Ruhe und Befriedigung über mich gekommen."

Den Brief, in dem er ausführlicher über sein junges Glück meldet, lasse ich im vollen Wortlaut folgen:

„Berlin, den 20. April 1847.

Froh und glücklich fühle ich mich, liebe Eltern, indem ich diese Zeilen an Euch richte; ich habe mich für ein Mädchen entschieden, von dem ich sicher bin, daß sie mich aufs treueste liebt und mich

glücklich machen wird und Ihr, liebe Eltern, findet an ihr die treueste, liebevollste Tochter.

Meine liebe Braut ist die Schwester meiner Freundin, der Schriftstellerin F a n n y L e w a l d. Sie ist 24 Jahre alt, ein heiteres, lebensfrisches, edles Kind mit einem Herzen voll überströmender Liebe für Euren Sohn und für meinen Sohn.

Nachdem ich wieder so lange untätig in der Welt gewandert bin, fühle ich mich in ihrer Nähe so beruhigt und glücklich,und habe Vertrauen auf eine gute Zukunft! Seit dem Tode ihres Vaters, der Kaufmann in Königsberg war, ist ein Teil ihrer Geschwister noch in Berlin. Der älteste Bruder O t t o ist Kammergerichtsassessor im Ministerium, ein zweiter Bruder M o r i t z , ein ausgezeichneter junger Arzt, starb vor einigen Wochen in Tiflis, kaum von einer Reise zurückgekehrt, die er im Auftrage des russischen Gouvernements an das Schwarze Meer zur Untersuchung der Seuche unternommen hatte. Außer der Schriftstellerin Fanny sind noch zwei Schwestern hier, Marie und Henriette, zwei andere Schwestern sind in Königsberg.

Es ist ein Kreis so edler, schöner Naturen, daß ich's für keinen kleinen Gewinn halte, sie alle meine Angehörigen nennen zu können. Meine Else ist, obgleich in einigem Wohlstand, so doch einfach erzogen. Sie hatte die kindlichste Freude über ein seidenes Kleid, das ich ihr kaufte, und war kaum zu überreden, es anzunehmen, weil sie gar nicht begreifen konnte, daß sie ‚so geputzt' gehen sollte. Sie hat mich lange schon geliebt: Ich sah es nur zu deutlich, trotz der Gewalt, die sie sich antat, mich nichts merken zu lassen. Von dem Jubel, in den sie ausbrach, als ich um sie anhielt, könnt Ihr Euch unmöglich einen Begriff machen. Sie liebt mich mit der ganzen Glut einer reinen, unschuldvollen Seele. Wenn ich die Glückseligkeit in ihren Augen sehe, fühle auch ich mich aufs höchste beglückt und preise mein Geschick, das mich diese Wahl hat treffen lassen. Gott gebe, daß wir lange, lange zusammenbleiben!" (Dieser Wunsch ging in schöne Erfüllung: Mehr als 50 Jahre!)

„Schön ist meine Braut nicht, Ihr würdet sie ein „nettes

Mädchen" nennen. Aber ihre Gestalt ist wirklich schön. Was mich entzückt, ist ihre unverwüstliche Heiterkeit . . . Ich freue mich darauf, wie gemütlich es in unserer kleinen Wohnung sein wird. Sie hat ein kleines Vermögen — ich glaube mit Zuversicht Euch, meine lieben Eltern, auch ferner so hilfreich sein zu können, wie bisher. Es macht das einen nicht geringen Teil meines Glückes aus. Gegen meine Braut seid so offen wie gegen Euren Sohn. Sie wird jubeln, wenn sie Gelegenheit findet, Euch ihre Liebe zu betätigen. Unter uns sei Wahrheit und Vertrauen!

Die Geschwister meiner Braut sind durch so treue Liebe aneinander verbunden, daß ich, aufgenommen in ihrem Kreis, mich — was auch die Zukunft bringen mag — beruhigt und sicher fühle. Dabei haben sie eine hohe Bildung, die alles Unbequeme entfernt.

Unsere Verlobung ist noch Geheimnis und soll es bis zu meiner Abreise am Montag bleiben, damit wir den lästigen Besuchen entgehen. — Schreibt gleich morgen an uns und übertragt einen Teil der großen Liebe, die Ihr für mich hegt, auf meine gute Else! Sprecht mit Vertrauen und Liebe zu ihr: Sie verdient beides und Ihr macht sie dadurch überglücklich.

Euer Louis*.

Freund Friedrich Hebbel schrieb wegen Vaters Verlobung am 23. Juni 1847 an ihn von Wien aus: „— — Ich weiß, daß Du für die Ehe gemacht bist und muß also unbedingt sagen: Du hast wohlgetan. Ja, weil ich wußte, wieviel Du in der Einsamkeit littest, hatte ich eine große wahrhafte Freude, als ich die erste Nach-

*) Ihr Vater war am 9. Mai 1846, ihre Mutter schon am 6. Dezember 1841 gestorben. Sie war die 6. von 8 Geschwistern, geboren den 8. August 1823 in Königsberg, das sie nach ihrer Verheiratung nie wieder gesehen hat. Ihr Vetter Heinrich Simon schrieb auf ihre Verlobung, er habe immer gedacht, sie würde einen Kosakenfürsten heiraten: das spricht für ihr frisches, tapferes Wesen.

Die Geschichte der Lewaldschen Familie hat zum Teil Fanny Lewald in ihrer Selbstbiographie dargestellt (Berlin, Otto Janke, 1861—63), einem sehr lesenswerten Buche; ferner in ihren ‚Erinnerungen aus dem Jahre 1848' (Braunschweig 1850), ‚Gefühltes und Gedachtes', herausgegeben von

richt von Deiner Verlobung empfing. So viel räume ich jetzt nach gemachter Erfahrung auch ein: es ist ein Unglück, wenn der Mensch in die unnatürlichen Verhältnisse, wie sie unsere Zeit fast notwendig mit sich bringt, so tief verwickelt wird, daß er sich an der Ergänzung seines Wesens durch ein geliebtes Weib zu lange verhindert sieht. Also meinen innigsten, aufrichtigsten Glückwunsch, dem meine Frau aus treuester Seele den ihrigen hinzufügt. Gewiß, lieber Freund, es ist ein ganz anderes Leben, dies verdoppelte und verdreifachte in frommer Ehe, als jenes andere! Freilich leidet man auch doppelt und dreifach, aber auch leiden ist leben und nur der Tod ist zu scheuen. Uns hat der Tod unseres Kindes sehr mitgenommen, besonders meine arme Frau, die sich ein Einzelgeschick natürlich nicht so leicht ins allgemeine auflöst wie ich . . ."

In seinen Aufzeichnungen erzählt mein Vater über diese Zeit: „Im Winter 1846/47 war ich wieder mit von Ritzenbergs zusammen, die die Wintermonate stets in Berlin verlebten.

Da ich aber schon zwei Frauen verloren hatte, war es mir peinlich, wieder als Verlobter die Gesellschaft zu besuchen.

Ich ging deshalb mit Ritzenbergs nach Nischwitz, um das von ihnen bestellte Bild dort zu malen, und verlebte mit den mir so lieb gewordenen Menschen köstliche Tage unter froher Arbeit und hübschen Wanderungen in dem herrlichen Park und der anmutigen Gegend. Das Schloß, ein ursprünglich Brühlscher Besitz, war groß und glänzend ausgestattet, Plafonds und Wände von tüchtigen italienischen Malern gemalt; Friedrich der Große hatte es, wie alle

---

L. Geiger (Dresden 1890). Noch Genaueres findet man in der Altpreußischen Monatsschrift, Bd. 48. Heft 2, in einem Aufsatz „Die Familie Lewald. Ein Beitrag zur Königsberger Familiengeschichte" von Dr. Heinrich Spiero.

Onkel unserer Mutter war August Lewald (1792—1871), der 1813 den Feldzug als Freiwilliger mitmachte, sich als Schriftsteller und Herausgeber der Zeitschrift „Europa" in den Kreisen der Jungdeutschen Ansehen und Einfluß erwarb und auch Heine und Hebbel nahe trat. Er wurde Oberregisseur des Stuttgarter Hoftheaters und bekam im Alter kirchlich ultramontane Anwandlungen.

Groß-Flottbeck, Juli 1854. Bleistift auf hellbraunem Papier. 45,5×32,8 cm.

Brühlschen Schlösser, verwüsten lassen. Herr von Ritzenberg machte es sich nun zur Aufgabe, es in all seinem alten Glanze wieder herzustellen und es zu einer Kunsthalle zu machen. Er besaß schon ein Teil guter alter und neuer Bilder, wollte aber noch alles, was er von seinen sehr bedeutenden Einkünften erübrigen konnte, für Gemälde und plastische Kunstwerke verwenden.

Ich hatte von ihm den Auftrag, noch vier große Landschaften für den Rittersaal zu malen, die in die Wand eingelassen werden sollten. Zudem wünschte er, mich in seiner Nähe zu halten, damit ich ihm bei seinen Ankäufen mit meinem künstlerischen Rat beistehen könnte.

Auf einem Spaziergange zeigte er mir ein Haus im Dorfe Nischwitz, welches zu verkaufen war, und meinte: „Das wäre sehr passend für Sie und es ist billig zu haben!"

Man nannte es das kleine Palais. Der Architekt des Schlosses hatte es sich gebaut. Wir besahen das Haus, und im August 1848, bei einem späteren Besuch, habe ich es gekauft, um dort die großen Bilder zu malen und einen angenehmen Sommeraufenthalt für uns zu haben.

Es war sehr vernachlässigt und mußte von innen und außen instand gebracht werden; die Tapeten wurden ausgesucht usw., und Herr von Ritzenberg erbot sich, die Reparaturen zu überwachen."

An seine Braut schreibt er von dort tagebuchartig und empfängt von ihr gleich viele Briefe, so daß uns diese Wochen ganz bis ins kleinste bekannt werden. Aber — wer mag fremde Liebesbriefe lesen, die zwar zwei sehr gute, tapfere und treue Menschenherzen offenbaren, im Grunde aber doch nicht anders lauten als die anderer verliebter Leute?

Sachlicher sind natürlich die Briefe ans Elternhaus: „Auf Nischwitz bin ich aufs allerbeste aufgenommen und werde gewiß hier noch manchen Sommer verleben. Es tut mir nur leid, daß ich meine Braut nicht bei mir haben kann. Ist man einmal auf dem Lande, so fühlt man ein inniges Bedauern mit den Armen, die in der Stadt leben müssen. Meine Arbeit ist sehr vorgeschritten. Ich hoffe gegen

Ende Juni damit fertig sein zu können und dann könnte die Hochzeit sein . . . Meine liebe Else hat das beste Herz von der Welt, ist frei von jedem Eigennutz und leidenschaftlich gut."

Aus den Briefen an seine Braut gebe ich nur einige Zitate: „Der Park liegt an der Mulde, die hier einen kleinen Wasserfall bildet. Hohe Linden spiegeln sich im klaren Wasser. Das Ufergestrüpp, Brückchen und hinter dem Wiesengrund auftauchende Hütten des Dorfes mit dem überragenden Kirchturm vereinigen sich zu einem lieblichen, idyllischen Bilde."

Der Aufenthalt im Süden hatte seine Sinne für die Schönheit der deutschen Landschaft nicht beeinträchtigt.

„— — Du glaubst nicht, wie schön es in diesen Tagen hier ist! Die Bäume sind mit einem leichten grünen Flor bedeckt. Alles drängt mit Macht aus der Erde heraus. Es duftet nach Frühling! Dabei singen die Nachtigallen dicht unter meinem Fenster, daß einem das Herz aufgeht. Der Gärtner trägt die Gewächse aus dem Treibhaus: Alles rüstet sich auf den Sommer . . . Und wir wollen recht glücklich sein, wollen alles tun, um glücklich zu bleiben." (30. April.)

„Ich habe das beruhigende Gefühl, meinen Wirten den Genuß ihres Besitzes zu erhöhen, indem ich sie auf so manche Naturschönheiten aufmerksam mache, die dem ungeübten Auge entgehen. Sie sprechen es auch oft aus, daß ich ihnen erst den vollen Genuß ihres Gutes schaffe. Herr von Ritzenberg erfreut sich außerordentlich an meiner Arbeit und sie ist mir sehr dankbar, weil ihr Mann noch nie so heiter gewesen wäre wie seit meiner Anwesenheit." (10 Mai.)

„— — Am ersten Pfingsttage war ich mit Ritzenbergs zu einem Fest auf Püchau bei dem Grafen Hohenthal, am zweiten versammelten wir uns in dem zwei Meilen entlegenen Döben. Beide Orte sind außerordentlich reizend gelegen, aber die Gesellschaft von 40 hochadeligen, blasierten, mir ganz uninteressanten Personen hat mir so ziemlich jeden Naturgenuß ver-

dorben. Ich war herzlich froh, wie ich gegen Abend wieder mit Ritzenberg's allein im Zimmer saß und plauderte — —. Über den „Diamant" von Hebbel freue ich mich sehr und danke Dir von ganzem Herzen für die Zusendung. Gerade in diesen Tagen habe ich viel von Hebbel gesprochen. Frau von Ritzenberg hat sich seine Werke kommen lassen und findet sie ausgezeichnet, was mich sehr erfreut. Der Brief war, wie Du vermutest, von Hebbel, der das Unglück gehabt hat, ein 6 Wochen altes Kind zu verlieren und darüber sehr betrübt ist. Meinen Brief wird Hebbel gleich nach Absendung des seinigen erhalten haben . . . Er schreibt mir u. a.: „Ich möchte Dich um eine Gefälligkeit ersuchen: In der Vossischen Zeitung soll zur Zeit der Aufführung meiner Maria Magdalena, wie man mir sagt, ein sehr merkwürdiges Urteil erschienen sein. Könntest Du mir dieses Referat nicht verschaffen? Vielleicht aus dem Bureau der Redaktion? Es ist von einem gewissen Sass — — —. Es ist recht schade, daß mich Jerichau und Lessoe verfehlt haben, aber mir ist lieb, daß sie Dich kennen gelernt haben" — —

Besuch in Kopenhagen

Vor seiner Vermählung will Vater nach Kopenhagen reisen, vermutlich um sich wegen der Pension der Akademie-Mitglieder zu vergewissern. Er schrieb: „Freitag, denke ich, ist der 17. Juni: bis zum 20. werde ich bei Dir in Berlin bleiben. Mehr als 10 Tage, meine ich, soll die Reise nach Kopenhagen nicht nehmen. Unsere Hochzeit könnte also in den ersten Tagen des Juli sein und auf jeden Fall in Berlin."

Auf einer Reisestation in Nienstätten an der Elbe, unweit Altona in der Gartenwohnung des „Freundes Arnemann" schreibt er am 23. Juni an seine Braut, daß er sich krank fühle, gemütskrank: „heute sehe ich alles düster, morgen lacht mich die ganze Welt wieder an. Verbünde Dich mit mir, den schlimmen Feind zu bekämpfen. Vielleicht glückt es uns dann. Es ist das ein Übel, an dem so viele Künstler leiden, steht aber gewiß in nahem Zusammenhang mit den Eigenschaften, die einen Künstler erst möglich

machen. Für praktische, klar sehende Verstandesmenschen wird es immer peinlich sein, diesen Zustand an anderen zu ertragen und zu dulden. Dir aber, meine geliebte Else, mit Deiner warmen Liebe für mich wird es vielleicht möglich sein. — — Morgen nach Kiel, weiter mit dem Dampfer nach Kopenhagen — —". Nächsten Tag (24. Juni): „Ich habe furchtbar gelitten in diesen Tagen und Dir und den Meinen gegenüber schwer mit mir gekämpft. Gottlob, daß die Seelenangst, unter der ich litt, ursachlos, wie sie entstand, wieder geschwunden ist. Ich kann wieder frei aufatmen, habe nur noch einen kranken Geschmack auf der Zunge." — Wenige Tage darauf (Poststempel: Hamburg 28. 6.) und „Kopenhagen Sonnabend": „Im Zimmer meiner Schwiegermama (Saxild) schreibe ich diese Linien. Ich bin gottlob wieder vollkommen heiter und gesund und hoffe, es zu bleiben — —. Ich bin erstaunt, wie viele Freunde ich hier habe. Mit Besuchen darf ich gar nicht anfangen und doch möchte ich so manche gerne sehen — —."

„Gestern Nachmittag, gleich nach meiner Ankunft, fuhr ich mit meiner Schwiegermama und den Schwägerinnen einige Meilen ins Land hinein, um die schönen Wälder wieder zu sehen, wo ich so viel Angenehmes erlebt habe, und um mich zugleich Sr. Majestät auf seinem Sommerschloß Sorgenfrei vorzustellen. Der König war nicht dort, er war in Kopenhagen, um die Eisenbahn nach Roeskilde zu eröffnen. Aber die Königin empfing mich sehr huldreich. Heute war ich beim König hier in der Stadt. Er hat mir die 1000 Rthl. angewiesen, mir viel Angenehmes über meine Arbeiten gesagt und ein Bild vom Lago di Como bei mir bestellt."

In seinen Aufzeichnungen erzählt Vater ausführlicher davon:

„Ich wurde direkt zum Könige geführt, dem eben das Haar frisiert wurde. Der König war mir mehr als mein König, ich hatte einen väterlichen Freund an ihm. Es freute ihn, daß ich ihn noch aufgesucht habe, da ich ja schon morgen, meiner Hochzeit wegen, reisen müsse. Er gab mir noch einige Aufträge, wünschte mir alles Glück zu meiner Vermählung und sagte zuletzt: „Nun, ich sehe Sie noch vor Ihrer Abreise." Ich äußerte: „Majestät, ich wüßte nicht,

wie dies möglich sein sollte." Er aber wiederholte: „Ich sehe Sie noch!"

Am folgenden Tage besuchte ich mehrere Freunde, so auch Professor M o e l l e r in der Akademie. Als ich zu ihm eintrat, rief er mir zu: „Hier sind schon zweimal Kuriere aus Sorgenfrei gewesen, Sie sollen zum König kommen!"

Ich konnte nur sagen: „Ich gehe nicht, sonst kann ich nicht mehr rechtzeitig bei meiner Hochzeit in Berlin sein, wobei ich doch recht unentbehrlich bin." Wie ich nun zu meinem Gastfreund Großierer A d o l p h kam, berichtete auch er mir von den zwei Kurieren, die mich bei ihm gesucht hätten. Als ich ihm nun auch sagte, daß ich nicht bleiben könne und wolle, riet er mir, zu meiner Schwiegermutter zu fahren und mit ihr die Angelegenheit zu besprechen.

Sie hörte sich den Fall ruhig an und sagte dann: „Hier, mein Sohn, hast Du Papier und Feder, schreibe deiner Braut, daß Du unmöglich zum bestimmten Tage wirst eintreffen können, erzähle ihr ausführlich den Grund, und daß Du, da Dich der Kurier nicht gleich angetroffen, jetzt unmöglich mehr zur rechten Zeit am Dampfschiff sein könntest. Willst D u es ihr nicht schreiben, so tue ich es!"

Ich schrieb selbst, lud meine Schwiegermutter und die Schwägerinnen ein, mit mir die Landpartie zu machen und wir fuhren ab. Es war der Königin Geburtstag, ein Volksfest und sehr viele Menschen in froher Stimmung um das Schloß versammelt. Ich ließ mich melden und der die Jour habende Adjutant empfing mich mit den Worten: „Mein Gott, wo haben Sie denn nur gesteckt? Schon zweimal habe ich einen Kurier abgesandt, um Sie suchen zu lassen! Kommen Sie nur gleich mit mir zum König!"

Ich traf ihn wieder dabei, sich zur Tafel die Haare ordnen zu lassen. Er sagte zu mir: „Herr Gurlitt, Sie haben unsern Namen so ehrenvoll im Auslande vertreten, daß ich Sie nicht reisen lassen konnte, ohne Ihnen ein Dankeszeichen zu geben; ich ernenne Sie hiermit zum Ritter des Daneborg-Ordens!", stand auf und band mir den Orden mit einem langen Band auf die Brust. Überrascht, wie

ich war, wollte ich meinen Dank hervorstammeln, der König aber unterbrach mich mit den Worten: „Sie haben nicht zu danken, dieser Orden soll Ihnen ein Zeichen meines Dankes sein, und des Dankes des Vaterlandes!"

Auf liebenswürdigere Weise konnte mir der Orden nicht erteilt werden. Ich liebte aber auch den König von ganzem Herzen. Als ich in die Vorhalle kam, traten die Garden, wie bei diesem Orden gebräuchlich, an und vollführten in der tönenden Halle einen argen Lärm, über den ich förmlich erschrak. Eigentlich hatte ich das Gefühl, als ob ich mich schämen müßte, stürzte zum Schloß hinaus, band mir hinter einer großen Buche den Orden ab und steckte ihn in die Tasche.

Über Flensburg fuhr ich mit dem Dampfschiff zurück und feierte einige Tage verspätet in Berlin meine Hochzeit."

Mein Vater erfuhr auch sonst an sich und an anderen, wieviel der dänische Hof zur Pflege der Künste tat: Nicht ohne ein Gefühl der Beschämung liest der Deutsche die Worte, mit denen der große Dramatiker Adam Oehlenschläger den jungen Dichter Hebbel dem Könige Christian VIII. für ein Stipendium empfiehlt: „Glücklicher Weise ist Hebbel ein Untertan Christians VIII. und wird daher Beistand und Pflege gewiß so wenig entbehren, wie seine dänischen Brüder im Apollo diesseits der Ostsee. Es war schon lange der Ruhm dänischer Könige, daß sie deutsche Dichter unterstützten, welche das große Germanien Not leiden ließ. Klopstock in dem reichen Hamburg und Claudius in Wandsbeck, dankten dänischen Adligen die nötige Hilfe und dieser Trost in seiner Krankheit. Aber Hebbel ist als Dithmarscher unter dem Scepter Ew. Majestät geborener Untertan und hofft daher mit dem freudigen Mute eines Sohnes, daß sein Landesvater, der Königliche Freund der Poesie, zum Wohl seiner und zum Gedeihen seiner Kunst etwas tun wird."

In einem Briefe aus Kiel vom 1. Juli meldet dann mein Vater seiner Braut seine baldige Ankunft: „in Kopenhagen hat es mir außerordentlich gefallen. Hier in Kiel bin ich bei meinem Freunde

Prof. Raffit vor 2 Stunden angekommen, kaum fähig zu schreiben, weil ich die Schwankungen des Schiffes noch fühle. Heute Abend bin ich in Altona. Meine Eltern werden erstaunt sein, mich wiederzusehen — — —."

Am 4. Juli ist er bei seiner Braut und zeigt mit ihr zusammen den Eltern an, daß „morgen, Montag, den 5. Juli, Nachmittag 1/2 1 Uhr, die Trauung sein soll, und daß sie um 6 Uhr abends fortreisen."

Die Trauung fand in der Werderschen Kirche statt durch Prediger Paulus.

Weiteres erzählen spätere Aufzeichnungen meines Vaters übereinstimmend mit vorliegenden Briefen:

„Es war eine stille Hochzeit, außer Präsident Block nebst Gemahlin, Justizrat Crelinger, waren nur ihre Geschwister Fanny, Otto, Marie und Henriette Lewald zugegen. Sie wurde bei einer Tante gefeiert, wo Else in Pension war.

Nach der Mittagstafel reisten wir ab, blieben einen Tag in Frankfurt a. O. und fuhren dann nach Breslau, zu Onkel Georg Lewald, der dort Eisenbahndirektor und eine sehr bedeutende, einflußreiche Persönlichkeit war*. Wir blieben etwa 8 Tage, da meine junge Frau viele Verwandte dort hatte, u. a. den vortrefflichen Gerichtsrat Heinrich Simon. Mit Simon machten wir eine Tour in das schlesische Gebirge; dann fuhren wir nach Wien. In dem Zuge, mit dem wir von Frankfurt a. O. nach Breslau gefahren waren, fuhr auch eine vornehme Familie mit großer Dienerschaft, die dänisch untereinander sprachen. Da ich so lange in Kopenhagen gelebt hatte,

*) Dr. Georg Lewald war der Sohn des Friedrich Jacob Lewald, der, ein reich und vielseitig befähigter Mann, nationalökonomische Schriften herausgab, Begründer und erster Direktor der oberschlesischen Eisenbahn wurde, in Karlsbad seiner geselligen Gaben wegen oft Tischgast Herzog Carl August's und auch mit Goethe bekannt wurde. Hoffmann von Fallersleben und Fanny Lewald haben über das rege geistige Leben berichtet, das in seinem Hause in Breslau herrschte. Sein Sohn Georg wurde Arzt, Stadtverordneter in Breslau, ein reicher Mann und — mein Pate.

wunderte ich mich, daß ich sie nicht kannte. Als wir in Breslau in unserem Hotel die Treppe hinaufstiegen, standen mehrere der Diener im Flur des ersten Stocks. Auf meine Frage, wer ihre Herrschaften seien, erfuhr ich, daß es der Herzog und die Herzogin von Augustenburg seien, Christian, Vater des Herzogs Friedrich VIII., und in demselben Moment kam auch der Herzog die Treppe herauf. Da ich annehmen konnte, daß er meinen Namen kannte, stellte ich mich ihm vor. Der Herzog empfing mich ungemein freundlich, fragte, ob die Dame, welche da eben die Treppe hinaufging, meine Gemahlin sei, und als ich es bejahte, bat er meine Frau und mich, ihn zur Herzogin zu begleiten, die uns dann auch aufs liebenswürdigste aufnahm (6. Juli 1847).

Es war dieses die Reise des Herzogs nach Berlin und Wien, unternommen, um sich für seine Rechte auf den Thron von Schleswig-Holstein die Hilfe Preußens und Österreichs zu sichern, was ihm damals auch gelang. In Wien begrüßten wir die Herrschaften dann noch einmal.

Wir reisten von Wien, wo wir bei Freund A m e r l i n g, dem Maler, vorsprachen, über Triest nach Venedig, wo ich zum erstenmal mit Entzücken die Bilder der venetianischen Schule genießen konnte. Dann gings an den Garda- und Comersee, wo ich längere Zeit Studien machte, und über den Gotthard zu Burckhards in Basel."

Diese Studien fanden sich im Nachlasse und ermöglichen uns, an den Naturfreuden des Künstlers, indem wir ihm Schritt für Schritt folgen, unmittelbaren Anteil zu nehmen.

Aus den letzten Tagen des Juli stammen 3 Blätter, eins aus Isola Lecchi (unfertig), 2 aus Salò (felsiges Gebirge und eine Vordergrundstudie und Wassermühle zwischen Fels und Waldung am See.) Dieses Motiv gab ihm später (1857) den Stoff zu 2 kleinen Radierungen. Am 25. Juli zeichnet er ein herrliches Panorama in Decenzano. Von da geht's Anfang August nach Arco und Riva am Gardasee (4 Blatt) und nach Varenna am Comersee (5 Blatt), dann nach Fiume latte, ebenfalls am Comersee gelegen (2 Blatt), zur

herrlich gelegenen Villa Carlotta, wo er den Blicken von der bewaldeten Terrasse über den See und auf die reich geformte Küste zeichnete. In kleineren Skizzenbüchern finden sich, wie auch sonst, noch allerlei Erinnerungen an diese Reise.

Vom Comersee ging also die Fahrt ohne Aufenthalt nach Basel, wo die junge Gattin ihr Söhnchen in Empfang nehmen sollte. Mein Vater erzählt davon: „Wir trafen Burkhardts auf ihrem Landgut, ‚den Wenken', und bei ihnen unseren Memo, der $3\,^1/_2$ Jahre alt war.

Wir wollten nur wenige Tage auf den herrlichen Wenken bleiben, konnten uns aber immer nicht entschließen, aufzubrechen. So schwer wurde der guten Frau Burkhardt der Abschied von dem Kleinen, wir fanden sie oft in Tränen: immer wieder nahm sie das Bürschchen auf den Schoß, der seine Arme um ihren Hals schlang. Endlich mußte aber doch geschieden sein: Wir fuhren zusammen zur Post nach Basel, dort trennten wir uns. Else nahm jetzt ihr Kind auf den Schoß; es war wie wir von dem Abschied ganz ergriffen. Als wir an die Stelle kamen, wo der Weg nach den Wenken abbog, fuhr es plötzlich auf und sah zum Wagen hinaus. Dann lehnte es sich wieder zurück, und leise tröpfelten seine Tränen auf Elses Hand. Er hatte sein Italienisch verlernt und ergötzte uns durch sein Schweizer Deutsch: „Lueg, Papa, da ischt e Häsele!" Nachdem wir in Mannheim auch die Schwestern von Memos Mutter, meiner lieben, guten Julie, besucht und in Nischwitz beim Baron von Ritzenberg eine Weile geblieben waren, kamen wir Anfang Oktober nach Berlin, um unsere Wohnung, Spittelmarktstraße No. 5 zu beziehen, welche meine Schwägerinnen während unserer Reise möbliert und ausgeschmückt hatten.

Zurückgekehrt, waren wir in Berlin wieder viel mit unseren Freunden zusammen. Da forderte mich Herr v. Ritzenberg auf, mit ihm nach Nischwitz zu fahren und mir die Arbeiten an meinem Hause anzusehen. Ich war gerne dazu bereit. Unterwegs fühlte er sich unwohl, lag am nächsten Tage zu Bett. Mir schien sein Zustand absolut nicht bedenklich, so daß ich ganz ruhig nach Berlin zurück-

reiste. Am folgenden Tag erhielt ich von Frau v. Ritzenberg einen Brief: „Liebster Freund, kommen Sie zu mir, mein Mann ist diese Nacht gestorben."

Das war auch für mich ein harter Schlag. Ich hatte in Herrn v. Ritzenberg einen lieben, wohlwollenden Freund, einen warmen Verehrer meiner Kunst verloren. Mit seinem Tode war die heitere Aussicht auf ein angenehmes Zusammenleben und die begeisterte Tätigkeit an den großen Bildern ebenso vernichtet.

Unser Verkehr in Berlin gestaltete sich sehr angenehm, es waren außer der Familie v. Ritzenberg nebst zwei Schwestern, den Fräulein v. Krauseneck, vor allem Franz Kuglers, Hitzigs, Wilhelm Besser, wo ich sehr viel mit den Brüdern Ernst und Georg Curtius, mit Emanuel Geibel und Herrn v. Schlötzer zusammenkam, mit Hansemanns, Präsident Simson, Präsident Block, Oberst von Bayer, Schwager von Franz Kugler, Fabrikant Goldschmidt, Maler Helfft, Friedmanns. Auch der junge Paul Heyse kam oft zu uns. Außerdem verkehrten wir viel mit dem russischen Gesandten von Maiendorf, mit Graf Plessen, von Olfers, Wichmanns, Fräulein Solmar, Varnhagen von Ense und seiner Nichte, Ludmilla Assing, Architekt Strack, Maler Meierheim, Bildhauer Drake, Alexander Mendelssohn, Friedländer, Brüder der Frauen Nerenz und Hauschild, Bibliothekar Schrader, Maler Bönisch, Professor Hensel, dessen Frau die eine Schwester des Felix Mendelssohn-Bartholdy ist. Bei ihr traf ich auch ihn öfters und durfte mich an seinem Spiel erfreuen. Außerdem waren die Geschwister meiner Frau und Adolf Stahr unser fast täglicher Umgang."

Handschriftliche Notizen aus einem Skizzenbuch veranschaulichen das bewegte gesellige Leben jenes Winters: „Freitag: v. Olfers 8—9 Uhr" „Sonntag: Mad. Joseph Mendelssohn 4 Uhr" Canitz fragen, wenn er nach Rom zurückgeht, ob er für Fr. v. Schwanefeld ein paar Kleinigkeiten mitnehmen will." „Fräulein Waldenburg

Dienstag $2^1/_2$—3." „Helfft neue Friedrichstraße No. 34" „Prof. Begas Carlsbad No 10" „Frl. Lewald Mittwoch Abend" „Donnerstag nach 12 Uhr: Consul Wagner." „Mittw. Mendelssohn, Dienstag Frl. Solmar, Sonnabend Fr. v. Waldenburg $2^1/_2$ Uhr." „Dienstag: Besser 4 Uhr. „Hensel Freitag."

Daneben ruhte die Kunst nicht. Am 17. Oktober schreibt die junge Gattin: „Wir sind bald 14 Tage in Berlin, haben eine freundliche, hübsche aber einfach eingerichtete Wohnung und sind tätig. Louis arbeitet fleißig in seinem Atelier."

1848. Revolutionsjahr

Das neue Jahr ließ sich gut an. Durch Vermittlung von Alexander von Humboldt, der meinen Vater in einer Gesellschaft bei dem Bankier Felix Mendelssohn zum Tischnachbar hatte, bekam er den Auftrag von König Friedrich Wilhelm IV. zunächst zwei große Landschaften zur Ansicht zu malen. Es bestand der Plan, durch 30 große Landschaften die Länder Europas vom Nordkap bis zum äußersten Süden zu charakterisieren. Mein Vater sollte sie sämtlich malen, und der König wollte für diese Bilder in Berlin eine öffentliche Halle bauen lassen. Am 18. März sollte die abschließende Audienz stattfinden, zu der 2 große Bilder fertig waren. Da brach die Revolution aus und das ganze Unternehmen geriet in Vergessenheit.

Das eine Bild kaufte später dann der König von Hannover, das andere der Kaufmann Mestern in Hamburg. Jetzt hat es für 4000 Mk. Kaufmann Ludwig Lippert in Hamburg erworben. Es ist ein Prachtstück: das schönste, was ich von meinem Vater kenne.

In diese Zeit fällt auch folgende Erinnerung:

„Unser allverehrter Kronprinz Friedrich kam eines Tages im Jahre 1848 mit Professor Ernst Curtius zu uns; Memo holte mich aus meinem Atelier, indem er sagte: „Papa, du mußt herüberkommen, es ist ein Herr und ein Offizier bei Mama." Als ich in unser Empfangszimmer trat, fand ich den Kronprinzen mit meiner Frau auf dem Sopha sitzen, und da es mir scheinen wollte, daß sie nicht wisse, wer es sei, der neben ihr saß, nahm ich Memo

auf den Schoß und sagte ihm: „Sieh Dir diesen Herrn recht genau an, das wird der künftige König von Preußen sein."

Der Kronprinz lud mich zum Tee zu sich. Als ich im Frack und weißer Krawatte erschien, begrüßte mich ein heiteres Lachen. Ich besah mich ganz verwundert und glaubte, daß ich vielleicht auf der Straße mit Straßenkot bespritzt worden sei. Aber da kam der Kronprinz auf mich zu und sagte: „Aber wie kommen Sie so geputzt! Zu mir kommt man im Gehrock und auch nicht mit weißer Krawatte." So geschah es denn auch künftig.

„Eines Abends blakte beim Prinzen eine Lampe, was abgeändert werden sollte. Ich aber bat, es so zu lassen, nahm einen Teller, ließ ihn sich von dem Ruß schwärzen und zeichnete dann mit einem Zahnstocher eine Landschaft darauf, zur großen Freude des Kronprinzen. Als das Bild fertig war, trug er es zu seiner Mutter, es ihr zu zeigen. Am nächsten Tage wollte ich es mit einem Firnis fixieren, aber ein Kavalier war, zum großen Verdruß des Prinzen, mit dem Finger darüber gefahren und hatte es dadurch vernichtet. Ich versprach dem Prinzen, ihm ein anderes aus Nischwitz zu senden, denn es war gerade einen Tag vor unserer Übersiedelung dorthin. Ein Dankschreiben des Prinzen für diesen Teller ist in meiner Handschriftsammlung. Ich hatte einen solchen Teller, den ein italienischer Maler gemacht hatte, in Rom im Café greco gesehen, und möchte glauben, daß ich der Erste war, der diese Technik nach Deutschland brachte. Später ist sie so viel geübt worden!

Zu den Abenden beim Kronprinzen kamen gewöhnlich die Brüder Curtius, Geibel und v. Schlözer. Später (1885) erzählte der Kronprinz meinem Sohne Fritz in dessen Geschäft von diesem Teller, der noch im Salon der Kaiserin stehe. Er gab ihm den Auftrag, es mir zu sagen und uns zu grüßen". Ich füge hier gleich eine weitere Zusammenkunft mit dem Kronprinzen, der Chronologie vorgreifend, ein. Mein Vater erzählt: „Erst gegen Ende der fünfziger Jahre sah ich den Prinzen zum erstenmal wieder in Wien. Er war mit seinem Vater, dem Prinzen von Preußen, dort, um das Oesterreichische Bundes-Kontingent zu inspizieren. Ich hatte ihn

in der Burg aufgesucht und ging mit ihm sowie mit dem Prinzen Reuß und dem Grafen Flemming die Treppe herunter, auf welcher uns der Prinz Wilhelm von Preußen, unser späterer erster Kaiser, entgegen kam. Hier auf einem Absatz der Treppe wurde ich vom Prinzen seinem Vater vorgestellt. Wir standen natürlich entblößten Hauptes. Prinz Wilhelm aber, der in Zivil war, nahm seinen Stock, bohrte ihn in unsere Hüte und hob sie so auf unsere Köpfe, damit wir sie aufbehielten. Dann sagte er zu seinem Sohne: ‚Sieh Fritz, ich habe mir diesen Stock gekauft. Er trägt mein Wappen. Wenn ich nun irgendwo liegen bleibe, weiß man doch, wohin ich gehöre.' Der Prinz schien in heiterster Stimmung zu sein."

Vaters politische Gesinnung kommt zum klaren Ausdruck in einem Briefe an seine Eltern vom 2. April 1848:

— — „Daß Cornelius und Emanuel bei Euch bleiben und den Herd mit verteidigen helfen, sollte es not tun, damit bin ich ganz mit Euch einverstanden. In dieser Zeit würdet Ihr die Kosten der Equipierung auch nicht aufbringen können. Und mich hält noch ein anderes Gefühl ab, in den ersten Reihen zu kämpfen: unter den Feinden stehen die nächsten Freunde von Cornelius und auch die meinigen. Ich wünsche aber meinen Landsleuten vom ganzen Herzen einen Sieg ohne schwere Opfer. Auch habe ich noch immer einige Hoffnung, Ihr werdet mit dem Schrecken davon kommen, und Dänemark wird auf friedlichem Wege auf die Wünsche der Herzogtümer eingehen. Wie wenig gegen den Volkswillen mit Waffen zu machen ist, sieht man in diesem Augenblick wieder in Italien und hat es in den Straßen Berlins gesehen. Aus Deutschland wird Euch reichlich Hilfe zukommen, und alle deutschen Herzen schlagen für Schleswig-Holstein. Deutschland hat eine gewaltige Krisis durchzumachen, die aber nach meiner Meinung nichts weniger als verzweifelt, sondern herzerhebend ist. Deutschland wird und muß groß und mächtig daraus hervorgehen.

Was die Herzogtümer angeht, so werden sie der Sammelplatz der künftigen deutschen Marine sein. Was natürlich auch auf alle kommerziellen Verhältnisse wohltuend einwirken wird. Ich hoffe

auch noch die Zeit zu erleben, wo die Altonaer Kron-Wunderessenz wieder ganz zu Ehren kommt. Darum nur Mut und Ausdauer in der Prüfungszeit!

In Berlin ist alles ruhig und gefahrlos. Gestern trat der Landtag zusammen. Man fürchtete Unruhen; aber es ist nicht die geringste Störung vorgefallen. Die Regierung wird bald wieder Festigkeit genug haben, um die republikanische Fraktion vollständig zu beherrschen, die die Gemüter jetzt noch beunruhigt und dann wird nicht leicht ein äußerer Feind unsere Grenzen überschreiten. Rußland hat die Neutralität angeboten. Und nun schließlich bitte ich Mutter noch, sich nicht zu sehr der Sorge hinzugeben und den Kopf oben zu halten. Eltern, die ihre Kinder mit so großen Opfern erzogen haben, dürfen ruhigen Herzens ihrem Alter entgegensehen und sicher sein, daß ihnen ein Asyl bleibt, wo sie von kindlich dankbaren Herzen Pflege und liebevolle Aufnahme finden. Darum gebt Euch nicht ohne Not zu großen Sorgen hin: Was Euch heute so schrecklich scheint, erweist sich vielleicht nach kurzer Zeit für ein großes Glück."

Er zeichnete später auf:

„Die Revolution in Paris und dann die in Wien riefen in Berlin eine so außerordentliche Erregung der Gemüter hervor, daß auch für mich an ein ruhiges Schaffen im Atelier nicht zu denken war. Es trieb mich zum Hause hinaus, und ganz gegen meine sonstige Gewohnheit ging ich abends in die Konditorei von Stehely am Gendarmenmarkt, um immer gleich das Neueste zu hören. Sobald Nachrichten eintrafen, stieg einer der Gäste auf einen Tisch, um sie der lautlos lauschenden Menge vorzulesen. Die Menschen wurden immer erregter und die Überzeugung immer unumstößlicher, daß, wenn der König die Forderungen des Volkes nicht bewillige, auch in Berlin eine Revolution ausbrechen müsse.

Bald kam es denn auch zu dem ersten Konflikt mit der bewaffneten Gewalt bei den Zelten vor dem Brandenburger Tore. Dort wurden immer politische Versammlungen abgehalten. Auf die Nachricht davon ging ich von Stehely zum Brandenburger Tor,

traf kurz vor diesem mit Kavallerie zusammen, die von Lehrjungen und anderen unreifen Burschen verhöhnt und mit Steinen beworfen wurde; wollte man sie verfolgen, so flüchteten sie über die Barrieren in die Alleen der Linden, um gleich wieder hervorzukommen, sobald der Reiter sich wandte. Ich kehrte natürlich gleich wieder um.

Die Aufregung nahm von Tag zu Tag so sehr zu, daß schon an den folgenden Tagen das Militär von den Waffen Gebrauch machen mußte und mehrere Mann erschossen wurden.

Einige Tage vor dem 18. März stand ich mit meiner Frau am Fenster, um den herrlichen Abend zu genießen. Es war schon Dämmerung. Unsere Wohnung, an der Ecke des Spittelmarktes und nahe der Gertraudtenbrücke, hatte zur Seite und rückwärts die Spree. Wir sahen auf die Brücke, auf der sich eine Anzahl Menschen zusammendrängten. Wir konnten nicht recht begreifen, was die Leute dort vorhatten: wollten sie die Brücke — es war eine Zugbrücke — aufziehen? Oder was sonst? Während wir uns noch diese Fragen vorlegten, kam aus einer der Nebenstraßen am jenseitigen Spreeufer Kavallerie hervor und machte plötzlich halt. Ein großer Teil der Männer floh von der Brücke hinweg, nur einige blieben stehen.

Da ertönte ein Signal, und gleich darauf trat Infanterie hinter den Reitern hervor. Ich riß meine Frau vom Fenster zurück — und gleich darauf ertönte eine Salve. Eine Menge Kugeln waren in unsere Etagen eingedrungen — in einem Zimmer hatte eine Kugel den Hals einer Guitarre abgerissen und war dann von der Decke abgeprallt ins Zimmer gefallen. Die Soldaten hatten, um niemanden zu treffen, so hoch geschossen. An den nächsten Tagen war unser Haus immer von vielen Menschen umlagert, die sich die Kugellöcher an den Wänden betrachteten und sich dadurch in ihrer Wut gegen das Militär immer mehr steigerten. Am Tage darauf — die Wogen der Erregung wuchsen immer mehr an — kam gegen Abend Heinrich Simon, ein Vetter meiner Frau, zu mir. Er warf sich ganz erschöpft auf einen Stuhl und bat, ihm etwas zu essen und zu trinken zu geben. Er war von Breslau abgesandt worden, um dem Könige

Rojate, 1855. Bleistift. 53×35 cm.

mitzuteilen, daß in Breslau die Revolution ausbrechen würde, falls er dem Volke seine letzten Forderungen nicht sogleich bewillige: Pressfreiheit und Einberufung des Landtages. Simon war ganz gebrochen von der Unterredung, die er mit dem König gehabt hatte. Er äußerte, er hätte eine Sprache führen müssen, wie der König sie wohl noch nie in seinem Schloß gehört habe. In der Nacht fuhr er wieder nach Breslau zurück.

Am folgenden Morgen besuchten uns Herr und Frau v. Ritzenberg. Das Gespräch drehte sich natürlich um die Tagesereignisse, und Frau v. Ritzenberg wollte nicht begreifen, was der König noch bewilligen solle, er habe ja schon in allem nachgegeben. Sie waren fortgegangen; nach einer halben Stunde kehrte aber Frau v. Ritzenberg wieder zurück, denn, obgleich noch sehr geschwächt von einer eben überstandenen Krankheit, wollte sie uns doch die frohe Nachricht bringen, daß der König auch die letzten Forderungen noch bewilligt habe. Ich jubelte auf, denn jetzt hielt ich die Revolution nicht mehr für möglich und für nötig, zog mich schnell an, um die Dame nach Hause zu begleiten, und dann an der allgemeinen Freude und an dem großen Jubel teilzunehmen.

In der ganzen Stadt, besonders aber auf dem Schloßplatze, herrschte das regste, freudigste Leben, man jubelte dem König zu, der auf dem Balkon des Schlosses stand. Jetzt waren es nicht mehr die „Bassermannschen Gestalten", welche, wie die Tage vorher, die Straßen füllten, sondern Männer der besseren Stände in ihren schwarzen, glänzenden Hüten. In Massen nahmen sie den mächtigen Schloßplatz ein. Nur unter den Arkaden an der einen Seite des Platzes sah man noch einige der unheimlichen Figuren, die entschieden nicht wußten, was sie aus diesem Jubel machen sollten.

Menschen, die sich kaum kannten, fielen einander um den Hals, so auch ich dem Buchhändler Wilhelm Hertz, mit dem ich eine Zeitlang der aufgeregten Freude zusah. Auch der König schien freudig erregt.

Dann rannte ich mehr, als ich ging — denn unsere Essensstunde war schon überschritten nach unserer nahen Wohnung.

Die Suppe wurde aufgetragen. „Erst aber", sagte ich zu meiner Frau, „will ich dir noch den kurzen Erlaß verlesen." Ich war damit noch nicht zu Ende, als das Dienstmädchen ins Zimmer mit dem Ausruf stürzte: „Es ist Revolution!" Ich lachte laut auf und sagte, sie solle sich nur beruhigen, ich käme direkt vom Schloßplatze, und dort herrsche der helle Jubel. — „Kommen Sie nur in das andere Zimmer, da werden Sie es ja selbst sehen!" Und wirklich! — Es war mir vollkommen unfaßbar — da strömte das Volk durch die Straßen unter dem Ruf: „Verrat! Verrat! Zu den Waffen! Es ist Bürgerblut geflossen!"

Als ich hinausstürzte, ging dieser Ruf als ein Entsetzensschrei durch die Straßen. Die Brücken wurden vom Volke aufgezogen, Pflastersteine aufgerissen, Türen ausgehoben, Möbel und Hausgerät hinaus gebracht und Wagen umgestürzt. In einer halben Stunde sind viele hundert Barrikaden aufgerichtet. Der Schrei nach Waffen war fürchterlich. Wo man solche vermutete, wurde aufgebrochen, die eisernen Brückengeländer abgerissen. Wer Beil, Brechstange etc. hatte, reichte sie hinaus. Bald erschienen auch einige mit Schußwaffen, Studenten mit Pistolen und Hiebern. Die Häuser mußten alle offen sein, damit das Volk beim Angriff darin Schutz finden könne. Auf die Dächer und in die verschiedenen Etagen wurden Pflastersteine getragen und alles auf den ersten Kampf vorbereitet, der dann auch nach kurzem begann. Es war fürchterlich, untätig vom Fenster aus den Kanonaden und den unaufhörlichen Gewehrsalven zuzuhören, und dazu das wilde Geschrei des Volkes!

Mir war dieser plötzliche Umschwung durchaus unerklärlich. Ich eilte in die Bierhalle, welche die Straßenfronten unseres großen Hauses bildete. Sie war ganz voll von äußerst erregten Männern der guten Gesellschaft — mehrere Barone erkannte ich unter ihnen, — Männer, die wild durcheinander tobten, nach Waffen verlangten, um an dem Kampf, der sich nun entwickeln mußte, teilzunehmen. Um die einzelnen Waffen, Pistolen und Säbel, war ein wahrer Kampf, und wer sie glücklich erlangt hatte, stürzte sofort damit hinaus auf die Straße. Man erzählte mir, daß man auf das vor dem

Schloß versammelte Publikum geschossen habe, was ich sofort bezweifelte. Ich erwartete mit Bestimmtheit, daß ein Parlamentär kommen und das Mißverständnis aufklären würde. — Er kam aber nicht.

Später erfuhr ich, der Polizeipräsident habe nach allen Richtungen Boten ausgeschickt mit der Erklärung, es handle sich um einen Irrtum, und mit der Forderung des Königs, man solle die überall in unglaublicher Schnelligkeit entstehenden Barrikaden abtragen, wozu man sich aber von Seiten der Aufständischen nicht verstehen wollte. So nahm denn die Sache ihren furchtbaren Verlauf.

Zuerst hörten wir immer nur einzelne Schüsse. Sie kamen vom Köllnischen Rathaus her. Bald darauf die Salven des Militärs und endlich den Kanonendonner, und so ging es die ganze Nacht hindurch.

Züge von Aufständischen mit roten Fahnen zogen zum Kampf. Von unseren nach hinten gelegenen Fenstern sahen wir in eine Straße hinein, wo das Ravenésche Haus und Fabrik standen. Nach der Spreeseite zu waren keine Häuser; wir sahen das Volk flüchten, dann die Soldaten, dicht an die Häuser gedrängt, einzeln vorrücken, dabei beständig nach oben, nach den dicht besetzten Fenstern schießend. Von den Dächern bewarf man sie unausgesetzt mit Dachziegeln. Bald war auch unser Haus von Soldaten umschlossen. Niemand durfte wagen, hinauszutreten, wenn er nicht erschossen werden wollte. Nicht einmal am Fenster durfte man sich blicken lassen. Als ich einen schnellen Blick hinauswagte, sah ich, wie gleich ein Soldat am gegenüberliegenden Ufer der Spree seinen Gewehrlauf auf mich richtete.

Meine Frau erwartete die Geburt ihres ersten Kindes und hatte durch die Aufregung so bedenkliche Zustände bekommen, daß der Arzt, den wir noch glücklich erreicht hatten, sie sogleich ins Bett schickte und mir das Versprechen abnahm, nicht von ihrer Seite zu weichen. Unser Schlafzimmer ging nach dem Hof hinaus, und schließlich sind wir beide beim Kanonendonner sanft eingeschlafen.

Am nächsten Morgen war eine Art Waffenstillstand eingetreten, und ich konnte versuchen, mich nach Verwandten in Berlin umzusehen. Mein erster Blick beim Verlassen unseres Hauses waren fünf Leichen, die man vom Boden des Nachbarhauses hinaustrug. Sie waren dort erstochen worden. Die ganze Kampfeswut malte sich noch in ihren verzerrten Gesichtern. Auf den Plätzen lagerten Trupps völlig erschöpfter Soldaten mit ihren Offizieren. Viele mit verbundenen Köpfen. Viele Leichen von den Volkskämpfern wurden an mir vorbeigetragen. Der Weg durch die Königstraße, wo der Kampf am stärksten gewütet hatte, bot ein grausiges Bild: sechs bis sieben Barrikaden waren hier von den Truppen genommen worden; die Dächer der Häuser waren abgedeckt, das Straßenpflaster aufgerissen, teils hatte man die Steine zum Barrikadenbau benutzt, teils hatte man sie in die Häuser geschleppt, um die Soldaten mit ihnen und mit Dachziegeln zu bewerfen. Den Alexanderplatz fand ich ziemlich leer. An der Ecke der Königstraße stand ein Trupp von etwa 20 Soldaten, ein Zirkus brannte auf dem Platze, und gerade vor mir war die Alexanderstraße von einer Barrikade gesperrt, die bis zum ersten Stock der Häuser heranreichte und von Berliner Schützen befestigt war, die auch zwei Kanonen hatten. Links von mir, an der anderen Seite des Platzes wohnten Verwandte meiner Frau. Vor dem Hause war ein gewaltiges Menschengedränge. Man hielt darin den General M o e l l e n d o r f gefangen, der mit den Aufständischen hatte unterhandeln wollen. Soeben zog man mit ihm ab. Er überragte die Menge um Kopfeslänge. Am offenen Fenster erblickte ich unsere Verwandte und erregte ihre Aufmerksamkeit durch Zeichen. Da ich nun wußte, daß sie lebte und gesund war, wollte ich umkehren. Da erscholl ein Signal. Alles flüchtete vom Platz, ich auch im schnellsten Laufe, um nicht von meiner Rückzugslinie abgeschnitten zu werden, hinter die Soldaten in die Königstraße hinein. Die Soldaten machten sich bereit, und der Kampf sollte wieder beginnen. Da sah man von der anderen Seite der Königstraße ein weißes Geflimmer an den Häusern, das immer näher kam. Endlich konnte man erkennen, daß es Reiter

waren, von denen einer — es war Minutoli — ein weißes Tuch schwenkte. Von den Fenstern aus wurde ihm in gleicher Weise zugewinkt. Er brachte die Order, daß die Truppen sich ins Schloß zurückziehen sollten. Allgemeiner Jubel! Alles Volk zog den Soldaten nach, ich auch mitten unter ihm. Unterwegs konnte ich die Beobachtung machen, wie der Kampf leicht wieder von neuem hätte entbrennen können. Wir passierten zwischen Soldaten, die ihre Gewehre bei Fuß hatten. Da sah ich, wie durch einen Zufall, ohne jede Absicht des Soldaten, eines der Gewehre los ging, gerade in die Höhe. Sofort ertönte wieder das Geschrei „Verrat!" Ich und mehrere andere, die den Vorfall mit beobachtet hatten, konnten nur mit größter Mühe die empörte Menge beruhigen.

In der Nacht waren drei Generäle beim König gewesen, unter ihnen General v. Krauseneck, der mir später erzählte, was den König veranlaßt hatte, die Truppen zurückzuziehen. Auch der Bischof Neander war mit einer Deputation zum König gekommen, um ihn zu bitten, Frieden zu schließen. Der König wandte sich an die anwesenden Generäle mit der Frage, ob er die Truppen zurückziehen sollte. Diese bejahten die Frage unter der Bedingung, daß das Militär im Schloßhof und im Zeughaus bleiben solle. Darauf erging der Befehl an den Polizeipräsidenten Minutoli.

Von allen Seiten strömte nun die Bevölkerung nach dem Schloßplatz. Der König stand auf dem Balkon, unter dem ein großes Gedränge jubelnder Menschen war. Aus einem der Schloßtore sah ich General v. Krauseneck heraustreten und mitten hineinschreiten in die vom Kampf aufs äußerste erregte Volksmasse. Er wurde mit so drohenden Blicken angesehen, daß ich für sein Leben fürchtete und mich deshalb so viel als möglich in seiner unmittelbaren Nähe hielt. Im schlimmen Falle hoffte ich ihn dadurch retten zu können, daß ich den Leuten zuschrie: „Das ist ja der Krauseneck, der Republikaner in der Armee!" (Denn so nannte man ihn scherzweise, weil er ein sehr freisinniger Mann war.) Ich begleitete ihn bis zu seiner Wohnung, dem damaligen Generalstabsgebäude in der Beerenstraße. Es geschah ihm aber nichts.

Die erregte Menge unter den Fenstern des Königs verlangte von ihm, er solle sich vertrauensvoll dem Schutze der Bürger übergeben und die Truppen aus Berlin entfernen. Der König gab ihrem Drängen nach, und somit war die Revolution gewissermaßen siegreich. Berlin schwamm in Jubel, und die ganze Stadt war am Abend glänzend illuminiert.

Am 19. trat ich in der Nähe des Opernhauses aus einer Querstraße und sah einen mächtigen Zug Menschen herankommen: 20 bis 30 000 Menschen. Entblößten Hauptes und Trauergesänge singend, kamen sie die Linden herunter. Sie trugen auf Bahren blumengeschmückte Leichen zum Schlosse des Königs, der genötigt wurde, sich die Toten anzusehen. Es war ein furchtbar ergreifender, schauriger Augenblick. Abziehende Kavallerie, die von einer Seitenstraße in die „Linden" einbiegen wollte, mußte halten, um den langen Trauerzug vorbei zu lassen. Die Erbitterung in den Zügen der Soldaten konnte man nur zu gut verstehen. Nach einigen Tagen erfolgte das Begräbnis der Volkskämpfer. Wir sahen den endlosen Zug von der Wohnung Frau Dr. P r a g e r s aus, standen an einem Fenster gerade dem Balkon des Schlosses gegenüber, auf welchem der König beim Vorbeitragen eines jeden der 188 Särge mit entblößtem Haupte erschien. Halb Berlin folgte den Gefallenen bis zum Friedrichshain."

Unmittelbar heraus aus der Erregung der Revolutionstage selbst ist der Brief geschrieben, den Vater am 19. März an seine Eltern richtete (Berlin, den 19. März 1848):

„Nur ein paar Worte liebe Eltern, um Euch zu beruhigen. Von gestern Mittag 2 Uhr bis diesen Morgen 6 Uhr kämpfte man in den Straßen. Hunderte von Barrikaden wurden aufgeführt, man schoß die ganze Nacht mit Kartätschen. Es ist viel Blut geflossen. Das Nähere lest Ihr in den Zeitungen. Es besteht Hoffnung, daß es jetzt ruhig bleiben wird: der König hat versprochen, das Militär zu entfernen. Das Volk hat sich heldenmütig geschlagen, obgleich es nur sehr wenig Waffen hatte. Einige Regimenter sind zum Tor hinaus geschlagen worden und viele Barrikaden stehen noch mit

der rot-schwarz-goldenen Fahne unbesiegt. Die Proklamation des Königs von diesem Morgen hat wenig befriedigt — —"

Der Brief, der jäh abbricht und ohne Unterschrift blieb — ein Zeichen der Erregung —, schließt mit den Worten: „Else durfte ich in dieser furchtbaren Zeit nicht verlassen. Gott gebe nur, daß diese Szenen nicht wiederkehren. Ich fürchte sonst schlimme Folgen für ihren Zustand. Es gibt hier keine Bürgerparade, und das Volk ist fast waffenlos. Gestern wollte man die Entfernung des Militärs — —"

Von Altona liefen weitere kummervolle Briefe ein. Die arme Mutter kann es nicht fassen, daß sie ihre lieben Kinder, zur Kriegsführung hergeben soll'; „Soldat ist mir mein Lebtag das schrecklichste Wort gewesen und jetzt muß ich das erleben!"

Nachdem wieder Ruhe in Berlin eingezogen war, nahm Vater auch wieder mit altem Eifer die Arbeit auf. Es galt, viel nachzuholen, und mit dem Verkauf von Bildern sah es in dem Revolutionsjahr traurig aus. Bald versagte ihm die Kraft. Meine Mutter schreibt darüber an seine Eltern: „Teils durch zu eifriges Arbeiten, teils durch die politischen Unruhen und durch meine Krankheit war Louis geistig und körperlich so erschöpft, daß er zu Bekannten aufs Land mußte. Er bedurfte der freien Natur und einer anregenden Lebensweise, um dann wieder mit neuer Liebe und voller Kraft an die Arbeit gehen zu können. Sein großes Bild steht vollendet in seinem Atelier und wird in 14 Tagen zur Ausstellung geschickt. Gott gebe, daß es volle Anerkennung fände." (Brief vom 23. April 1848, der mit den Worten schließt): „Sobald Louis vom Lande kommt, schreiben wir wieder: Bis dahin lebt wohl und zufrieden, es mag kommen, wie es will. Es lebt ja noch der alte Gott, der macht es nie zu arg — —"

Lange hielt es ihn nicht auf dem Lande. Schon 2 Tage nach diesem Briefe schrieb er selbst schon wieder aus Berlin an seine Eltern.

(Berlin, den 25. April 1848): „Heute wird höchstwahrscheinlich Schleswig-Holsteins Schicksal entschieden. Ich war einige Tage auf dem Lande, um mein Gemüt zur Arbeit zu sammeln. Auf der Eisenbahn traf ich einen Trupp Freischaren für Schleswig-Holstein.

Sie kamen aus Böhmen, lauter hübsche, junge Leute, Studenten. Mit ihnen war ein Graf Baudissin, Bruder meines Freundes. Er brannte vor Verlangen, die Dänen aus seiner Vaterstadt Schleswig vertreiben zu helfen. Sie werden gerade zur Schlacht eingetroffen sein. Es weht ein wunderbarer Geist durch Deutschland, der uns für die Zukunft zu großen Hoffnungen berechtigt. Deutsch-Böhmen ziehen nach Holstein, um ihren Brüdern beizustehen! — —"

Inzwischen kamen aufregende Nachrichten auch aus Schleswig-Holstein. Deshalb folgender Brief an die Eltern in Altona (Berlin, den 31. März 1848):

„Mit größter Spannung sehe ich Nachrichten von Euch entgegen. Versäumt es doch nicht und schreibt mir recht oft! Die Nachrichten in den Blättern über Schleswig-Holstein sind für mich ebenso erhebend wie beunruhigend. Ist Cornelius unter dem Freikorps, das von Altona ausgerückt ist? Wenn das Vaterland ruft, muß man freiwillig folgen. Gott sei mit ihm!

Ich freue mich auf den Augenblick, wo ich ihn als siegreich Heimkehrenden werde an die Brust drücken können.

Obgleich hier noch alles buntscheckig durcheinander liegt, herrscht für den Augenblick doch die vollkommenste Ruhe. Man beschäftigt sich mit dem Gedanken an einen Krieg mit Rußland, der unvermeidlich scheint. Was auch kommen mag, ertragen wir es mit Geduld und Fassung.

Meine liebe Else liegt leider noch immer, ist aber voller Hoffnung auf ein gutes Ende. Gestern Abend sind F a n n y Lewald mit Frau von B a c h e r a c h von Paris hier eingetroffen. Sie verfehlte dort die Revolution: Kaum angekommen, erfuhr sie, daß die Revolution hier ausgebrochen war. Ich denke, Madame B e s s e r wird mir heute Abend Briefe von Euch bringen — — —"

Am 12. Juni wurde meinen Eltern ein Sohn geboren: O t t o, der später Kaufmann wurde, den Feldzug gegen Frankreich im 95. Thür. Inf.-Regt. mitmachte, bei Wörth verwundet wurde, bis Paris wieder nachfolgte und alle Strapazen der XXII. ‚Kilometer'-Division mitmachte, als reich mit Orden geschmückter Leutnant

heimkehrte, viele Jahre in London als Wechselmakler lebte, dort auch bei seiner Farm in Winchmore Hill unweit Enfield, im Norden von London begraben liegt († 13. IX. 1905).

Seine Taufzeugen waren die Geschwister seiner Mutter Fanny, Otto, Henriette, Prof. Kugler, Dr. Schrader, Ludwig Crelinger, Frau von Ritzenberg, Margarete Simon, Luise Hansemann. Die Taufe hielt Prediger Paulus ab.

Er war ein sehr kräftiges Kind, das der Mutter ähnlich sah: dunkles Haar, schöne große, schwarze Augen. Aus ihm wurde ein starker, tapferer Mann von geistiger Regsamkeit und großer Herzensgüte. Es war kein Segen für ihn, daß er so lange in England lebte: er kam dadurch, zumal in der Zeit des Burenkrieges, in einen ähnlichen Seelenkonflikt, wie ihn mein Vater in der Wahl zwischen Dänemark und Deutschland durchzumachen hatte. Doch das greift der Darstellung um ein halbes Jahrhundert vor.

Einnahmen im Revolutionsjahr: — „nichts!"

1849
Landleben
(Nischwitz)

Vaters Nerven hatten unter den fürchterlichen Aufregungen des Revolutionsjahres schwer gelitten. Die Kur in Marienbad brachte nur vorübergehende Kräftigung. Berlin war ihm verleidet. Er zog in ländliche Einsamkeit und Ruhe. Auch die Not drängte dazu. Schwager Otto Lewald widerriet die Flucht aus der Großstadt mit herzlicher Teilnahme: es würden bessere Zeiten kommen und König Friedrich Wilhelm IV. sich auch seines großen Planes wieder erinnern, Vater sollte sich vor Berlins Toren, in Schöneberg, ankaufen. Hätte er doch gefolgt! Sein Leben wäre nicht so unstet geworden, und er hätte es vielleicht als Schöneberger „Millionenbauer" beschlossen. Aber er war nicht zu halten, er mußte nach Nischwitz, in die Ruhe des Landlebens! „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme."

Am 27. Juni bezogen die Eltern ihr Haus. Neben der Geselligkeit bei Frau von Ritzenberg beschäftigten sie fortgesetzt die Nachrichten vom Schleswig-Holsteinschen Kriegsplatze, wo Emanuel stand.

Der Altonaer „Merkur" brachte einen Bericht über das Gefecht

Nischwitz bei Wurzen, 17. Juli 1849
Bleistift. Skizzenbuch. 4/5 des Originals

bei Kolding mit einem Auszug aus dem Korps-Befehl des Generals Bonin vom 6. Mai. Der Name Emanuels fand sich unter den wenigen, die durch eine Belobigung ausgezeichnet wurden. Sein Bruder Cornelius schrieb deshalb an Louis: „Du hattest Dich beim General von Krauseneck für Emanuel verwendet und darfst nun mit Deinem Anempfohlenen zufrieden sein: — — — Die Jäger sind wieder voran gewesen, so wie bei dem letzten Rekognoszierungsgefecht vor Fridericia. Emanuel schrieb selbst — — „Bei dem Gefecht, oder richtiger bei der Schlacht bei Kolding war die 3. Kompagnie des 1. Jäger-Korps schon fast 3 Stunden hinter einer Schanze im Feuer gewesen, weshalb unser Zug den Befehl erhielt, sie einerseits zu unterstützen, anderenteils abzulösen. Um zu den Schanzen zu gelangen, mußte ein freier Hügel und ein Feld von 300 Schritt passiert werden, und da war nicht die geringste Deckung vorhanden. Die Kugeln pfiffen fürchterlich, so daß alle stutzten, hinüber zu laufen. Da sprang ich an die Spitze und führte unter lautem Hurrah die Mutigsten hinüber. Als ich mich beim Hauptmann hinter den Schanzen meldete und ihm anzeigte, daß ich leider nur wenige mitbrächte, klopfte er mir auf die Schulter mit den Worten: „Junger Mann, lieber 5 brave Kerls als ein ganzer Trupp

feiger. Ich erhielt einen Schuß am Arm. Ihr werdet einsehen, daß ich nur meiner Pflicht gefolgt bin. Und sprecht nicht davon, daß es nicht wie Großprahlerei aussieht."

Weitere Nachrichten vom Kriegsschauplatz hielten damals unseren Vater in beständiger Aufregung. Seine Eltern schickten ihm Emanuels Briefe sogleich zu: ich finde sie unter seinem Nachlaß und teile das Wichtigste davon mit:

„Meine lieben, guten Eltern!

Von dem Schlage, den unsere schlesw.-holsteinische Armee gestern erhalten hat, habt Ihr gewiß schon gehört. Ich kann mir recht lebhaft die Angst und Besorgnis vorstellen, in der Ihr über mein Schicksal seid. Zu Eurer Beruhigung kann ich Euch sagen, liebe Eltern, daß ich wohlauf bin. d. h. körperlich, wenn mich auch das Schicksal so vieler Kameraden recht trübe stimmt. Unser Corps hat im ganzen wenig verloren, da wir erst ins Gefecht kamen, als unsere ganze Armee schon im Retirieren begriffen war. Wir und das 1. Jägerkorps haben den Rückgang der anderen gedeckt, was uns sehr gut gelungen ist. Unsere Armee ist bedeutend zusammengeschmolzen: Wir haben wohl gegen 2000 Mann und 40—50 Offiziere verloren. Der Verlust der Feinde ist jedenfalls größer. Was aber hilft uns der? Sie haben gesiegt, — wir sind besiegt! — Will's Gott, so wetzen wir diese Scharte bald wieder aus. Die Dänen waren meiner Ansicht nach alle besoffen gemacht; sie stürzten sich wie wahnsinnig in unsere Bajonette. Wir haben uns auf Veile zurückgezogen, wahrscheinlich zu einer Vereinigung mit der Bundesarmee. Ich habe diese Nacht nach 9 Wochen einmal wieder in einem Bett geschlafen — — — Euer Euch liebender Sohn Emanuel.

Hadersleben, den 25. Juli 1849.

Soeben erhalte ich Brief von Cornelius, in dem er mir mitteilt, daß er jetzt Rekrut in Rendsburg ist" — —

Und weiter:

Adelbyelund bei Flensburg, den 31. Juli 1849.

„— — — Unser Marsch durch Schleswig-Holstein gleicht eher einem Triumphzug als einem Rückzug. In Hadersleben, Apen-

rade, Flensburg wurden wir mit lautem Hurrah und Tausenden von Blumenkränzen empfangen. In Flensburg war es am großartigsten. Wir waren kaum imstande, die große Menge von Kränzen fortzubringen. Ich hatte wenigstens 8, die Sträußchen und Bukette ungerechnet. Ganze Reihen weißgekleideter Mädchen empfingen uns, um uns zu bekränzen. Es macht einen wohltuenden Eindruck auf den Soldaten, zu sehen, daß seine Aufopferung von seinen Landsleuten anerkannt wird. Im vorigen Jahre war nur der Ausländer, der Preuße, angesehen und gern gesehen, — jetzt freut sich jeder, einen Schleswig-Holsteiner zu beherbergen — —

Euer dankbarer Sohn Emanuel, Lieutenant."

Über den politischen Sorgen kam die Kunst zu kurz. Kein Mensch dachte an Bilderkaufen. Die junge Ehe setzte also mit schweren wirtschaftlichen Kämpfen ein. Ein Glück nur, daß mein Vater in guten Jahren Geld zurückgelegt hatte! Besonders hart war für ihn der Zusammenbruch der beiden großen Aufgaben, die ihm der König und Baron von Ritzenberg gestellt hatten. Er schreibt darüber (17. Februar 1884):

„Diese beiden Enttäuschungen haben mich tief verstimmt und mir den Aufenthalt in Berlin verleidet. So zogen wir, obgleich jetzt die Veranlassung, weshalb ich das Haus in Nischwitz gekauft hatte, vollständig wegfiel, doch mit Sack und Pack dorthin. Das Haus war allerliebst eingerichtet, hatte einen ziemlich großen Garten und zwei niedrige Seitenflügel, wodurch vor dem Hause ein Platz gebildet wurde, der mit Rosen bepflanzt war. Die Front des Hauses war von üppigen Weinreben bedeckt, und das Ganze wurde gegen die Vorstraße durch ein zierliches Staket abgeschlossen.

Ich hatte meiner Frau immer nur gesagt, daß es eine höchst einfache Wohnung sei, sie war deshalb aufs freudigste erregt, als sie unser zierliches Heim betrat; es war auch so ansprechend, daß unsere Nachbarin, Fürstin Reuß, die uns öfter aufsuchte, ihren Architekten schickte, um das Haus aufmessen zu lassen, weil sie ihrer Schwester ein gleiches bauen lassen wollte. Sie bewohnte Thallwitz bei Nischwitz.

Später baute mir unser alter Freund Bönisch, der erst Architekt, dann namhafter Landschaftsmaler und zuletzt General-Bevollmächtigter der Frau von Ritzenberg war, ein großes, vorzügliches Atelier am Hause an. Der Aufenthalt gefiel uns so gut, daß ich glaubte, viele Jahre dort bleiben zu können*). Das Schloß lag etwa 400—500 Schritt von unserem Heim entfernt, und der schöne Park mit den herrlichen Gartenanlagen bot uns viel Angenehmes. Wir waren fast täglich mit Frau von Ritzenberg und mit Bönisch zusammen, dazu war das Schloß immer voll Logierbesuch, der oft Wochen und Monate lang dort blieb, oft zwanzig Personen und mehr. Von Frau von Ritzenbergs Familie, der alte General von Krauseneck nebst Gemahlin, die Eltern, dann die verheirateten Schwestern mit ihren Männern, der Kurator der Universität Jena, Prof. Seebeck, der Gymnasialdirektor Kiesling, später im Ministerium, General von Kannstein und noch zwei Schwestern, von denen die jüngste, Emma, unverheiratet blieb, während die andere nach kurzer Ehe mit einem Offizier von Ollech starb. Außerdem war noch Fräulein von Oppermann als Gesellschafterin und seine Verwandte, sowie deren Schwester, die verwitwete Frau Dr. Seebeck, im Hause. Die Bildhauer und Professoren Christian Rauch und Ernst Rietschel waren oft gesehene Gäste. Dieser verlobte sich mit Fräulein Oppermann. Die Hochzeit wurde im Schloß gefeiert, nahm aber einen sehr traurigen Verlauf, denn am Abend vorher bekam Rietschel einen Blutsturz. Er schien uns ein Sterbender. Wir redeten ihm zu, die Trauung doch aufzuschieben, aber: „Und wenn ich auf dem Totenbette liege, so soll sie vollzogen werden!", antwortete er uns.

Er wurde gleich nach der Hochzeit von den Ärzten nach Palermo geschickt, von seinem Schwager, dem jungen Oppermann, begleitet, der später auch seine Biographie schrieb. (2. Aufl. 1873, daraus

*) Wir haben eine sehr nette Zeichnung dieses Hauses von der Hand des Onkel Cornelius, voran die Wärterin mit den 3 Kindern: Memo, Otto und dem einjährigen Cornelius. Kopie meiner Hand in Cornelius' Besitz in Dresden.

„Rietschels Jugenderinnerungen", 1881; „Briefwechsel zwischen Rauch und R.", 1894, 2. Bde.)

Auch der blinde, vortreffliche Professor Schottmüller mit ein oder zwei Töchtern war oft auf längere Zeit zum Besuche anwesend. Von der Nachbarschaft verkehrten viel im Schlosse der Fürst und die Fürstin Reuß, Graf Hohenthal nebst Gemahlin auf Püchau, Herr von Könneritz und Dr. Richter nebst Frau auf Röcknitz.

Bei schönem Wetter versammelten wir uns mit den beiderseitigen Gästen im Park, unter einem dort errichteten chinesischen Schirm am Ufer der den Garten durchfließenden Mulde. Abends waren wir sehr viel im Schloß zum Tee, aber auch oft bei uns zu Hause. Es waren alles hochgebildete Leute mit den angenehmsten Umgangsformen. Die Unterhaltung war stets anregend und erheiternd. Ich sang viel mit Frau v. Ritzenberg zum Klavier. Die heitersten Scherze wurden vorgebracht und fanden verständnisvolle Aufnahme. Ich kann wohl sagen, daß ich nie mehr als in den zwei und einem halben Jahre unseres dortigen Zusammenlebens gelacht habe.

Ich habe Nischwitz später oft auf längere oder kürzere Zeit besucht und dort immer Erheiterung und Erfrischung gefunden.

Im Jahre 1878 während eines unserer Aufenthalte in Rom starb Frau von Ritzenberg, und ihr großer, schöner Besitz ging in andere Hände über. Wie groß das Vermögen war, geht daraus hervor, daß, nachdem die Mutter, Exzellenz von Krauseneck, Generalerbin war, und die Schwestern reich bedacht wurden, noch Vermächtnisse an verschiedene Städte im ungefähren Werte von 1 Million Mark ausgezahlt wurden. Berlin allein erhielt 360 000 Mark.

Weitere Sorgenjahre 1850

Am 1. Januar 1850 wurde in Nischwitz unserem Vater sein dritter Sohn geboren, der nach seinem Paten und Onkel den Namen Cornelius erhielt. Er nannte sich später scherzhaft den ersten Mann der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts; Heinrich Heine hatte sich seinen Geburtstag künstlich auf den 1. Januar 1800

gelegt, um sich den ersten Mann seines Jahrhunderts nennen zu dürfen. Als zweiter Pate galt meinem Bruder der Berliner Architekt Heinrich Strack (1806—1880). „Ich habe sein Schaffen," schrieb Cornelius fast 50 Jahre später, „sehr spät verstehen gelernt, lange eine starke Abneigung gegen ihn gehabt. Sei es, weil er mir nie etwas, auch nicht einmal ein Schokoladenplätzchen, geschenkt hat, wie es doch einem braven Paten geziemt; sei es, daß ich später als Zimmererlehrling unter jedem Balken zum riesigen Gerüst seiner Nationalgalerie geschwitzt und gestöhnt habe, sei es endlich, weil mir für die Palmetten- und Rankenseligkeit der Berliner Schule der Sinn noch nicht aufgegangen war." Aber hier liegt ein Irrtum zugrunde. Nicht Prof. Strack, sondern seine Frau war Pate. So steht es in der Familien-Chronik von unserer Mutter Hand. Wie schwer es doch ist, verläßliche Geschichte zu schreiben! Der Irrtum liegt stets auf der Lauer. Ein dritter Pate war der Maler Gustav Bönisch („Bö"), ein tüchtiger Landschafter, den mein Vater als Künstler und Persönlichkeit sehr wert hielt, der sich aber nur schwer an die Staffelei bringen konnte und sich wohler als Generalbevollmächtigter der Frau Baronin Ritzenberg fühlte, deren schönes Gut Nischwitz er verwaltete. Weitere Paten: Tante Minna Lewald, eine Schwester unserer Mutter, spätere Frau Minden, Mutter des Verlagsbuchhändlers Heinrich Minden in Dresden, und — um ganz genau zu berichten — Frau Stellmacher Däberitz aus Nischwitz. Cornelius war wie Otto ein strammer, dicker Junge und zeigte früh große geistige Regsamkeit und künstlerische Neigungen. Mit drei Lenzen schnitt er aus schwarzem Papier geschickt Tierbilder aus, mit sechs Lenzen so geschickt, daß der Kunstkritiker Bamberg ihn in einer illustrierten Zeitschrift*) dem deutschen Volke als künftige Kunstgröße vorstellte. Da kündigte sich also schon der Kunsthistoriker an. Ich behaupte: Der Mensch wird mit seinem Charakter und seinen Neigungen geboren. Die Erziehung kann wenig hinzutun.

Bei Otto war neben großer Herzensgüte der dominierende Charakterzug Tapferkeit. Er hat das oft, zumal im Kriege 1870/71, be-

*) L'illustration vom 17. Mai 1856.

Getreideernte bei Nischwitz, 1850. Skizzenbuch 1840/52
Bleistift. 4/5 des Originales

wiesen, wo er sich die Brust voll Orden holte und nur durch Befehl seines Vorgesetzten abgehalten wurde, sich durch Sturm eine Kanone und damit das eiserne Kreuz auch I Klasse zu erobern. Nun höre man, was sein Vater über den sechsjährigen Otto schreibt: „Otto ist ein sehr mutiger kleiner Kerl, gleich in der ersten Schwimmstunde sprang er ohne Furcht ins Wasser. Obgleich ihm das Wasser über den Kopf zusammenschlug und er eine Menge Wasser schluckte, schreckte ihn das nicht im geringsten."

Im Frühjahr 1850 reiste mein Vater nach Berlin, um dort Bilder auszustellen. Gleich am ersten Tag kam ihm die verdrießliche Nachricht, daß eines seiner Bilder in Prag beschädigt worden sei. Er tröstet deshalb unsere Mutter: „Meine liebe, gute Else, sei nur nicht betrübt und halte Du wenigstens den Mut aufrecht. Wir sind eben wieder um eine Hoffnung ärmer, und zwar in einer Zeit, wo überhaupt nicht viel zu hoffen ist. Meine Bilder hier scheinen zu gefallen, man sagt mir manches Gute von ihnen, aber für den Verkauf ist wohl zunächst wenig Aussicht, da man die (politischen) Zustände für zu unsicher hält, um sich Kunstwerke anzuschaffen. Das kann ja aber nicht ewig währen und Hoffnung auf bessere Zeiten habe ich selbst gewonnen. Dann haben wir Vorrat an Bildern und holen leicht wieder ein, was wir jetzt werden zusetzen müssen."

Er muß sich schweren Herzens entschließen, die Unterstützung seiner Eltern einzuschränken. Von Adolph in Kopenhagen läßt er sich den Rest seines Depots schicken. „Auf der Ausstellung bin

ich oft und freue mich namentlich über ein paar Bilder von A c h e n b a c h. — Wie froh bin ich, daß unsere lieben Jungen nicht hier in Berlin sind! wo das ewige Wagengerassel einem den Kopf ganz vertummelt macht . . . Dem Könige hat nach Aussage des Inspektors M a a s mein Bild gefallen; er hat es sich genau erklären lassen. Ich werde suchen, mich ihm wieder ins Gedächtnis zu bringen, obgleich O l f e r s sagt, der König könne jetzt fast nur Bilder von solchen Künstlern kaufen, bei denen geradezu N o t ist. Man sieht es auch auf der Ausstellung: ein großer Teil schlechter Bilder ist ‚im Besitz des Königs'. Aber — alles zu allem — will ich meine Bilder für jeden Preis weggeben, so würden wir noch immer das verdienen können, was unser Lebensunterhalt kostet und im Hinblick auf viele Millionen, die die letzte Zeit unglücklich gemacht hat, noch immer glücklich zu nennen sein."

Berlin, den 16. April 1850. — „Ich denke natürlich viel hin und her, wie ich diesen Sommer benutzen soll. Das Beste wäre vielleicht, ich ginge nach Altona und machte in der Haide Studien. Du weißt, wie sehr ich die Haide liebe, und sind es keine italienischen Motive, so male ich sie am liebsten von unserer (nordischen) Natur . ."

Die Beschädigung des Bildes in Prag machte eine Reise dorthin nötig. Am 9. Mai 1850 kam aus Prag ein Brief nach Nischwitz: „Nachdem ich in drei Hotels vergebens angefragt hatte, endlich im Schwarzen Roß ein Unterkommen!" Kriegels holten ihn in ihre Wohnung. „Das beschädigte Bild ist leicht herzustellen, kann aber in Prag nicht mehr ausgestellt werden. Auf der Ausstellung sind sehr schöne Bilder, auch ist nicht unbedeutend gekauft worden. Große Bilder finden jedoch keine Käufer, für kleine ist der Preis sehr gering. Außerdem werden n u r Bilder gekauft, die von R u b e n empfohlen werden. Er ist dem hohen Adel sehr befreundet. Andere Private kaufen nichts. Geschieht es einmal, so müssen sie es geheim halten, um von ihren Mitbürgern nicht für Verschwender gehalten zu werden. Ich bin gut aufgenommen worden, aber wegen des chaotischen Parteigetriebes hat der Aufenthalt hier etwas so Unerquickliches — durch niedrigen Rassenhaß noch abscheulicher

gemacht —, daß ich mich recht herzlich nach meiner stillen Heimat sehne. Curtius habe ich getroffen, er hat hier eine angenehme Stellung und ist entzückt von der Schönheit der Stadt."

Die Rückreise machte Vater über Karlsbad, wohin Frau Arnemann aus Hamburg ihn geladen hatte. Den Sommer über haben wir ihn auf seinem Landsitz in Nischwitz zu denken. Viele Zeichnungen und Studien seiner Hand zeigen uns die anmutigen, leicht bewegten Ufer der Mulde und Feldarbeiter bei der Ernte.

Die politischen Wirren in Schleswig-Holstein hielten ihn in Atem, zumal sein jüngster Bruder Emanuel noch mit im Felde stand. Er schrieb nach Hause:

„Nischwitz, 31ten Juli 50.

Ihr Lieben!

Die Schlacht verloren, mein Bruder verwundet! — schreckliche Nachrichten für mich, der ich so warm für mein Vaterland und die Meinigen fühle. Es scheint aber doch noch nicht alles verloren. Und die Wunde ist, wie Ihr schreibt, nicht gefährlich? . . . Ich erbitte mir über Emanuels Zustand die genauesten Berichte. Ich wünsche ihm baldige Genesung von der ihn ehrenden Wunde!

Mich haben diese Nachrichten unendlich geschmerzt. Alle meine Gedanken sind immer bei Euch . . .

Was soll ich aus dieser ländlichen Einsamkeit schreiben, wo der Eine große Gedanke alle anderen verdrängt?

Liegt Emanuel bei den Eltern? Ist kein Knochen im Fuß verletzt?

Überall in Deutschland hegt man die größte Sympathie für Euch. Deutschland, schwach durch seine Zerrissenheit, ist dazu verdammt, untätig an seinem Grimm zu kauen. Soll es denn nie anders und besser werden?!

Wie ist die Stimmung bei Euch? Hat die Niederlage entmutigt? Oder sieht man mit Festigkeit, hoffend und vertrauend den nächsten Ereignissen entgegen? Von (Vetter) Wilhelm Krüger höre ich nichts. Wo steht er jetzt und ist er glücklich davongekommen?

Das Manifest des Statthalters hat mir sehr gefallen und mich auch

ergriffen. Es ist die ernste Sprache einer guten Sache, ein würdiger Ausdruck der Gesinnung des herrlichen Volksstammes, dem wir das Glück haben anzugehören. Ein solches Volk wird und kann nicht zugrunde gehen. Noch immer bin ich der Meinung, Dänemark gräbt sich durch seinen waghalsigen Krieg selbst sein Grab.

Ich erwarte jetzt von dänischer Seite Schritte wegen einer Verfassung für Schleswig-Holstein, die scheinbar annehmbar sein wird, um den Widerstand zu brechen. Ich glaube deshalb nicht, daß so bald wieder Entscheidendes fallen wird. Man wird Schleswig als völlig besetzt ansehen und das Beabsichtigte damit vornehmen. Offensiv wird die Schl.-Holst. Armee schwerlich so bald auftreten können. Doch was kommt, liegt in Gottes Hand. Den lieben Eltern lege ich ans Herz, die schwere Zeit mit Mut und Fassung zu ertragen und einen Stolz darein zu setzen, zwei Söhne zur Verteidigung der heimatlichen Rechte gestellt zu haben . . ."

An Hebbel schrieb er am 2. September von Nischwitz aus in einem längeren Brief auch über diese Fragen:

„Unsere armen Landsleute! Von meinen Eltern und Geschwistern habe ich wöchentlich zweimal Bericht über die dortigen Zustände. Mein jüngster Bruder, Leutnant in der Armee, bekam bei der Schlacht von Idstedt eine Kugel in den linken Fuß; nachdem ein Knochen nach dem andern hat herausgenommen werden müssen, hat man sich vor 4 Wochen entschließen müssen, den halben Fuß abzunehmen. Er liegt noch immer, ist aber in der Heilung, kann auch schon täglich einige Stunden auf sein. Er hofft, durch einen künstlichen Fußteil unterstützt, wieder gehen und Dienst tun zu können. Mein zweiter Bruder Cornelius steht in Rendsburg und ist bis jetzt ohne Wunden davon gekommen. Dir und Deiner lieben Frau alles Gute! Schreibe mir bald wieder. In alter Gesinnung

Dein Louis Gurlitt."

Emanuel, später Bürgermeister von Husum, war ein ganzer Mann: Bei den schweren Operationen seines Fußes sah er zu, wie ihm ein Knöchel nach dem anderen ausgelöst wurde, und das, ohne

Zeichen des Schmerzes von sich zu geben. Narkose gab es noch nicht, oder ließ er nicht zu. Er wollte sehen, was mit ihm vorging.

Sein Bruder Cornelius kam nicht ins Feuer. Er diente als Musikmeister bei der Militärkapelle und schrieb die amüsantesten Briefe, die auch einmal ans Licht gezogen werden sollten.

Den Brief an Hebbel schließt unser Vater mit ernsten Betrachtungen über seine Finanznot als Folge der politischen Unsicherheit und Verworrenheit. „Es ist aber doch schrecklich: Du warst in Wurzen, von wo Du unser Haus liegen siehst und kommst nicht zu uns! Hätte ich nicht alle Ursache gehabt, die Kosten zu scheuen, wäre ich von Prag zu Dir gekommen, aber diese leidige Zeit zwingt einen, auf den Pfennig zu sehen. Daß es Dir so gut geht, freut mich sehr, denn ich lerne es jetzt, wie sehr es niederdrückt, sich Nahrungssorgen machen zu müssen. In diesem Jahre habe ich kaum 300 Thlr. eingenommen, hätte ich nicht ein kleines Capital zurück gelegt, stände es sehr schlimm um uns — doch scheint es sich etwas bessern zu wollen, denn zugleich mit Deinem ersten Brief erhielt ich von einem Engländer aus Berlin den Auftrag, ein Bild für 60 Frdor zu malen."

Der Plan, in diesem Jahre nach dem Norden zu gehen, kam erst Anfang Oktober zur Ausführung. Am 7. Oktober meldet ein Brief aus Altona seiner Frau, daß Vater den alten Papa nach Umständen sehr wohl antraf, aber doch außerordentlich verändert: statt des lebensfrischen, heiteren Mannes — einen hinfälligen Greis. „Emanuels Fußwunde heilt. Er ist wohl und guter Dinge. Seine Braut ist ein wirklich schönes Mädchen und alle haben sie sehr gern. Sie verrichtet still die häuslichen Geschäfte und wirkt auf mich sehr angenehm durch ihre schöne, liebenswürdige Erscheinung." Es folgt Politisches:

„Die Sache bei Friedrichsstadt ist vollkommen verloren; die Stimmung im Lande höchst betrübt und gedrückt. Es ist entsetzlich, was das arme kleine Völkchen leidet. Man sieht auch nur ernste, betrübte Gesichter. Alle Menschen sind wie um zehn Jahre

älter geworden ... (Die A r n e m a n n fand ich heiter und gefaßt: den Kopf immer oben.) In dieser allgemeinen Not vergißt man leichter seine eigenen Sorgen ... Mutter hat sich unsäglich darauf gefreut, Dich kennen zu lernen. Überhaupt hat meine ganze Familie eine Verehrung und Liebe für Dich, die Dir den Aufenthalt hier gewiß angenehm machen würde."

„Altona, den 15ten Oct. 50.

Es ist eine sehr ungünstige Zeit. Die Leute seufzen und klagen über die wahrhaft enormen Steuern. So hat nach letzter Ausschreibung der Kaufmann Bauer 100 000 pCt. zu zahlen. Der Sinn für Kunst ist aber noch nicht völlig erstorben, nur daß die Leute keine Bestellungen machen ... Freitag gehe ich nach Berlin auf nur wenige Tage. Ich sehne mich nach Euch und nach Arbeit ... Cornelius gibt ein Konzert in Rendsburg zum Besten der Friedrichsstädter. Es sind dort sehr viele Menschen geblieben: wo man hinkommt, trifft man Trauer und Betrübnis. Meine Eltern hoffen, nächstes Jahr ohne unsere Unterstützung durchkommen zu können, was uns, sollten sich die Einnahmen nicht besser gestalten, eine große Hilfe sein wird."

Zu Weihnachten war Vater wieder zu Hause.

Am 29. Dezember schrieb er an seine Eltern und Geschwister einen Neujahrsbrief, der seine Stimmung am besten verrät:

„Ein verhängnisvolles, trübes Jahr liegt hinter uns: wir stehen am Anfang eines neuen, von dem wir noch nicht wissen, was es uns bringen wird, ob Leid ob Freud. Doch, was es auch über uns verhängen mag, sind wir am Schluß desselben nur so glücklich, kein Familienmitglied zu vermissen, so wollen wir alles Andere mit Mut tragen, mit Vertrauen erwarten." ... Und in demselben Briefe meldet seine Frau: „... Am Tage sind wir fleißig, des Abends haben wir durch Frau von Ritzenberg angenehme Zerstreuungen. Die Kinder sind wohl. Louis schafft viel und mit Lust, so daß ich ganz zufrieden bin ..."

Tapfere Menschen!

Den Winter 1850 und Sommer 1851 über muß Vater in Nischwitz gelebt haben, denn es fehlen Briefe an seine Frau bis zum Herbst hin. Aus Nischwitz finden sich auffallend wenig Bleistiftstudien und farbige Skizzen: Im Skizzenbuch (24,5×33) 3 Blätter, in einem andern (15,5×9) 4—5 (eine, S. 122, vielleicht aus Ungarn), die anderen auf S. 143, 144, 146, nur eines mit Datum, 17. Juli 49, ein Blick auf das Schloß und die Dorfkirche (S. 243). An farbigen Studien haben wir 7—8 Stück. Ein besonders schönes hat Bruder Cornelius geerbt, da es seine Heimat darstellt. Ich vermute, daß größere Blätter von dem Hochstapler Wagner hier gestohlen wurden (siehe später) und zerstreut sind. Die Bilder, die inzwischen entstanden, versuchte Vater auf seiner Reise über Leipzig, Hannover nach Altona und Hamburg an den Mann zu bringen (20. August 1851); „Die Fahrt auf der Elbe bei herrlichstem Wetter war wahrhaft entzückend. Ich schwelgte wieder recht in Jugenderinnerungen. Die Eltern traf ich ganz außerordentlich wohl." . . . Vom Verkauf der Bilder aber kein Wort! Es waren wirklich schwere Zeiten unverschuldeter Not. Was half aller Fleiß, was das Aufgebot aller Kräfte? Die Bilder gefielen, aber das Geld saß selbst den Reichen zu fest in der Tasche, weil sie politisch beunruhigt und voller Sorgen waren. Von Altona gings nach Berlin (3. Oktober 1851): „In Altona habe ich alles wohl verlassen; man hat mich überall sehr freundlich aufgenommen. Bestellungen habe ich nicht bekommen, wohl aber hoffentlich nützliche Briefe für Wien." Inzwischen mußte unsere Mutter das Häuschen in Nischwitz räumen, um am 4. Oktober in Wurzen Wohnung zu nehmen: „Morgen werde ich besonders viel an Euch denken, wenn Ihr zum ersten Mal mit Sack und Pack von unserem Nischwitz Abschied nehmt. Gebe Gott, daß die Trennung und alles andere, was die Trennung nötig macht, zum Guten für uns ausschlage und einigermaßen die Hoffnungen erfüllt werden, die wir daran knüpfen! In 8—12 Tagen bin ich wieder bei Dir und damit wäre der erste Akt des großen Unternehmens geschlossen." Das große Unternehmen aber ist die Übersiedelung nach W i e n.

Um vorher zu erkunden und auszuproben, ob sich dieses Unter-

nehmen auch wirklich empfehle, zog Vater zunächst für einen Winter allein nach Wien, so schwer ihm auch die lange Trennung von Weib und Kindern ankam.

Am 16. Oktober 1851 kam er in Wien an, nahm sich zunächst Wohnung und Atelier in der Leopoldstadt und kam sehr schnell in die Wiener Gesellschaft, in die ihn Hebbel und seine Kunstgenossen Rahl, Amerling, Blaas und Stohl einführten.

Vater ließ sich ein großes Bild von zu Hause nachschicken und schreibt an einem Mittwoch (Datum fehlt): „Seit gestern Abend steht mein Bild wohlbehalten im Atelier, und ich finde, daß ich doch kein ganz schlechter Künstler bin. — Zwei Herren, die es heute bei mir gesehen, sind ‚ganz hin' davon und werden Lärm blasen. — Das kleine Bild ist in der Ausstellung verkauft: die erste Schwalbe, die den Sommer noch nicht macht, aber den Frühling verheißt. — Mich hat diese an sich kleine Freude so überwältigt, daß mich die Tränen kaum sehen lassen, was ich schreibe. Ich hatte aber auch zu viel in meinem Gemüte gelitten!" — Donnerstag: „Eben war Stohl hier, das Bild zu sehen. Er war ganz außer sich und lief fort, es dem und dem zu sagen. Heute male ich noch nicht, weil viele Leute kommen werden, es anzusehen." — Freitag: „Mein Bild gefällt ganz außerordentlich. Ich werde geradezu gequält, es auf die Ausstellung zu geben."

Auch sonst blieb der Erfolg nicht aus: Am 22. Dezember 1851 konnte er an seine Frau schreiben: „Mein großes Bild macht ganz ungeheures Furore. Die Menschen wissen es gar nicht genug zu rühmen und mancher sitzt 2 Stunden lang, es anzusehen, bis ihn Augenschmerz hindert, dabei zu bleiben. Die meisten meinen, noch nie eine Landschaft gesehen zu haben, die so schön sei und sie so anziehe. Das mögen sie nun vor sich selbst verantworten, genug: ich werde bewundert und angestaunt, wie nie zuvor. Dabei ist sehr amüsant, zu sehen, wie Leute, die nichts von mir wußten und mich eben als gewöhnlichen reisenden Maler aufnahmen, sich jetzt bemühen, ihr Benehmen gegen mich zu ändern." (Ersten Weihnachtstag 51): „ . . . Heute waren schon wieder zwölf Gäste

Ernte. Skizzenbuch 1840/52. Ungarn ? Bleistift. Originalgröße

da, mein Bild zu sehen. Einer von ihnen, ein junger Herr Bach, Bruder des Ministers, erzählte mir, Dessauer habe in einer Gesellschaft gesagt: ‚Gurlitt hat es gemacht wie ein Fürst, der incognito reist: Er öffnet zufällig seinen Rock und der Stern verrät ihn als Fürsten.' Du weißt, in welchem Sinne ich das mitteile, damit Du nämlich siehst, wie sehr mein großes Bild die Leute frappiert."

Ein Neujahrsbrief meines Vaters an seine Eltern aus Wien, Leopoldstadt, d. 28sten Dec. 51, National-Gasthof, gibt einen Überblick über das ganze Jahr: . . . „Über meine Stellung hier kann ich bis jetzt wenig erzählen, nur daß meine Bilder großes Aufsehen erregen und soviel Besuch zu mir herlocken, daß ich in der letzten Zeit wenig arbeiten konnte. Ich glaube, dieses Opfer bringen zu müssen, weil ich hoffen darf, später davon Vorteil zu genießen. Ein großes Bild, das ich habe herkommen lassen, gefällt ganz außerordentlich. Verkauft habe ich erst ein kleines Bild, ein anderes bestellt bekommen. In der Gesellschaft bin ich sehr gut aufgenommen, werde gerühmt und bewundert wie nie zuvor. Es ist notwendig, daß der Künstler von Zeit zu Zeit in einer großen Stadt lebt. Solche Aufmunterungen und Anregungen machen ihn doch mutiger und kräftiger zu neuen Schöpfungen." . . . Weihnachten unter dem Christbaum beim Maler Stohl, bei dem Memo in Rom in Pflege war. Vorher Diner beim Grafen Saint Genois, allerlei sinnige Geschenke, einen Pinsel mit Seide umwunden, darauf in Gold der Name Louis Gurlitt eingestickt, am Stuhl ein Lorbeer-

zweig ‚mit roter Schleufe' etc. . . . „Ich lebe in einem wahren Gesellschaftstrubel, eigentlich sehr gegen meine Neigung, halte es aber für den Anfang doch für nötig, um das Terrain kennen zu lernen. Später werfe ich den Ballast ab und kehre zu meiner gewohnten stillen Lebensweise zurück . . ."

1852. Dalmatien

Ein halbes Jahr lebte Vater so als Junggesell in Wien und schrieb inzwischen viele Briefe nach Hause voller Sehnsucht und Ungeduld.

Zu Silvester 1851/52 sitzt er bei Maler Stohl, zusammen mit dem Landschaftsmaler Remi van Haanen, um bei einem Glase Punsch ein Hoch auf seine Lieben in Wurzen auszubringen. „Das verflossene Jahr", schrieb er, „hat uns gnädig vor ernsten Krankheiten geschützt. Wir treten gesund in das neue ein und hoffen auch von ihm diese große Wohltat. Dann läßt sich alles, was uns sonst begegnen mag, leichter ertragen. . . . Ich habe aber die beste Hoffnung, daß auch der Erwerb in diesem Jahre so reichlich sein wird, daß wir nicht nur leben, sondern auch etwas erübrigen werden. Und, wenn auch mit Entbehrung und Opfern erkämpft, wäre das doch Grund genug, um zufrieden und glücklich zu sein. . . . Eben war Baron Pereira und der holländische Gesandte bei mir. Beide große Kunstfreunde. Meine Bilder gefielen ihnen sehr. . . . Vorgestern waren Baron Mayndorf, Graf und Gräfin Waldstein und Legationsrat Frank außer anderen hier. . . . Mittag war ich bei Mayndorf zu Tisch. Er war höchst liebenswürdig und möchte mir gern nützlich sein, was ihm auf die eine oder andere Weise auch gelingen wird. . . . Morgen beendige ich ein zweites Bild vom Gardasee. Dann habe ich vier Bilder fertig. Zwei davon habe ich auf die Ausstellung geschickt. . . . Graf Thun war heute bei mir. Er reorganisiert noch immer die Akademie und kann damit nicht zu Ende kommen; möchte gern fremde Elemente heranziehen, findet aber von seiten der hiesigen Künstler den größten Widerstand. Wie man denn überhaupt hier gegen ‚Fremde', will sagen Deutsche, wenig freundlich gesinnt ist: Im ganzen erkennt man ihre Über-

legenheit an, fühlt sich aber im Stolz verletzt, es auszusprechen oder sich unterzuordnen. —— Graf Thun hat mich besucht und ich bin zweimal zu ihm geladen gewesen. Die Akademie ist reorganisiert. Außer Österreichern sind Dr. Ruben und der Architekt Bürklein zu Professoren ernannt. Ruben und Thun sind sehr genaue Freunde und die Berufungen an auswärtige Künstler gehen nur durch Ruben. — Das findet bei allen Künstlern die größte Opposition, so daß ich nicht an seiner Stelle sein möchte. Übrigens ist er ein gewandter Mensch und beißt sich vielleicht durch. Einer der alten Professoren der Landschaftsmalerei (Steinfeld) ist geblieben, wird aber gewiß auch fallen. Ruben soll Direktor werden. Sein Schwager ist der Landschaftsmaler Haushofer, Professor in Prag, den er gewiß herziehen wird. . . . Neulich sagte der Landschaftsmaler van Haanen zu mir: ‚Sie sollten hier Professor werden, Sie eignen sich ganz dazu.' — Mir wurde ganz angst bei dem Gedanken, wie dornenvoll und angefochten meine Stellung sein würde. — Doch ich kann mich beruhigen: es wird von mir schwerlich eine Entscheidung verlangt werden. . . . . Jeden Monat ist eine neue Ausstellung und immer sind die besten Bilder der letzten Dezennien dort. Jetzt vier der besten, vom Konsul Wagner ausgestellt, nebst anderen aus privatem Besitz. . . . Es ist sehr schwer, sich neben solchen Bildern geltend zu machen, und ich gehe nicht ohne große Besorgnis der nächsten großen Ausstellung im Februar entgegen, wo ich mein großes Bild hingebe. Die Leute, die es bei mir sahen, meinen alle, es müsse Furore machen. Ich bin weniger sanguinisch und will abwarten, was es gibt. . . . Ich male jetzt denselben Gegenstand im Kleinen, den ich für Rothschild gemalt habe. . . . Noch 14 Tage und ich bin schon ein Vierteljahr in Wien. . . . Wenn ich mir das Frühjahr in Nischwitz denke und an mein Atelier und den Garten, so hüpft mir das Herz im Leibe. Wie werde ich die ruhige Abgeschiedenheit nach diesem bewegten Winter genießen! Und wie froh wollen wir in unserem hübschen Hause sein! — Muß es dann verkauft werden, auch gut! Im Sommer können wir uns doch noch daran erfreuen . . ."

Es folgen noch viele Briefe, die über das Wiener Leben tagebuchartig berichten. Ich kann davon nur wenige Stellen ausziehen, die sich auf den Künstler selbst und seine Kunst beziehen. „. . Seit einigen Tagen ist so trübes Wetter, daß an Malen nicht zu denken ist . . . Eine solche Zeit ist für mich nicht erfreulich. Die Gedanken schweifen überall umher und wirken Sehnsucht und Ernst. Das ist bei meiner Art, trübe zu sehen, sehr wenig erwünscht. Sitze ich aber an meiner Staffelei, ganz mit meinen Arbeiten beschäftigt, so komme ich mir glücklich und gesichert vor und meine, es kann uns nicht fehlen, um die mäßigen Ansprüche zu befriedigen, die wir an das Leben stellen. . . . Ein großes Bild raubt mir viel Zeit. Ich will froh sein, wenn es aus dem Atelier ist. — Möchte es nur nicht zurückkommen! Nächsten Monat (Februar) stelle ich es aus. . . . Ich singe oft in meinem Atelier mit gedämpfter Stimme, um meine Nachbarn möglichst wenig zu belästigen, und ich bin sonst, wie Du mich kennst: im ganzen ernst, mitunter sehr heiter und zur Abwechslung einmal wieder recht melancholisch. . . . Mit Hebbel komme ich nicht mehr zusammen. Du kannst Dir denken, wie leid es mir ist. Als ich zum letzten Male bei ihm war, war sein Betragen so wunderbar, daß ich nicht wieder zu ihm gehen zu können glaubte, ohne erst seinen Besuch abzuwarten. . . . Gott mag wissen, was er sich alles zusammenkombiniert hat und was er von mir glaubt. Ich bin ihm herzlich gut, bedaure ihn nur, daß seine Natur so beschaffen ist und es ihm unmöglich macht, einen selbständigen Menschen als Freund zu haben. — Wahre Freunde sind selten und man soll sich hüten, sie mutwillig von sich zu entfernen . . . ."

(12. Januar): „Ich muß es Dir doch gleich melden, daß heute das eine Bild vom Gardasee vom Verein für 400 Gulden gekauft worden ist. Morgen den 13. vor einem Vierteljahr reiste ich von Euch ab. Schon eine lange Zeit, die ich ohne Euch sein mußte." (28. Januar): „Mein großes Bild ist auf die Ausstellung gebracht. Am 1. Februar wird es gesehen werden. Für das Bild, das Herr v. Wertheimstein gekauft hat, hat sich schon ein vierter Käufer

gefunden, der holländische Gesandte Baron v. Heckerer. Er will jetzt warten, bis ich wieder ein Bild gemalt habe, das ihm gefällt. Ein belgischer Kunsthändler hat hier in acht Tagen für 30 000 Gulden Bilder verkauft. Wären meine Bilder nur nicht gar so groß! Das schreckt die Leute ab. Geld gäben sie schon aus." — Dienstag, 11 Uhr morgens (Datum fehlt): „Jetzt kann ich Dir ganz bestimmt sagen, daß ich Ostern zu Dir komme: Ich habe zwei Bilder um 1100 fl. an die Großfürstin von Rußland verkauft. Eben erhalte ich die Nachricht beim russischen Gesandten und bin noch atemlos vor Eile, Dir diese Botschaft mitzuteilen. Ich muß ein Bild für die Gräfin Lanskeronsky fertigstellen. Wie sehr freut mich jetzt der schöne Sonnenschein, der mir ins Fenster dringt, seit ich bestimmt weiß, bald zu Euch hinaus zu kommen." — Mittwoch: „Das kleine Bild kann in drei Tagen fertig sein, dann brauche ich noch zwei Tage zu einem nordischen Bild, untermale noch ein größeres Bild und bin dann zur Reise fertig. — Verkauft habe ich: Gegend am Gardasee (zweimal) 600 fl., Strand bei Palermo 150 fl., Partie auf Ischia 107 fl., Gegend bei Palermo 800 fl., dito 300 fl., Partie auf Ischia 150 fl. Von Marx erhalten 175 fl. Summe 2297 fl. Außerdem besitze ich noch ein Bild zu 250 fl., das ich, ehe ich abreise, dem Kunstverein anbieten werde. Drei Wochen nach meiner Ankunft konnte ich erst zu malen anfangen, habe diese Summe also ungefähr in fünf Monaten verdient und allen Grund, damit zufrieden zu sein; denn mit unseren Renten ist der Jahresbedarf fast gedeckt und mir bleibt noch lange Zeit zum Malen und Verdienen. — Professor Hettner aus Jena mit noch zwei anderen Professoren, Preller und Göttling, waren einige Tage hier auf der Durchreise nach Griechenland. Wir waren viel zusammen und haben uns viel über Fanny und Stahr unterhalten. — Der Kammerdiener des Baron v. Mayndorff war eben bei mir, mir zu sagen, das dritte Bild sei auch verkauft. Das ist das Bild, das ich für Marx bestimmt hatte. Ich glaube, daß der Kammerdiener nur Gelegenheit sucht, sich mir vorzustellen, um, wie es in Rußland Brauch ist, auch seinen Teil vom Gewinn zu bekommen." — Am 10. April kam Vater für 14 Tage

nach Nischwitz als Gast in sein eigenes Heim. Er mußte dann wieder auf lange Abschied nehmen und nicht ohne Sorgen, denn es galt, eine Reise nach Dalmatien anzutreten.

Anfang Mai meldet er aus Wien seinen schlechten Gesundheitszustand. Zwei Ärzte haben ihm eine Kur verordnet, die strenge Diät erfordert. Eine Studienreise nach Dalmatien soll sich zur Nachkur eignen. „Gestern nachmittag war ich mit Bauernfeld und Fürstenberg im Prater. Nachdem wir die schöne Welt in der Hauptallee gemustert hatten, tranken wir im Wurstelprater ein Glas Bier. Da ist alles, was eine kindliche Phantasie beglücken kann. Ein Ort gewiß zum Entzücken für unsere drei Jungen! Heute große Parade vor den beiden Kaisern, dem russischen als Gast. Ich sah von der Bastei herab einen außerordentlich prachtvollen Zug von schönen Uniformen zum Tore hinaussprengen: die beiden Kaiser mit dem Generalstab. Ganz Wien war auf den Beinen." — 30. Mai: „Die Großfürstin hat nur zwei Bilder gekauft. Mit dem dritten war es, wie ich gleich vermutete, nur ein ‚Irrtum'." — Am 15. Mai kann Vater melden, daß er nach vielen mühseligen Umhersuchen eine Wohnung für seine Familie gefunden habe. — „Ist sie auch etwas beschränkt, so ist sie doch freundlich und anständig und namentlich für die Kinder herrlich gelegen, nämlich in der Jägerzeile am Prater. Das Licht ist gut, und sie kostet 330 fl., viel weniger als ich vermutet hatte. Ich habe sie zu Michaelis gemietet. Wir haben den Blick über einen Teil des Praters und über Gärten. Das Haus ist erst vor zwei Jahren gebaut." (Mich interessiert die Wohnung deshalb, weil ich selbst mit zwei Geschwistern darin geboren bin, ich — drei Jahre nach diesem Briefe.)

Nach ausführlichen Berechnungen der vielen Ausgaben, die der Aufenthalt in Wien nötig macht, schließt der Brief mit dem Ausruf: „Welches Glück, daß wir uns ein kleines Kapital und damit Renten erworben haben, die Miete, Schulgeld und noch vieles andere decken!"

Die Briefe aus dieser Zeit nennen eine Menge bekannter Wiener Namen der Aristokratie und Hochfinanz: Wertheimstein, Todesco,

Graf Saint Genois, Baron Pereira usw., außerdem viele Gelehrte und Künstler: von Littrow, Ernst Brücke, Bauernfeld, Castelli, Förster, Hansen, Rosenthal u. a. „Morgen Abend bin ich zum Theater bei Frau von Todesco geladen. Um 10 Uhr kommen die Gäste. Die besten Schauspieler des Burgtheaters spielen. Und so geht es tagaus, tagein, während Du einsam in dem Landstädtchen sitzest. Und doch weiß ich nicht, wessen Los vorzuziehen ist. Du hast die Kinder bei Dir, und was die einem sind, das fühlt man erst ganz, wenn man sie nicht um sich hat. Freue ich mich doch kindisch an den Brocken, die mir von ihren Lebensäußerungen aus Deinen Briefen zufallen. So lange es Tag ist, bin ich mit allen meinen Gedanken bei der Arbeit und abends habe ich die Zerstreuung. Müßte ich abends auch zu Hause bleiben, ich hielte es nicht aus. Genug, jeder von uns hat sein Teil zu tragen und froh wollen wir sein, wenn wir wieder beisammen sind. Folgende Bilder habe ich gemalt: Sizilianischer Strand, Graf Saint Genois 150 fl., Gardasee, der Kunstverein 300 fl., dito 300 fl., Genazzano im Sabinergebirge (unverkauft) 130 fl., dänische Landschaft für Marx 190 fl., Ischia, Graf Saint Genois 120 fl., Gegend bei Palermo (unverkauft) 200 fl."

Damals wurde mein Vater durch Unterhandlungen wegen des Verkaufes des Nischwitzer Hauses an Frau von Ritzenberg beunruhigt: „Der Künstler ist ja leider eine so sensible Natur, daß ihn jedes Geschäftliche leicht aus der Fassung bringt. — Ich soll im Atem erhalten werden. — Glaube mir, die Geschichte absorbiert ganz meine Gedanken, und es wäre mir schauderhaft, wenn es mir nicht gelingen sollte, sie zum gütlichen Austrag zu bringen. — Gott, es ist so vieles, was mich peinigt und verfolgt: getäuschte Hoffnungen, fehlgeschlagene Wünsche und Erwartungen, Zweifel und Sorgen! Das einzige aber wäre mir unerträglich, wäre ich genötigt, gegen mein besseres Gefühl zu handeln." — Bald darauf heißt es: „Meine Meinung ist, wir sollten das Haus gleich verkaufen. Es ist aber recht schlimm, daß schon jetzt in dieser Sache ein Entschluß gefaßt werden muß, wo ich über meine Zukunft (in Wien) noch

gar nicht bestimmt urteilen kann. — Geht es hier so, wie ich zu hoffen einigen Grund habe, so wäre es freilich am zweckmäßigsten, Du kämst gleich zum Frühjahr mit den Kindern hierher (März-April). Ich ginge Ende Juni auf ein paar Monate ins Land, vielleicht nach Oberitalien oder ins hiesige Gebirge und wir sind dann zum nächsten Winter in Wien schon eingewohnt.“ — Mittwoch: „Heute habe ich ein zweites kleines Bild vollendet. Eine Gegend aus dem Sabinergebirge von Genazzano, reiche Ferne, vorne ein Schloß mit Bäumen, Sonnenuntergang. Fünf andere Bilder habe ich untermalt, das größte kaum $1^1/_2$ Ellen breit, die kleinsten nicht völlig $^3/_4$ Ellen.“ —

Die Sommerpläne bekamen feste Form durch Anregung eines Herrn Wagner, der Dalmatien vorschlug.

Mein Vater erzählt davon (1871) in seinen „Erinnerungen“:

„In einer Abendgesellschaft bei dem Landschaftsmaler Remi van Haanen ließ sich mir ein Herr W a g n e r vorstellen und bat mich um die Erlaubnis, mich zuweilen im Atelier besuchen zu dürfen. Er sei zwar nur Dilettant, aber ein sehr eifriger. Er kam dann auch häufig zu mir und lud mich öfter zu sich, wo ich sehr fetiert wurde. Er galt für sehr reich, besaß eine schöne Bibliothek und sehr wertvolle Kunstschätze.

Im Frühjahr 1852 proponierte er mir, mit ihm eine Reise nach Dalmatien zu machen. Es würde ihn sehr beglücken, wenn ich mich dazu entschließen wollte. Auf meine Erwiderung, daß ich gar nichts von Dalmatien kenne, sagte er, daß er mir Werke aus seiner Bibliothek schicken würde, aus denen ich ersehen könnte, welch herrliche Motive dort zu finden wären. Ich ging darauf ein und geriet damit in die Falle eines durchtriebenen Schwindlers.“

Lassen wir den Schwindler, der sich den arglosesten und ehrlichsten Mann zum Opfer auserkoren hatte, in eine Versenkung verschwinden, um dem Künstler auf seiner Reise zu folgen!

Während er tags über im Schweiße seines Angesichts zeichnete, fand er doch immer noch Zeit zu ausführlichen Reiseberichten an

seine Frau, aus denen wir hier das bringen, was auch fremden Lesern wertvoll sein kann.

Wien, 15. Juni 1852. „. . . Von dem Kriegsminister und dem Minister des Äußeren habe ich Empfehlungsbriefe an die dalmatinischen Militär-Gouverneure mit dem Auftrage, mir in meinen Zwecken förderlich zu sein und mir jeden Schutz zu gewähren."

Dalmatinische Volkstypen, 1852. Bleistift. Originalgröße

Triest, den 19. Juni 1852. „Nach einer guten Fahrt durch die fesselndsten Länder bin ich gestern hier angekommen, und zwar allein, weil Herr Wagner verhindert war, gleich mitzureisen. Wir treffen morgen hier zusammen und fahren Montag weiter. Die Schwester von Architekt Hansen hat die Fahrt mitgemacht und ist hier auf 14 Tage bei ihrem zweiten Bruder, der hier große Bauten ausführt.

Unterwegs überraschte mich Dessauer auf einem Anhaltepunkte, in Steiermark; Peggau, wo er den Sommer zubringt,

indem er in Begleitung der ‚drei schönsten Mädchen' Österreichs, so sagte er, mir frische Kränze brachte. Die Mädchen, Töchter eines reichen Gutsbesitzers, waren wirklich außerordentlich schön, und Du kannst Dir denken, wie wenig angenehm mir der k u r z e Aufenthalt von zwei Minuten war. Gestern habe ich meine Empfehlungsbriefe, die den Zweck haben, mir für Dalmatien andere Empfehlungen zu schaffen, abgegeben. Graf W i m p f e n, der Gouverneur des Küstenlandes, ist gestern Morgen abgereist und ich verliere dadurch seine wirksamen Empfehlungen. Gestern Mittag speiste ich bei H a n s e n, der in einer schönen Villa unmittelbar vor Triest wohnt. Abends gingen wir am Meere spazieren. In der Richtung gegen Venedig lagen dunkle Regenwolken, die sich dann in der Nacht entladen haben; ich ging früh ins Bett und bin erst spät, 8 Uhr, aufgestanden, um nach zwei ziemlich schlaflosen Reisenächten recht auszuruhen. Aber der tobende Lärm eines italienischen Gemüsemarktes vor meinem Fenster weckte mich immer wieder. Jetzt habe ich eine Zeitlang im Fenster gelegen und mich an dem Leben und Trubel erfreut."

S o n n t a g m o r g e n: „Ich schicke Dir diese Zeilen, um Dir die Adresse für Deine Briefe anzugeben. Von mir wirst Du in den ersten vierzehn Tagen nichts erfahren können, weil ich erst nach acht Tagen in Cattaro werde schreiben können und der Brief ebenso lange zurück braucht; so möchten es vielleicht sogar drei Wochen werden, bis der Brief bei Dir eintrifft; eher erwarte ihn auf keinen Fall, um nicht enttäuscht und ängstlich zu werden. Ich werde gleich mit dem zurückgehenden Dampfschiff schreiben. Die Gegenden müssen herrlich sein! Ich sah heute Morgen bei dem Maler F i e d l e r aus Berlin den wir auf unserer Reise nach Venedig kennen lernten, sehr schöne Sachen von Cattaro und Ragusa. Herr Wagner ist noch immer nicht gekommen und ich fange an zu fürchten, er bleibt ganz aus, was auch nicht so gefährlich wäre, denn ich treffe in Cattaro vier Maler aus Wien. Mir wäre es lieber, schnell dorthin zu kommen, so aber legt das Dampfschiff nach kurzen Tagesreisen nachts immer an. Dadurch lerne ich zwar viele Küstenstädte kennen, verliere

aber Zeit. Dein Brief wird wahrscheinlich mit mir die Reise nach Cattaro machen und mir dort gleich einen freundlichen Gruß aus der Heimat bringen."

„Auf dem Dampfschiff vor Zara. Dienstag abend.

Cattaro, 25. Juni 1852.

Gestern nachmittag 4 Uhr gab ich meinen letzten Brief an Dich auf die Post, und schon sitze ich wieder und schreibe. Gestern um 4 Uhr ging ich zu Schiff in guter Gesellschaft bei schönstem Wetter und spiegelglattem Meer. Nachdem wir nahe vor Pirano, Capodistria etc. vorbeipassiert waren, entfernten wir uns mehr von der Küste von Istrien und landeten in Lussin piccolo. Nach kurzem Aufenthalt gings weiter, und seit halb ein Uhr mittags sind wir in Zara, der Hauptstadt Dalmatiens. Die Gegend bis hierher bietet nichts Interessantes. Das Schöne fängt erst bei Sebenico und Spalato an. Ich habe gleich meine Empfehlungen abgegeben und kann nicht genug rühmen, mit welch außerordentlicher Zuvorkommenheit mir Militär- und Zivilbehörden alles an die Hand geben, um mir mein Unternehmen zu erleichtern. So habe ich unter anderem eine ‚Offene Ordre' für alle Militär- und Zivil-Kommandos, mir Leute zu meinem Dienst zu stellen, falls ich es wünsche.

Von der Schönheit des Landes wissen die Leute nicht genug Rühmens zu machen.

Bis hierher ist sehr steriles Land, die Inseln, zwischen denen wir heute durchfuhren, sind, mit wenig Ausnahmen, ohne jede Vegetation und ohne schöne Formen. Gegen das Festland zu hatten wir den ganzen Tag eine schrecklich öde, endlose Gebirgskette, die unersteigbar, aber auch ganz unbewohnt ist. Man dankt Gott, auf dem eilenden Schiffe die trostlose Gegend hinter sich lassen zu können. In Zara habe ich den Nachmittag recht angenehm verbracht; die Stadt hat interessante Bauwerke von St. M i c h e l e und den L o m b a r d i s , auch in den Kirchen einige gute venetianische Bilder."

Spalato, Mittwoch abend 10 Uhr.

Ich schreibe auf dem Dampfschiff in der herrlichsten Sommernacht. Der Gesang, gezogen und nicht sonderlich schön, tönt vom Strande zu mir. Das Meer ist wie eine Spiegelfläche. Um 6 Uhr kamen wir an und fahren morgen früh um 4 Uhr weiter. Menschen, Stadt und Landschaft kommen mir gar nicht mehr europäisch vor: Es ist eine ganz fremde Welt. Die eigentliche Stadt ist in die Ruinen des Palastes Kaiser Diocletians eingebaut. Heute abend verzehrte ich mein Gefrorenes im Innern eines antiken Tempels. Für Architekturmaler ist hier ganz Außerordentliches zu machen und auch für mich ist so viel Stoff da, daß ich mich von der Menge ganz erdrückt fühle, und ich sehe schon an Spalato, was ich noch weiter zu erwarten habe. Freitag nachmittag komme ich in Cattaro, der äußersten Grenze meiner Reise, an. Die Hitze ist erdrückend und Schweiß wird die Arbeit kosten! Aber ich bin wohl und guter Dinge und hoffe Brauchbares mitzubringen. Ich bin so gut empfohlen, daß, wo ich ankomme, mich Leute empfangen, Agenten der Dampfschiffe des Lloyd mir ihre Dienste und Geld genug, alles, was ich will, anbieten. Überall bin ich schon avertiert. Der Kapitän des Schiffes ist ein charmanter Mann. Eben habe ich sehr gute Seefische und Früchte mit ihm soupiert.

Von der Armut und dem Elend der Leute hier kann man sich nicht leicht einen Begriff machen, ehe man es mit eigenen Augen gesehen hat. Es sind schöne, große Gestalten, sehen aber meist ganz verhungert und schmutzig aus, auch floriert hier der Zopf noch und ist ihr Stolz und ihre Hauptzierde. Wenn ich all den Reichtum der Natur vor mir ausgebreitet sehe in ihrer eigenartigen Gestaltung, so verstumme ich, und es erfaßt mich Furcht und Mißtrauen zu meinen Kräften, mir dieses reiche Material in so kurzer Zeit aneignen zu können. Es kostete mich die größte Überwindung, den Gedanken zu fassen, die festgesetzte Frist unserer Wiedervereinigung auf Tage hinauszurücken, und doch hat die ganze Reise keinen anderen Zweck als: Euer Glück und somit auch das meine zu fördern.

Cattaro, den 25. abends.

Seit 4 Uhr nachmittag bin ich hier. Ich sehe auf das wilde montenegrinische Gebirge. Ein Weg führt im Zickzack auf, es scheint, als führe er eine glatte Wand hinauf. Auf der Straße wilde, abenteuerliche Gestalten neben deutschredenden Soldaten und Italienern, die gekleidet sind wie bei uns. Ich glaube nicht, daß ich hier lange bleiben werde: die Hitze ist unerträglich, und matt wie eine Fliege, in Schweiß gebadet, werde ich mit der Arbeit nicht viel schaffen. Die himmelhohen, vollkommen nackten Felsenwände sind geradezu glühend und kein Lüftchen bewegt sich. Es ist 8 Uhr und so warm in meinem Zimmer, daß ich nach und nach alles abgeworfen habe und, mit Permission, im Hemde dieses schreibe. Gestern bei Ragusa habe ich ganz herrliche Sachen gesehen, und dorthin werde ich bald meine Schritte wenden. Zwei Sachen halten mich in beständiger Furcht, meine Trägheit bei der großen Hitze und die Kürze der Zeit, die ich auf meine Studien zu verwenden habe. Gestern abend schrieb ich Dir nicht, weil ich in den Stunden, die ich sonst zum Schreiben verwende, in Ragusa bei dem Gouverneur von Dalmatien, Freiherrn von Mamula, war.

Ich wohne in einer locanda, Gasthaus, wobei Du Dir aber keine europäischen Vorstellungen machen darfst. Das Bett ist aber reinlich und die Leute sind, wie alle hier, gutmütig. Alle die Erzählungen von Gefahren sind Märchen, über die man hier lacht.

Budua, den 29. Juni 52.

Ich habe mir mit dieser Tour fast zu viel zugemutet: Hitze und sechs Stunden Ritt haben mich so zugerichtet, daß ich übermüdet gestern abend hier ankam. Mein Ranzen mit Malkasten und Kleidern etc. ist in Fetzen zerrissen. Erst fiel er bei einem starken Trab von meinem Pferd. Wir befestigten ihn nun auf dem Pferde eines Morlachen, da rissen die Riemen, der Ranzen schlenkerte dem Pferde an die Beine, es bäumte dicht an einem Abgrund, so daß ich fürchtete, Roß und Reiter müßten hinabstürzen, dann ging der Gaul durch und warf den Reiter unsanft zur Erde.

Ich wohne bei dem Kommandanten des kleinen Forts von Budua, einem Baron von Wimpfen. Sonst wäre hier auch nirgends unterzukommen. Heute morgen 7 Uhr gingen wir auf einer Barke ins Meer, um nach Lastua zu fahren. Nach einer Stunde aber erklärten die Schiffer, es sei unmöglich, die Fahrt zu machen: das Meer ging sehr hoch, und wir waren genötigt, wieder umzukehren. Gute Miene zum bösen Spiel machend, habe ich nichts Besseres zu tun gewußt, als mein krankes Gepäck einem kunstverständigen Soldaten zur Kur zu übergeben. In der ganzen Stadt wäre sonst niemand gewesen, der es machen könnte. Lieber möchte ich tot sein, als lange hier leben müssen, und die armen deutschen Truppen sind wahrhaft zu bedauern, die in diesem Erdenwinkel, fern von jeder Kultur und jedem Recurse, ihr Leben hinbringen müssen. Manch junger Offizier muß jahrelang auf solch einem einsamen Fort mit seinen Leuten bleiben. Er sieht die ganze Zeit niemanden, höchstens einmal einen der wilden Montenegriner. Er läuft selbst Gefahr, zu verwildern unter dem glühenden Sonnenbrand auf seiner nackten Felskuppe. Und wie schlecht müssen die armen Menschen leben! Schon deshalb werde ich immer vorher avisiert, damit nur einiges herbeigeschafft wird, oft mit großer Anstrengung. Hier bekommt man freilich einen anderen Begriff von dem sogenannten Paradedienst der Soldaten.

Die eben angekommene ‚Allgemeine Zeitung' vom 13. Juni bringt mir traurige Nachrichten aus Holstein. Wie die Dänen sich an dem armen Lande rächen — es ist zum wütend werden! Ich werde keine Zeitung mehr lesen, bis ich zurückkomme. Wie ich mich auf das Zurückkommen freue, kann ich gar nicht sagen.

Sonnabend, den 3. Juli, Budua.

Seit zwei Stunden bin ich wieder hier, nachdem ich eine höchst beschwerliche Reise an die äußerste Grenze des Landes gemacht habe. Noch am Nachmittag des 29. Juni gingen wir wieder nach Lastua in See, ich fand bei dem dort liegenden Kapitän Cromton eine sehr gute Aufnahme und in ihm einen sehr liebenswürdigen Mann. Lastua besteht aus nur einigen Wohnungen und liegt am

Meere. Von dort ging ich am nächsten Morgen in Begleitung zweier Soldaten und eines Panduren, alle immer mit scharf geladenen Gewehren, auf die Bergfeste Prececa, an der türkisch-montenegrinischen Grenze. Eine chaotisch wilde Gebirgsnatur, die Felsen übereinander gestürzt. Der Blick auf Albanien mit dem See von Scutari sehr schön! Hitze und Abspannung erschweren mir aber die Arbeit außerordentlich und das Leben unter dem Räubervolke, das mir ärger als das liebe Vieh vorkommt, lassen mich zu keiner heiteren Stimmung kommen. Ihre Wohnungen sind wahre Kloaken mit einem Loch zum Einsteigen. Das wilde Geschrei der Hirten hält einen in beständiger Aufregung. Und oft beim Arbeiten war es mir unheimlich, diese wilden, bewaffneten Kerle in meiner Nähe auftauchen zu sehen. Bewaffnet ist jeder, selbst 12 jährige Kinder. Die Grenze von Montenegro, 40 Schritte von mir entfernt, darf niemand von dieser Seite überschreiten; er wäre dann so gut wie vogelfrei. Auf die Länge in solchem Zustande zu leben, wäre mir nicht möglich, und mein einziger Trost ist die frohe Aussicht auf Nischwitz. Einiges habe ich gearbeitet.

Gestern morgen ging ich von Prececa, von zwei Soldaten eskortiert, nach einem anderen Posten, Larizza, von dort mit anderer Eskorde nach Blockhaus und Lastua am Meere, wo ich die Nacht blieb, um frühmorgens 4 Uhr zu Schiff nach Budua zu fahren. Schon um 7 Uhr traf ich ein und fand Baron Wimpfen noch im Bette. Diese Nacht hatte ich starkes Fieber und fühle mich gar nicht wohl, aber doch reise ich heute noch nach Cattaro, und zwar nur, weil ich hoffe, dort einen freundlichen Gruß von Dir, meine geliebte Frau, vorzufinden. In dieser Gegend bin ich außer dem Postbereich. Von jetzt an entferne ich mich nicht mehr von der Küste und der Nähe der Städte, so daß Gefahr und übermäßige Anstrengung jetzt hinter mir liegen, und was mich namentlich angenehm belebt, es geht dem Norden und der Zivilisation entgegen. Eben habe ich ein Pferd und einen Panduren zur Begleitung genommen. Um 4 Uhr gehts weiter, um 9 Uhr hoffe ich in Cattaro zu sein, in welchem Zustand, das mögen die Götter wissen!“

„Sonntag, den 4. Juli.

Heute habe ich mich recht ausgeruht, bin bis $7^1/_2$ Uhr im Bett gewesen und fühle mich sehr wohl. Am Nachmittag will ich wieder arbeiten. Die Häuser sind alle wie ausgestorben, alle Fenster mit Läden und Jalousien fest verschlossen, die Hitze abzuhalten. Das ganze Land ist entsetzlich wild durcheinander. Bäume sind selten, die Bora, ein orkanartiger Wind, bricht sie, und ich übertreibe nicht, wenn ich sage: zwei Drittel der Wohnungen auf dem Lande sind Ruinen ohne Dach, teils von den Türken, teils von den Montenegrinern ausgeraubt und verbrannt. Und die Städte! In B u d u a mußte mein Gepäck vor die Stadt gebracht werden, weil die Straßen für die Passage der Pferde zu eng sind. Ein Haus ist ohne Dach, das andere ganz durchlöchert, und die Wohnungen sind so unerquickliche Schmutzlöcher ohne alle Einrichtung, daß ich mich noch nicht veranlaßt gesehen habe, in eins hineinzutreten. Morgen ist unser Hochzeitstag, ich werde ihn festlich begehen; ich habe schon die Herren Offiziere, bei denen ich zu Mittag esse, davon benachrichtigt und einen besseren Wein herbeigeschafft, Dich hoch leben zu lassen. Diesen Brief erhältst Du etwa den 19. oder 20. Es bleibt dann kein Monat mehr bis zu meiner Ankunft."

„Den 5. Juli.

Ich habe den Tag dadurch gefeiert, daß ich recht fleißig war und heute mittag mit dem Kommandanten und dem Kapitän Breuer Dein Wohl trank! ——— Meine Burschen verlassen mich gewöhnlich nach einigen Tagen, weil es ihnen zu heiß ist, mit mir zu gehen, und doch ist das Gerät sehr leicht und ich trage fast die Hälfte. Ich schrieb neulich, es seien 35 Grad Hitze gewesen, das war ein Irrtum; so hoch kommt es im Schatten doch fast nie. Ich wohne in der Locanda la corona, habe ein ganz gutes Zimmer, aber mit schrecklicher Unordnung und Schmutz zu kämpfen. Übrigens gefällt mir Cattaro ganz gut. Es ist ein ganz lebhaftes Städtchen und abends im Café ist große deutsche Gesellschaft.

Mittwoch. Heut ist ein schlimmer Tag für mich; es hat schon um 7 Uhr angefangen zu regnen und auch vorher war schlechte

Beleuchtung, so daß mir der Tag ganz ausfällt. Das darf nicht oft kommen, sonst muß ich bis zum zweiten Dampfschiff bleiben, wenn ich etwas fertig bringen will."

„Castelnuovo, den 15. Juli.

Sonnabend, den 10., gegen Mittag landete ich in Meglio bei starkem Gewitter und ging dann nach dem eine halbe Stunde entfernten Castelnuovo bei erfrischendem Regen durch eine

Dalmatinische Volkstypen, 1852. Bleistift. Originalgröße.

herrliche baumreiche Gegend. Der Hauptmann Mohr besorgte mir gleich ein Privatlogis, für das ich täglich 20 Kreuzer zahle. Die Gegend ist göttlich, und hier fühle ich recht, wie meine Zeit gar zu kurz ist. Ich arbeite was ich kann und scheue gewiß keine Anstrengung, aber der Stoff überwältigt mich und mitunter meine ich, es verlohne gar nicht anzufangen. Hier ist eine Üppigkeit der Vegetation, wie ich sie noch nicht gesehen habe. Oleander, mannsdicke Bäume, Mandeln, Orangen und Maulbeerbäume wie große

Waldbäume. Feigen mit Stämmen, daß ich sie nicht umspannen kann, und dabei wuchert der Wein und herrliche blütenreiche Schlingpflanzen bedecken Felsen, Bäume und Häuser. Jeden Tag zieht ein drohendes Gewitter über die Berge, von Montenegro herauf, macht die Hitze geradezu erdrückend, kommt aber nicht zum Ausbruch. Morgen bin ich schon einen Monat von Wien fort, aber 14 Tage sind auf die Reise gegangen, so daß mir im ganzen nur vier Wochen zum Arbeiten auf dieser Reise bleiben werden. Was ich in dieser Zeit zusammenraffen kann, bringe ich Dir mit, vielleicht wirst Du mich wegen meines Fleißes loben. Ich muß stehend schreiben, denn ich habe keinen Tisch und die Kommode ist hoch.

Die Direktion der artistischen Anstalt des Lloyd hat sich an mich mit der Bitte gewandt, ihr Zeichnungen aus Dalmatien für den Stahlstich zu machen, und angefragt, was ich als Honorar verlange. Ich habe noch nicht geantwortet, glaube aber darauf eingehen zu können, falls sie anständig zu zahlen geneigt ist. Bei meinen Zeichnungen nehme ich immer Rücksicht darauf. Vielleicht kann mir dieser Nebenverdienst die Kosten der Reise decken. Heute habe ich eine Palme gemalt, es ist ein göttliches Gewächs!"

Hier zur Ergänzung die Notiz, daß diese Stahlstiche im Druck erschienen sind. Sie sind jetzt selten geworden, und es wäre erwünscht, daß die Kollektion zusammengebracht würde. Die Platten scheinen nicht mehr zu bestehen. Aber die großen Originalzeichnungen in Blei und mehrere Ölstudien, darunter die hier genannte Palme, sind Hauptstücke des künstlerischen Nachlasses.

„Sonnabend reise ich von hier ab. Mit schwerem Herzen lasse ich soviel Schönes zurück. In R a g u s a bleibe ich noch 8 Tage und ebensoviele in S p a l a t o. Freitag. In den 6 Tagen, die ich hier bin, habe ich sechs Zeichnungen und fünf Ölstudien gemacht: ich darf mit mir zufrieden sein. Morgen um 10 Uhr gehts weiter nach Ragusa. Heute Nachmittag zeichne ich noch, habe aber schon meine Sache gepackt, und morgen von 4 bis 8 Uhr früh zeichne ich noch einen sehr schönen Gegenstand, den ich heute entdeckt habe. Das Schlimme war hier, daß ich so früh keinen Kaffee bekommen

konnte und so ohne Frühstück fort mußte. Es ist mir schwer genug angekommen.

Am Bord des Dampfschiffes Istria. Vor einer Viertelstunde ging ich bei Megline an Bord und dampfe bei schönem Wetter nach Ragusa. Heute war Bazar in Castelnuovo. Es fanden sich die malerischsten Trachten zusammen. Ich glaube kaum, daß man an irgend einem anderen Ort so viel Interessantes beisammen sieht. Meine Kajütengesellschaft sind sehr dicke, wohlgenährte Mönche, auf dem Deck gibt es Türken, Griechen, Montenegriner, Dalmatiner, Italiener und Deutsche. Die Bevölkerung von Ragusa und Umgegend wird für die kultivierteste in Dalmatien gehalten, auch hier in Castelnuovo, obgleich nahe an der türkischen Grenze, sieht man sehr wenig bewaffnete Leute. Heute habe ich einige Kostüme gezeichnet, aber als die Leute es merkten, gingen sie gleich fort*)."

Ragusa, den 17. Juli 1852.

In Ragusa fand ich drei Briefe, vom 26. Juni, 1. und 4. Juli, vor. —— Ragusa ist eine stattliche, reinliche Stadt, mit schönen Gebäuden. Ich wohne in einer Privatwohnung für 20 Kreuzer täglich. Meine Feder habe ich an Bord liegen lassen, und hier im ganzen Hause ist natürlich keine, was in dem schreibseligen Deutschland gewiß auffallen würde. Ich bringe Dir einen großen Wolfspelz mit: den Wolf hat der Hauptmann B r e u e r in Montenegro geschossen und mir den Pelz überlassen; das gibt eine herrliche Decke! Wie freue ich mich, Euch alle wohl zu wissen! Auch ich bin es, und kann Dir sagen, daß ich nicht wenig stolz bin, so viel zu schaffen, trotz der übergroßen Hitze, die alles am Tage zu Hause hält. So halten meine Burschen, obgleich sie täglich 20 Kreuzer bekommen, selten länger als 2—3 Tage bei mir aus.

Auf frohes Wiedersehen!"

„Ragusa, den 22. Juli 1852.

Ich habe heute nachmittag notgedrungen eine Pause im Arbeiten machen müssen, weil meine Augen von dem blendenden Sonnen-

*) Diese Volkstypen finden sich in einem kleinen Skizzenbuch noch vor.

licht und vom vielen Arbeiten angegriffen sind; ich denke, durch die heutige Ruhe gestärkt, sie morgen wieder wacker gebrauchen zu können. Mit meinen Arbeiten will es hier nicht so schaffen wie in Castelnuovo, vielleicht habe ich dort zu viel gearbeitet. Wenn Du glaubst, ich schwelge hier in feinen Gemüsen, so irrst Du Dich sehr. Wachsen würde hier alles, bis jetzt habe ich aber nur Salat, Brechbohnen und Gurken zu sehen bekommen, dazu täglich ein sehr zähes Rindfleisch, aber eine gute Suppe. Einen Trunk Wasser aus unserem Brunnen wünsche ich mir! Was ich hier trinke, ist Regenwasser, in Zisternen gesammelt. Alles in allem gerechnet, ist es doch am besten in Deutschland. So interessant die Reise hierher ist, so möchte ich doch um keinen Preis immer hier leben.

Gestern malte ich vor der verfallenen Villa eines jetzt verarmten Nobile der Republik Ragusa eine Studie. Der alte Mann zeigte das größte Interesse und hat fast die ganze Zeit in voller Sonne unter Ächzen und Stöhnen an meiner Seite zugebracht, mir Kaffee bringen lassen und mir heute einen Besuch gemacht.

Freitag abend, den 23. Eben komme ich von einer Tour nach Gravosa zurück; es war den ganzen Tag starke, stechende Hitze und die Zeichnung, die ich mit nach Hause gebracht habe, ist unter Fluchen und Schimpfen entstanden. Es ist höchst betrübend, wie all die schönen Villen der Ragusaner von den Russen und Montenegrinern angezündet und verwüstet wurden und nur noch als Ruinen dastehen; das war 1804 oder 1806. Zugleich wurden 300 bis 400 Schiffe, ihr ganzer Reichtum, verbrannt, und so an einem Tag die ganze Republik, vielleicht für immer, arm gemacht. Zu dem Glanze, den Ragusa hatte, wird es sich gewiß nie mehr erheben.

Den 24., Mittag. Ich werde noch acht Tage hierbleiben. Bin wieder vollkommen wohl. Heute ist etwas frische Luft, aber ein Königreich für ein Glas frischen Wassers aus Nischwitz!

Auf dem Dampfschiffe unter der Insel Lesina, den 25. Juli.

Gestern mittag schrieb ich Dir, daß ich acht Tage später erst von Ragusa abgehen würde, aber als ich am Nachmittag arbeiten wollte, schmerzten mich meine Augen so bedenklich, daß ich zusammen-

packen und nach Hause gehen mußte. Verdrießlich und bedenklich über den Zustand der Augen, faßte ich den Entschluß, weiter zu reisen. Besonders da mich ein Arzt auf die Gefahr einer Augenentzündung aufmerksam machte, der Fremde bei der Hitze und dem entsetzlich blendenden Lichte leicht ausgesetzt seien. Sein Rat war, daß ich in den nächsten 14 Tagen nichts arbeiten und bei sehr gedämpftem Lichte mich im Zimmer halte, solange es Tag sei. Durch diesen Rat wird der Zweck meiner Reise aufgehoben, denn nach 14 Tagen wollte ich auf jeden Fall abreisen, und hier ohne Arbeit zu leben, wäre mir unerträglich. Da ich mit meinen Augen nichts wagen darf, reise ich direkt nach Hause: in fünf bis sechs Tagen nach Empfang dieses Briefes bin ich selbst bei Dir.

Noch bei meiner Abreise von Ragusa hatte ich nur die Absicht, bis Spalato zu gehen und zu versuchen, ob dort meine Augen besser sein würden. Aber der Hauptmann Mohr aus Castelnuovo, der die Reise bis dorthin mitmachte, redete mir so zu, gleich nach Hause zu reisen, daß ich endlich seinen Argumenten nachgab. Und jetzt, da ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht habe, eile ich frohen Herzens der Heimat entgegen, mit Ruhe die glühenden Felsen hinter mir lassend. — — —

Meine Augen haben sich schon ganz bedeutend gebessert und werden vollkommen hergestellt sein, bis ich bei Dir eintreffe."

Soweit die Briefe im Auszug! Weiteres geben wieder die späteren, aus der Erinnerung gemachten Aufzeichnungen meines Vaters:

„Nachdem ich mit eisernem Fleiße meinen Studien bei großer Hitze obgelegen hatte, kehrte ich krank nach Wien zurück. Mein erster Gang galt Wagner. Er bedauerte auf das lebhafteste, daß er die schöne Reise mit mir nicht hätte machen können, sei aber nur froh, daß ich nicht in Geldverlegenheit gekommen sei, denn das mir nach Cattaro gesandte Geld hätte ich doch gewiß sofort dort erhalten. Als ich ihm sagte, daß ich keines empfangen hätte, war er außer sich. Ich aber ließ mich von seiner Entrüstung nicht mehr täuschen und sagte nur: ‚Geben Sie mir das Recipis von der Post,

dann werde ich das Geld ja leicht bekommen können.' Nun suchte er danach, fand es aber natürlich nicht. Meine ihm vor der Reise, zusammen mit meinem Reisegelde anvertrauten Studien erhielt ich aber glücklicherweise wieder.

Ich übergab die Angelegenheit dem Advokaten von Mayer, einem Schwager van Haanens, und reiste zurück nach Nischwitz. Die Verhandlungen in der Angelegenheit Wagners zogen sich bei Gericht immer weiter hinaus, immer wieder hieß es ‚Fristerstreckung' etc. etc. Dann hörten wir, Wagner habe eine Wohnung uns gegenüber am Praterstern bezogen, ein Teil seiner Möbel und sein herrlicher Flügel würden verschleudert. Nachdem ich von einer langwierigen Krankheit, während der ich mich um die leidige Sache gar nicht gekümmert hatte, genesen war, erzählte man mir, Wagner sei durchgebrannt, habe seine Frau zurückgelassen. Er begleite einen jungen, eleganten Mann nach Rom. Worauf ich sofort meinem alten Freund, dem Maler August Riedel in Rom, schrieb, um ihn vor dem Betrüger zu warnen. Ich kam aber schon zu spät. Wagner war in größter Aufregung zum österreichischen Gesandten gekommen und hatte diesem erzählt, er sei von dem jungen Mann, bei dem er ein großes malerisches Talent entdeckt habe, was er auf seine Kosten habe ausbilden lassen, in empörendster Weise betrogen worden. Der Undankbare habe auf seinen Namen eine Menge Schulden gemacht, sei darauf verschwunden und hätte ihn in die größte Geldverlegenheit versetzt. Er bäte den Gesandten, ihm auf kurze Zeit 8—10 000 fl. vorzuschießen, was der Gesandte auch getan habe. So wurde es mir berichtet.

Nun kam mein Brief nach Rom und der Edle wurde entlarvt. Später sah man ihn dort mit ganz zerrissenen Stiefeln umher gehen, von jedem Deutschen gemieden.

In Wien ging ich zum Vormund der Frau Wagner, einem bedeutenden Weinhändler, und erzählte ihm mein Erlebnis. Er ließ mich ruhig aussprechen, sagte dann: ‚Der Kerl hat so schauderhafte Betrügereien gemacht, daß Sie noch gut davongekommen sind. Er hat auch das ganze Vermögen seiner Frau und vieles seiner

Schwiegermutter und seiner Schwägerinnen durchgebracht; wenden Sie sich an jene, sie wird Ihnen zahlen, was sie kann. Und so war es auch; die gute Frau hat mir unter Tränen, bis auf eine Kleinigkeit, alles abgezahlt. Auch mein kleines Bild bekam ich wieder.

Später begegnete ich Herrn Springer, Maler und Sammler, der mir erzählte, er habe sehr schöne Handzeichnungen von mir in Paris gekauft. Diese hatte mir der Schuft doch gestohlen, ich hatte es bis dahin nur nicht bemerkt.

Zu der ersten großen Ausstellung war ich nach Paris gefahren. Als ich mit einem Freunde auf der Straße ging, begegnete uns ein eleganter Herr, den ich gleich als Wagner erkannte. Mein Freund bemerkte, daß wir uns scharf ansahen, und fragte: ‚Kennst Du den Kerl?' — ‚Ja, heißt er nicht Wagner?' — ‚Ganz recht, er ist jetzt Polizeispitzel unter Napoleon III." —

Wer Studien und Gemälde in Kunstsammlungen betrachtet, denkt in der Regel nur an die rein künstlerische Leistung, nicht aber auch an all die körperlichen wie psychischen Opfer, an alle, oft so beschwerlichen Begleitumstände, unter denen ein Kunstwerk entsteht, und manchmal auch leidet. Es wäre sehr lehrreich, wenn wir zu jedem Kunstwerk die Entstehungsgeschichte überliefert bekämen: es würde uns dadurch verständlicher werden — und vertrauter. Wir verstehen den Perseus des Benvenuto Cellini und lieben ihn doppelt, weil wir aus des Künstlers Darstellung wissen, mit welchen Sorgen und Schmerzen er ins Leben trat.

Wenn wir die schönen Aquarelle Eduard Hildebrands aus Ägypten betrachten, dann denken wir nur an die Freude des Künstlers, so Schönes zu sehen und fest zu halten. Aber dann lesen wir seine „Reise um die Erde" (S. 19): „Die Fliegen bringen mich bei meiner Arbeit fast zur Verzweiflung; ihre Hartnäckigkeit kann einen tätigen Menschen wahnsinnig machen. Sie kriechen in die Nasenlöcher und Ohren, sie setzen sich in die Augen, und hat man sie verscheucht, so hinterbleibt ein Ätzen und Brennen, als ob sie gleich bösartigen Insekten einen giftigen Saft ausschwitzen. Die Aquarell-Farben fressen sie mir unter den Händen vom Papier,

von der Pinselspitze weg. Oft habe ich bei dem Wohlgefallen, die gütige Kunstfreunde über diese Blätter äußerten, an die Qualen denken müssen, die ich bei ihrem Entwurf erlitt."

So haben auch meinen Vater oft Wind, Regen, bissige Hunde, zudringliche Menschen, Hunger und Durst bei der Arbeit gequält. Was aber sagen seine Studien von all den Qualen? Und wer ist gerecht genug, an dergleichen zu denken und es bei seinem Urteil in Rechnung zu stellen?

Der österreichische Lloyd hat, wie noch erwähnt ist, diese Zeichnungen z. T. stechen lassen, zusammen mit Blättern von B i e r m a n n und anderen Künstlern und in Heften herausgegeben. Diese Hefte sind selten geworden. Sogar der Lloyd besitzt sie nicht mehr. E i n Exemplar sah mein Bruder Cornelius im Besitz Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen J o h a n n G e o r g von Sachsen.

Sollten die alten Stiche der dalmatinischen Landschaften meines Vaters einen Neudruck erfahren, was sehr zu wünschen ist, so müßte ihnen dieser Text beigegeben werden. Dadurch würden sie zu einem wertvollen Stück Landeskunde, wie andererseits zu einem Ehrendokument für den Künstler, der sich auch bei dieser Leistung als ein Heros der Arbeit erwies. Das macht ihm so leicht keiner nach, diesen stupenden Fleiß in glühender Sonnenhitze, diese bis ins Kleinste durchgeführten großen Blätter und sorgsamen Ölstudien, geschaffen unter solchen körperlichen Beschwerden!

Allen denen mögen diese Briefe zur Lektüre empfohlen werden, die sich unter der Malkunst eine Art ästhetischen Wohllebens vorstellen, oder die ganz allgemein die Künstler für eine lockere Zunft halten, für Genußlinge und weichliche Stimmungsmenschen. Nein, alle wahren Künstler sind h a r t e A r b e i t e r und es geht bei ihrer Arbeit, wie bei der der Krieger, Bergarbeiter, Seeleute, auch auf Leben und Tod.

Am 16. August 1852 hielt auch die Mutter mit ihren drei Knaben Einzug in Wien. Der Anfang war sorgenvoll, weil Vater ein heftiges Halsleiden hatte, das Dr. Stohela behandelte. Der Älteste — Memo —

Nagy-Vàsony (Ungarn), 13. Juli 1853. Bleistift auf braunem Papier. 49×29 cm.

wurde Oktober in die protestantische Schule gebracht, und allmählich kam das Leben wieder in Gang.

„Else hat Ungewöhnliches geleistet." Das Haus in Nischwitz kaufte Frau von Ritzenberg, die sich nach dem Tode ihres Mannes an dessen Aufträge nicht mehr gebunden fühlte und etwas kleinlich abrechnete im Vergleich zu ihrem Millionenreichtum und ihrer „Freundschaft" für meine Eltern. Sie mußte doch wohl auch wissen, daß unser Vater in Bedrängnis war und zudem leidend. Darüber belehrt uns ein Brief seines Bruders Cornelius (24. September 1852) aus Altona, adressiert an Madame Elisabeth Gurlitt, National-Hotel No. 100, Leopoldstadt-Wien: „ . . . Die Nachricht von Louis' fortwährender Kränklichkeit hat mich mit Betrübnis erfüllt. Ein Trost, daß die Ärzte gute Hoffnung geben. Louis wird sich eines ähnlichen Halsleidens in Kopenhagen erinnern, jener traurigen Episode. Auch für Wien ein trauriger Anfang! Ein Glück nur, daß der Bilderverkauf nicht in Stocken geraten ist."

Am 8. Oktober zogen die Eltern in ihre neue Wohnung ein und Vater malte fleißig an seiner Bocca di Cattaro und zeichnete für den Österreichischen Lloyd in Triest jene Reihe von dalmatinischen Landschaften für den Stahlstich: 30—40 Blätter (Brief vom 9. Oktober 1852).

1853
Wien —
Ungarn

Meine Mutter schrieb (13. Januar 1853) an ihre Schwiegereltern in Altona: „Mit Louis' Wohlsein geht es besser, die Kinder gedeihen ganz nach Wunsch. Wir haben allen Grund, zufrieden zu sein. Das Leben in Wien sagt uns sehr zu. L. hat einen gebildeten, angenehmen Umgangskreis und seine Bekannten haben mich freundlich und herzlich aufgenommen. Wir sagen uns oft: wir können es uns nirgends besser wünschen. Und doch sehne ich mich täglich nach Nischwitz. Ihr könnt es nicht denken, wie lieb ich dieses Stückchen Erde habe, das uns gehörte. Der dortige Aufenthalt wird mir, so lange ich lebe, als ein kleines Paradies vorschweben. Wien ist die reichste Stadt, die ich kenne. Man findet hier viel mehr durchgängig wohlhabende Leute als in Berlin, Breslau oder

gar Königsberg. Sie verdienen hier leichter. Wer seine Sache versteht, hat nicht nötig, sich um Kunden zu bemühen." Der Vater fügt hinzu: „Unter 3000 fl. lebt man hier in unseren Verhältnissen selbst bei großer Sparsamkeit nicht . . . Else ist so brav, treu und tüchtig, die drei Kinder wohlerzogen, lieblich und gottlob—gesund . .!"

Im Hochsommer des Jahres 1853 unternahm mein Vater in Gesellschaft eines jüngeren Malers, Eugen Krüger aus Hamburg oder Altona, einem Neffen, dem er später zu einem Stipendium verhalf, eine Studienfahrt nach dem Baconierwald und zeichnete dort (vom 10. Juli bis Anfang August) eine ganze Anzahl sehr sorgsam ausgeführter Bleistiftstudien. Station nahmen sie in Nagy Vasony unweit Veszprem, nördlich vom Plattensee. Sie wohnten bei dem Inspektor des großen Gutes, das noch heute im Besitze der Nachkommen der Familie Todesco ist. Er schreibt am 10. Juli: „Es gefällt uns hier in Nagy Vasony nicht besonders. Die ganze Tour und die Gegend ist unter unserer Erwartung. Finden wir auch am Plattensee nichts Sonderliches, so gehen wir den See entlang mit dem Dampfschiff der Mur zu nach Steiermark. Sonnabend nachmittag 5 Uhr gingen wir bei einigen hundert Grad — oder waren es tausend Grad? — Hitze mit einem Fuhrwerk, offen und ohne Federn, nach Perth, fuhren von Perth weiter die Nacht hindurch und kamen morgens 9 Uhr in Veszprem an. Von dort schickte ich einen Boten nach Vasony, und um 7 Uhr gegen Abend, nachdem wir einen guten Schlaf gehalten hatten, fuhren wir hierher. Die Gegend vollkommen unmalerisch, die Gasthäuser schlecht und teuer! Genug, nicht wenig verstimmt über den wahrscheinlich fehlgeschlagenen Feldzugsplan, sitzen wir hier und warten auf den Wagen, der uns in die Herrlichkeiten der Gegend führen soll, mit wenig Hoffnung, Tröstliches zu finden." — Tags darauf: „Gestern sind wir den ganzen Tag in der Gegend herumgefahren, haben auch vieles sehr Schönes an Eichengruppen in den ungeheuren Waldungen gesehen, die wir gerne malen würden, wenn es nicht zu fern von uns läge. Wohnung und Aufenthalt lassen jetzt nichts zu wünschen übrig. Der Tisch splendid, Wagen und Pferde ganz

zu unserer Disposition; Zimmer im Schlosse nach unserer Wahl und dabei ist hier eine so wohltuende Luft, daß ich heute morgen — es ist 6 Uhr — schon eine Stunde aus Herzenslust gesungen habe, und zwar mit viel Gefühl das Lied: ‚Mei Schatzerl ist gut, aber Geld hats halt nit.' Hier werden wir schwerlich lange bleiben. Frage doch Herrn van Haanen, wo er seine Studien im Bacnierwald gemacht hat." — 17. Juli: „Für den Augenblick sind wir die einzigen Bewohner des Schlosses, das uns ganz zur Verfügung steht. In dem einen Nebengebäude wohnt der Beschließer, in dem anderen ist die Gendarmeriekaserne. Der Inspektor wohnt 2 bis 300 Schritte von uns entfernt. Eine schöne Allee führt durch den Park zu ihm. Von dort haben wir unsere Beköstigung. In den ersten Tagen waren wir von der Gegend sehr wenig erbaut. Der Wald wäre wunderschön, liegt aber so weit von uns, daß wir immer $1^1/_2$ Stunde fahren müßten, um dahin zu gelangen." — „Wir haben", so schreibt er am 20. Juli, „sehr fleißig gearbeitet, ohne viel hinter uns zu bringen. Es sind lauter einzelne Studien, Bäume, Baumstämme etc., die man sehr gut in der Folge gebrauchen wird. Weil sie die meiste Zeit nehmen und dabei am wenigsten angenehm zu machen sind, versäumt man sonst derartige Sachen am leichtesten. Hier aber, bei dem sonst so sehr angenehmen Aufenthalt, wo wir keine ganze Partie finden, sind wir darauf angewiesen. So schön es hier ist, so wohltätig und gesund die Luft, so überaus liebenswürdig unser Wirt, so bin ich im Herzen doch immer bei Euch. Krüger ist fleißig und gut, grämt und härmt sich, daß es nicht so gehen will, wie er es wohl wünschte. Er wird sich aber schon durcharbeiten. Heute nachmittag fahre ich zum Grafen Waldstein nach Palota. Verbleibe dort nur bis zum 22., und ich möchte ihn doch gern wegen Adressen vom Plattensee sprechen." — 23. Juli: „Mit Grafen Waldstein habe ich den Wald recht durchstreift und herrliche Sachen gesehen. Leider nur gesehen. Um Studien davon zu machen, liegt uns alles zu ferne. Ich ging sehr ungern mit ihm, weil ich mich in meinen Arbeiten sehr gestört fühlte und es jetzt nicht aufs Sehen, sondern nur noch aufs Machen

ankommt.“ — Ein späterer Brief meldet: „Wir haben leider in der letzten Zeit nichts als Bäume gezeichnet und Teile davon gemalt. Man kann freilich gar nicht genug davon haben, und läßt man sich einmal darauf ein, so kommt man nicht leicht wieder los. So sehr mich die Natur und mein Studium entzückt, so treibt mich mein Herz doch immer zu Euch, so daß ich die Zeit, da ich von Euch fort bin, immer als ein großes Opfer betrachte. — Die orientalischen Verhältnisse sehen ja sehr drohend aus. Es scheint, daß ein allgemeiner Krieg entbrennen wird. Dabei die Mißernte fast über ganz Europa und infolge davon gewiß große Teuerung und teilweise Hungersnot. Wir haben gewiß keine besonders günstige Zukunft vor uns und namentlich wird die Kunst einen schweren Stand haben. Man muß sich eben durchzuschlagen suchen! Über sechs Wochen bleibe ich auf keinen Fall aus und über die Hälfte habe ich schon hinter mir. Wir arbeiten immer bis 12 Uhr im Freien.“ — 5. August: „Morgen früh gehen wir von hier nach Keszthely am Plattensee. Wir bleiben wahrscheinlich acht Tage dort. Es liegt am südwestlichen Ende des Sees. Bis Donnerstag, den 18., in Füred, von wo uns der Inspektor abholen läßt, gehen Freitag, den 19., von Veszprem mit der Diligence nach Perth, wo wir Sonnabend morgens eintreffen und vielleicht gleich oder am Sonntag, den 21., nach Wien mit der Eisenbahn. Also am Sonnabend oder Sonntag über 14 Tage könnt Ihr mich erwarten. Gott erhalte uns am Leben und bei Gesundheit!“ — 10. August: „Unser Ausflug nach Kreszthely und nach dem Plattensee ist durchaus nicht nach Wunsch ausgefallen. Die Sachen, die wir sahen, interessierten uns nicht, so daß wir gerne den Zufall, daß wir das Dampfschiff verfehlten, dazu benutzten, um hierher nach Nagy Vasony im starken Regen zurückzukehren. Wir wurden mit offenen Armen empfangen, und da wir den guten Inspektor sehr liebgewonnen hatten, freuten auch wir uns sehr, ihn wiederzusehen. Das Wetter ist so kalt und stürmisch, daß an Arbeiten im Freien nicht zu denken ist. Deinen Geburtstag, meine liebe Alte (8. August), haben wir in Sziligeth am Plattensee im Schlosse des Baron Putcany begangen.“

Für liebende Eltern hier ein Brief des Malers an seine drei Buben von 9, 5 und 3 Jahren:

„An meine lieben Kinder Memo, Otto und Cornelius!

Heute, mein lieber Memo, war gewiß Dein Examen (in der protestantischen Schule in Wien), und Du wirst mir wohl in Deinem nächsten Briefe schreiben, wie es ausgefallen ist. Hast Du gut bestanden, bekommst Du in meinem nächsten Briefe nebst meinem Lobe noch einen Lohn. Hier wäre es prächtig für Dich, herumzutummeln. Der Herr Inspektor hat einen Sohn in Deinem Alter, Ihr würdet gewiß gute Freunde geworden sein. Denke Dir, wie groß die Herrschaft ist! Es sind außer dem vielen Ackerland noch 14 000 Joch Wald, und ein Joch ist doch ein großes Stück Land. Allein 5000 Schafe werden gehalten, aber Kühe haben sie keine, nur Zugochsen, Pferde und Esel. Die Felder sehen in Nischwitz viel besser aus, hier wird es nicht so gut bestellt. Auch düngen sie nicht so viel. Deshalb ist die Ernte auch lange nicht so groß. Früher waren hier viele Räuber in dem unendlich großen Baconierwald. Ich habe mir viele Geschichten davon erzählen lassen, die ich Euch in Wien wieder erzählen werde.

Aber, mein liebes Ottchen, was war denn das für ein dummer Streich von Dir, daß Du fortliefst! Aber Mama hat mir geschrieben, Du wirst es nicht wieder tun, und darum sollst Du auch ebenso viel von den Früchten bekommen, die ich mitbringen werde. Jetzt sind die Kirschen alle und die Birnen, Äpfel und Pflaumen sind noch nicht reif. Ich bleibe nur so lange hier, bis sie gut reif sind, dann lasse ich sie pflücken und reise schnell damit nach Wien. Mama wird mir dann sagen, wer von Euch der Artigste war, der bekommt die schönsten. Wenn mein Nes'chen (Cornelius) hier wäre, könnte er recht viele Pferde mit ihren Füllen sehen, die lustig auf der Weide herumspringen. Und dann haben die Kinder beim Herrn Inspektor einen niedlichen Esel, auf dem er gut reiten könnte. Wenn ich wieder herreise, werde ich Cornelius mitnehmen und ihm einen recht hübschen Esel schenken.

Daß mein Nes'chen so hübsche Häuser und Pferde ausgeschnitten hat, freut mich sehr. Ich hätte sie gerne gesehen. Die schlimme Mama hat vergessen, sie mir zu schicken. Schneide mir doch ein recht hübsches Pferd aus und schenke es mir.

Nun bin ich schon drei Wochen von Euch entfernt. Noch einmal drei Wochen und ich bin wieder bei Euch. Ich freue mich sehr darauf, Euch wiederzusehen, und hoffe, unsere gute Mama wird mir erzählen können, daß Ihr alle recht folgsam und artig gewesen seid.

Bleibt nur recht gesund und habt recht lieb

Euren Papa."

14. August: „Kaltes, stürmisches Wetter, jede Arbeit nach der Natur unmöglich."

Den Schluß der Reise illustrieren die Zeichnungen vom 7. und 8. August: Sziligeth-Ruinen. An Ölstudien ist auf dieser Studienreise wenig entstanden.

Es wird kaum einen zweiten Landschaftsmaler geben, der sich um das Darstellen von Bäumen so bemüht hat, wie mein Vater. Er hat es oft ausgesprochen, daß er ein Porträt schon im zwanzigsten Lebensjahre habe zeichnen können, einen Baum aber erst Jahrzehnte später. Seine Studien bestätigen das. Ihm ist ein Baum nicht wie vielen modernen Malern ein Kollektivbegriff, sondern jeder Baum eine Persönlichkeit, eine Individualität. Er liebt die Bäume wie es die alten Perser taten oder, echt goethisch, als beseelte Wesen, Brüder. Er zeichnet sie auch mit einer solchen Hingabe, als handle es sich darum, ihren persönlichen Charakter zu erkennen und festzuhalten. Es gelang ihm nach einer nie rastenden Bemühung, die Bäume tatsächlich bis zur Vollendung darzustellen. Er beherrschte ihre Anatomie, beherrschte die dichten Laubmassen und gab ihnen doch wieder alles anmutige Detail der Zweige, Äste und Blätter mit wunderbarer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Man kann von den Tausenden Bäumen, die er gezeichnet und gemalt hat, jeden beliebigen herausgreifen und zum Studium wählen: überall wird man das Gesagte bestätigt finden. Wenn ich ihn den

besten Baumzeichner nenne, so wiederhole ich nur ein Wort des Andreas Achenbach. Die Sammlung der ungarischen Eichenbäume ist eine wertvolle Kollektion für sich. Man wird die Eichen nirgends besser dargestellt finden. Es liegt auch ein Versuch von Eugen Krüger bei den nachgelassenen Studien, der nur durch den Abstand der Leistung lehrreich ist.

Am 4. Oktober d. J. 1854 wurde meinem Vater ein vierter Sohn geboren. Er wurde getauft Friedrich, Louis, Moritz, Anton. Seine Paten waren: Friedrich Hebbel, Dr. Georg Rosenhein, Frau Antonie Leisching (die Familie Leisching waren Hausnachbarn und liebe Freunde), Frau Professor Marie Förster, Frau v. Anreither und seine Tante Marie Lewald. Seinen Großeltern kam die Nachricht völlig überraschend. Die gute Großmutter schrieb unterm 8. Oktober sehr herzlich: „Der liebe Gott lasse ihn zu Euerer Freude groß werden. Gerne hätte ich es gesehen, wenn es ein kleines Mädchen gewesen wäre. Denn ich darf voraussetzen, daß sie dann gewiß meinen Namen bekommen hätte, was für mich eine große Freude gewesen wäre. Doch ich bin auch so zufrieden, weil der Knabe gesund ist und aus Erfahrung kann ich sagen: viel besser Söhne wie Mädchen." — Und der Großvater schreibt trotz seiner achtzig Jahre mit klarer, sicherer Hand: „Sind wir nicht recht glückliche Eltern? Wir haben schon 32 Enkel, die gottlob am Leben sind, und 3 Urenkel."

Das Kind, das Fritz gerufen wurde, ist mein leider so früh verstorbener Bruder, der sich als Kunsthändler in Berlin einen Namen erworben hat. Er war von Geburt gesund, hatte aber in seinem zweiten Lebensjahre zweimal (März und April 1855) die Bräune. Das erstemal so heftig, daß er mehrere Tage in Lebensgefahr schwebte. Dabei wurde ihm vom Arzt soviel Blut entzogen, daß nur das Eingreifen eines zweiten Arztes sein Leben rettete. Er blieb seitdem bleich und nervös. Da er sich als Mann die größte Arbeit zumutete und nicht hinreichend für Ausspannung sorgte, mußte er schon im vierzigsten Lebensjahr wieder abscheiden, nicht ohne vorher als Kunsthändler und Kunstförderer eine Lebens-

arbeit geleitet zu haben, die seinem Namen Dauer gab. — Auf seinen Grabstein in Probstheide bei Leipzig setzten wir das wahre Wort: Artibus inserviens consumptus.

1854 Flottbeck

Immer wieder klingt in den Briefen der Großeltern die Freude über ihre geratenen Kinder und Enkelkinder durch. So schreibt die Großmutter (2. Januar 1854): „Das vorige Jahr ist ein recht gesegnetes gewesen in doppelter Hinsicht: Ihr seid alle gesund gewesen, habt einen kleinen Sohn erhalten, Louis hat gut verdient und viel Ruhm erworben. Und so wünschen wir, daß Gott dieses Jahr und noch fernerhin Euch seinen Segen nicht entziehe und Euch die liebe Gesundheit schenke. Und daß alle Eure Wünsche in Erfüllung gehen mögen, Amen! — Dank Dir, guter Louis, daß Du Dich Deiner Kindheit erinnerst! Das hat uns sehr gefreut. Du hast recht: wir haben es gewiß an nichts fehlen lassen, unsere Kinder zu erfreuen; denn die Kinder waren ja unser größter Reichtum, und der liebe Gott hat uns unendlich durch unsere Kinder gesegnet. Ich glaube, daß es wenige Eltern gibt, die solche gute Kinder haben. Alle lieben uns herzlich. Möchte Euch doch ein Gleiches werden!" — Und am 8. März, zum Geburtstage, kommt wieder ein Brief: „Mein lieber, guter Louis! Schon wieder ist ein Jahr Deines uns so oft beglückenden Lebens in Zufriedenheit und Glück verschwunden und wieder ist der schöne Tag gekommen, wo Dir von allen Deinen Lieben die heißesten Wünsche für Dein ferneres Wohl entgegenschallen. Und unter der Zahl Deiner Lieben schmeicheln wir uns, nicht untenan zu stehen. Am Abend wird ein Glas Punsch auf Euer Wohl ausgebracht." — Sein Vater meldet, gleichzeitig daß er in Flottbeck vom 1. Mai bis 1. November eine möblierte Sommerwohnung für seinen Sohn Louis und Familie gemietet habe. Dort verbrachten meine Eltern den Sommer und machten einen sechswöchentlichen Ausflug nach Helgoland, um der schwachen Gesundheit meiner Mutter aufzuhelfen.

Auf Helgoland waren Adolf Stahr und Fanny Lewald in ihrer Gesellschaft, und der Verkehr schien außerdem besonders

mit dem dort ansässigen Maler Gätke lebhaft gewesen zu sein. Allerlei Seestudien von Helgoland und Briefe seiner Hand finden sich im Nachlaß der Fanny Lewald-Stahr und sind bei uns zu denen hinzugekommen, die aus dem Nachlaß unserer eigenen Eltern stammen. Im Februar hatte Adolf Stahr seine Verlobung mit Fanny Lewald gefeiert. Im Briefe vom 8. November fragt mein Vater: „Wie steht es mit Fannys Heirat? Ist darüber nichts bestimmt?" Auch in Helgoland ruhten Vaters Hände nicht: Aus einem Brief von Heinrich Gätke aus Helgoland (28. Oktober 1856) erfahren wir, daß er diesem ein Bild gemalt und geschenkt hat: „Eine Baumgruppe nach einer Bleistiftstudie in Jütland." Der Kommandant, Oberstleutnant Steinbach, „bewunderte das Bildchen so sehr", daß auch er ein ähnliches bestellte. Auf Helgoland scheint sonst nur eine Ölstudie entstanden zu sein, die noch in unserem Besitze ist, die Düne darstellend, mit ziemlich reicher Staffage.

Von dem Aufenthalt in Flottbeck geben Zeugnis sechs Zeichnungen, zwei aus Flottbeck selbst und vier von Teufelsbrück.

Unsere Mutter reiste mit ihren vier Kindern von Flottbeck über Berlin und Breslau, wo sie Verwandte besuchte, und mit ihrer Schwester Henriette nach Wien zurück, während unser Vater nach Kopenhagen fuhr, um sich dort wieder in Erinnerung zu bringen.

Den 15. Oktober 1854, Kopenhagen: „Ich wohne bei Freund Marstrand zu meiner großen Zufriedenheit. Sehr viele haben sich sehr gefreut, mich wiederzusehen. Namentlich ist meine alte Schwiegermutter Saxild ganz glücklich. Einladungen zu Diners usw. treffen so viele ein, daß ich ihnen nicht Genüge tun kann. Ich bin schon jetzt mit dem Erfolg meiner Reise insoweit zufrieden, als ich mich wieder in Verbindung mit Kopenhagen gesetzt fühle. Meine Bilder sind angekommen. Das Bild von Palermo hat den wenigen, die es bis jetzt gesehen, sehr gefallen. Die anderen Bilder, das eine aus Ungarn und das große von Sorrent, halte ich zurück, weil sie auch Marstrand nicht sonderlich gefallen. Montag ist Akademiesitzung, in der die Pensionsfrage zur Sprache kommt.

Ich glaube nach den Erkundigungen, die ich darüber eingezogen habe, ein günstiges Resultat zu erreichen. „(Es handelte sich dabei um die Frage, ob meine Mutter im Todesfalle meines Vaters die Witwenpension beziehen würde, auf die sie nach den Satzungen als Gattin eines Akademiemitgliedes Anspruch hatte.)" Ich kann sagen, daß alle, um die es mir zu tun ist, sich freundlich zu mir gestellt haben. Und ich habe große Freude, wieder mit alten Freunden zusammen zu sein. Gesundheit und Stimmung sind vortrefflich. Der Blick in die Zukunft heiterer. Ich bitte auch Dich, Dir keine Sorgen zu machen, Dir nichts abgehen zu lassen und mit Rune das Gute zu genießen." — 21. Oktober: „Der Hauptzweck meiner Reise, Sicherung Deiner Pension, ist nach Wunsch ausgefallen. Den König habe ich gesprochen. Morgen sehe ich ihn wieder in Friedrichsburg, fünf Meilen von hier. Am 23. reist er nach Holstein. Am 29. werde ich ihn in Altona wiedersehen. Bei der Königin war ich gestern. Sie war sehr freundlich. Mein Bild ist bei Frau Zahrtmann, wo es die Thronerben sehen werden. Später stelle ich es aus. Ich werde allgemein dazu aufgefordert und alle wünschen, daß ich das Bild hier lasse. Lebte ich hier, so könnte ich jetzt schon auf 300 fl. Zulage zur Miete Anspruch machen" (als Mitglied der Akademie). „So aber muß ich warten, bis wir vielleicht einmal hierher übersiedeln, wo ich dann diese Summe oder eine Wohnung in der Akademie bekommen würde. In der Akademie, von den Ministern und auch sonst bin ich gefragt worden, ob ich nicht Titularprofessor werden wollte. Ich müßte darum ansuchen, aber dazu entschließe ich mich schwer. — Ich habe mich von Marstrand malen lassen und 3 Tage von 8 Uhr bis 4 Uhr nachmittags sitzen müssen, um Dir eine Freude zu machen. Das Bild ist in Lebensgröße mit einer Hand." (Es besitzt jetzt mein Bruder Johannes in Altona. Es zeigt meinen Vater als Einundvierzigjährigen en face. Die rechte Hand hält den breiten Malerpinsel. Überflüßig zu sagen, daß es eine tüchtige Arbeit ist, breit und sicher hingesetzt. Marstrand malte nichts Schlechtes.)

Am 29. Oktober finden wir meinen Vater wieder in seiner Heimat

Altona. — „Auf jeden Fall kann ich mit meiner Reise nach Kopenhagen zufrieden sein. Über den Hauptpunkt, Deine Pension betreffend, bin ich nun beruhigt. Der Professorentitel soll bald nachfolgen. Wenigstens hat der Minister für Holstein mir versprochen, die Sache zu fördern. Dem König, der nebenbei gesagt, nicht das geringste Interesse für Kunst hat, habe ich meine Bilder nicht zeigen können. Außer zwei kleinen Bildern, jedes zu 15 fl., habe ich keine Bestellung erhalten. Zwei Bilder, die mir die besten scheinen, Palermo und eines der ungarischen, habe ich dort gelassen, weil sie sehr gefallen. Tags vor meiner Abreise stellte ich sie zur Ansicht für Bekannte in der Akademie aus. Am Abend kam schon eine Anfrage wegen des Preises. Ich werde es mir zum Gesetz machen, alljährlich in Kopenhagen auszustellen." Es scheint sich in Kopenhagen doch eine Mißstimmung gegen meinen Vater wegen seiner langen Abwesenheit und wohl auch wegen seiner stärkeren Hinneigung nach Deutschland herausgebildet zu haben. Während die große Mehrzahl der Bilder zwischen 1833—1849 dort verkauft wurden, blieben von da ab die Verkäufe aus, bis auf einen Fall.*)

Aus den Akten der Kunstakademie, die mir Herr P. Johansen als ihr Sekretär gefälligst auszog, ergibt sich, daß mein Vater im Jahre 1862 in die Liste der auswärtigen Mitglieder überführt wurde. Damit ging er aller Ansprüche auf Pension etc. verlustig. Auch aus dem Museum sind seine Bilder verschwunden und erst jetzt nach seinem Tode scheint man ihn in Kopenhagen wieder freundlich anzuschauen. Er selbst ist seiner Gesinnung für Dänemark allzeit treu geblieben und hätte besseren Dank verdient, denn er war selbst nur das Opfer der allgemeinen politischen Wirren.

---

*) Carl Reitzels Katalog ergibt, daß mein Vater zwischen 1849 und 1855 nichts dort ausgestellt hatte, im Jahre 1855 nur 1 Bild (Motiv von Palermo). Dann setzt mit 1857 wieder eine größere Teilnahme an der Kopenhagener Kunstausstellung ein, nämlich 1851 5 Bilder (Sabiner Geb., Rojate, Lorenzo mit dalmatischer Küste, Corpo di Cava mit Kloster St. Trinita, Motiv bei Capri), 1862 mit 2 Bildern (Siebleben, Bocca di Cattaro, Stand und Festung Cattaro, Hjelle in Norwegen) und schließlich 1876 noch 6 Bilder (Cattaro, italienischer Waldweg, Alhambra mit Sierra Nevada, Capo di Cava, Hellebeck, Motiv von Silkeborg).

Ich fahre fort in den Brief-Exzerpten: „Dürfte ich meiner Neigung folgen, und hätte ich ein Atelier in Wien, so reiste ich gleich direkt dorthin. Der Gedanke, wieder auf kurze Zeit in Hamburg zu malen, ohne zur Ruhe zu kommen, ist mir schrecklich. Habe ich erst einmal meine italienische Reise hinter mir, so soll mich kein Teufel mehr aus den vier Wänden herausbringen. Ich habe es herzlich satt! Namentlich solche Reisen, wobei ich meine Arbeiten verhandeln soll. Sie schädigen mich so unendlich als Künstler und zwingen meine Gedanken in eine der Kunst entgegengesetzte Richtung. Die Eltern habe ich wohl angetroffen. Cornelius läßt sie malen und die Bilder werden zu unserer Freude sehr ähnlich." (Diese ganz vortrefflichen Porträts kleinen Formats, wahre Kabinettstücke, stammen von der Hand des Altonaer Malers E y b e. Die Originale sind in Altona bei meinem Vetter, Kaufmann Franz Gurlitt. Eine Kopie von der Hand desselben Eybe hat der Hauptmann a. D. Johannes Gurlitt in Berlin.) „Im ganzen hat es mir in Kopenhagen recht gefallen. Was mir um so mehr wert ist, als wir unseren Kindern doch einmal ein Heim geben müssen und deshalb dorthin zurückzukehren genötigt sind. Es ließe sich dann die Sache so einrichten, daß wir den Sommer in den Herzogtümern und den Winter in Kopenhagen verlebten, wo ich mit der Zeit eine freie Wohnung zu erwarten habe." — Es kam anders! Vater nahm sich zunächst in Hamburg im Viktoria-Hotel am Jungfernstieg ein Zimmer und schrieb von da aus im Laufe des November und Dezember mehrere, wieder sehr ausführliche Briefe nach Hause. — „Am Montag war ich zur großen Kur beim König und wurde mit zur Tafel geladen, zwar nicht vom König, sondern von der Stadt Altona, die dem König das Diner gab. Es waren 150 Personen geladen. Die Altonaer Damen waren wegen der Gräfin, der Frau des Königs, alle — ‚krank'. Nur drei Damen, die Kammerherrin von du Plat, die Du bei Plessens gesehen hast, die Kammerherrin Bertouch und die hübsche Frau Hesse waren zur Tafel. Ferner die Gräfin Donner, der Hofstaat, das Chor diplomatique, die hohen Militärs, die Gerichte aus Kiel und Glückstadt, die Spitzen der Altonaer Behörden

und sonstige Notabilitäten. Mit dem Könige habe ich nicht gesprochen, mit der Gräfin längere Zeit. Ich saß zwischen Donner und Hesse. Donner fragte, ob ich das kleine Bild aus Ungarn noch habe, und ob er es haben könne. Ich habe es ihm für 15 fl. verkauft und schon nach Kopenhagen geschrieben, daß man es mir sende, wenn es dort noch nicht verkauft sein sollte. — Heute habe ich einen alten Freund, den Maler Mohrhagen wiedergesehen. Es ist derselbe, den wir in Mailand besuchen wollten. Wir werden viel beisammen sein. Er erzählt, daß ein Bild von mir in Mailand, für den Marchese Crivelli gemalt, so außerordentlich Aufsehen gemacht habe, daß ich und Calame dort als die ersten Landschaftsmaler gelten. Er rät mir sehr, Bilder dorthin zu senden." — 14. Dezember: „Der kurze Aufenthalt hier in Hamburg hat mir mit den Bestellungen schon gegen 3000 fl. gebracht. Das Jahr ist noch lang, daher eine ungewöhnliche Einnahme in Aussicht, zumal da noch außerdem für 1600 fl. bestellt ist und mein Bild in Kopenhagen höchst wahrscheinlich verkauft wird." — Freitag: „Eben habe ich dasselbe Bild vom Comosee von Herrn Wörmann für 50 Ld. bestellt erhalten. Ich male es vor meiner Abreise nach Italien in Wien. Bis jetzt habe ich hier verkauft und bestellt erhalten: 150 fl. Donner, 150 fl. G. Wrangel, 160 fl. Frau Bentzen, 350 fl. Herr Eiffe, 600 fl. Kunstverein, 500 fl. Ruperti, 1000 fl. Dr. Bauer bestellt, 500 fl. Wörmann bestellt, 600 fl. Kopenhagen, 400 fl. die Elbe, 300 fl. bei Cornelius, 500 fl. von Herrn Hesse, 500 fl. von Herrn Vorwerk, 450 fl. Herr v. Henning, zusammen für 5860 fl. Mit solchen Aussichten kann man schon in ein neues Jahr eintreten. Ich esse heute mittag bei Jenisch, abends bei Dr. Lappenberg, Bauers Schwiegersohn, morgen bei Vorwerk. Abends Künstlerverein, Niederlegung meiner Präsidentschaft, die ich während der Dauer meines Hierseins führen mußte. Sonntag bei Madame Helmerich, für Montag fünf Einladungen ausgeschlagen. Ich wurde unterbrochen von einem Herrn Wulff, der anfragt, wann er mich mit seiner Frau antreffen könne. Er wünscht, ein Bild bei mir zu bestellen. Was sagst Du dazu? Wird es nicht zu viel? Er hätte gern das Bild von Sorrent gehabt und wird wohl in solcher Größe bestellen."

In einem Briefe vom 4. Februar 1855 schreibt ihm Bruder Cornelius über ein „Flottbecker Bild", zu dem Mohrhagen ein Schiff malen sollte, aber aus Zeitmangel nicht malte. Das Bild geht auf die hannoversche Ausstellung. Weiter: „Das Figurenbild ist ungefähr fertig. Die Figuren sind wie alle anderen von Mohrhagen, störend für die Landschaft sind sie meiner Meinung nach nicht. Kauffmann hat Mohrhagen einige Bemerkungen gemacht, die benutzt worden sind. M. malt zu klein, d. h. nicht breit genug für Deine Bilder. — Für Deine Bilder, welche in meiner Stube hängen, habe ich noch keine Käufer, Mohrhagen rät mir, die Bilder nicht für die von Dir angesetzten kleinen Preise zu verkaufen. Er zweifelt nicht, daß sie gut verkauft werden." — Man wird also darauf achten, daß sich in diesem vereinzelten Falle auf Vaters Bilde Staffage von fremder Hand findet. Es ist das Motiv von Narrenna.

Paris
Neapel
Sabinergebirge
1855

Zu Weihnachten 1854 war Vater wieder in Wien im Kreise seiner Lieben. Seine Anwesenheit war auch nötig, denn es gab allerlei häusliches Ungemach. Der kleine Fritz bekam im März, wie schon gesagt, zwei schwere Bräuneanfälle und schwebte mehrere Tage in Lebensgefahr. Dabei war die Mutter wieder in anderen Umständen und drohte all der Aufregung und Arbeit zu erliegen. Am 31. Mai, nachts 11 Uhr, wurde meinen Eltern der fünfte Sohn geboren, „meine Wenigkeit" darf ich sagen, denn die Chronik berichtet, daß „der Knabe besonders mager und schwächlich war". Drei Stunden darauf, aber doch im anderen Monat, am 1. Juni, folgte meine Zwillingsschwester, wesentlich kräftiger als ich. Für beide wurde eine Amme genommen, während bisher die Mutter die Kinder selbst genährt hatte. Ich lebe auch nach der Geburt mit meiner lieben Schwester in schönster Eintracht, als ich aber in den Jahren war, in denen sich der Knabe stolz vom Mädchen reißt, bat ich meine Eltern, mit Fritz Zwilling sein zu dürfen. Am ersten Juli war Taufe. Ich bekam die Namen: Georg Remi Ernst Ludwig. Taufpaten waren drei bedeutende Männer, Dr. med. Georg

Lewald aus Breslau, Landschaftsmaler Remi van Haanen, Dr. Ernst Brücke, der berühmte Physiologe. Außerdem umschwebte mich der Geist des Schmiedes von Buxtehude, Onkels Ludwig Eberstein, den leider die Cholera schon aus seinem fidelen Leben abgerufen hatte. Wir die Zwillinge bekamen die Rufnamen der Eltern. Das Mädchen außer Elisabeth (Else) die Namen Henriette, Fanny, Helene. Paten waren ihre beiden Tanten und die Großmutter Gurlitt.

In den ersten Monaten dieses Jahres malte Vater die in Hamburg bestellten Bilder. Ein Bild „Rojate im Sabinergebirge" kam in Besitz des Hamburger Senators Jenisch. Die „Illustrierte Zeitung" (1856, 9. Februar) brachte es im Holzschnitt und nennt es „eines der lieblichsten von des Künstlers Hand; rechts auf den Bergen in der Ferne der Gebirgsort Civitella, in blauer Ferne das Sabinergebirge, einen Teil der pontischen Sümpfe und das Meer. Ein herrliches Bild!"

Das Bild für Kaufmann C. Woermann hat Nemi zum Gegenstand. Am 26. Dezember 1856 dankt in einem Briefe aus Hamburg Herr C. Woermann „mit Hochachtung und freundschaftlicher Ergebenheit für die Sorgfalt", mit der mein Vater seinen Auftrag (Bild vom Nemi-See) ausgeführt habe, es sei ein wahrhaft gelungenes Meisterstück und solle mit seiner südlichen Glut und Farbenpracht eine Hauptzierde des neuen Hauses an der Elbe werden. Der Sohn, Direktor der Gemäldegalerie in Dresden, Karl Woermann, ist jetzt Besitzer. Er rühmt von dem Bilde, daß es in ihm zuerst den Sinn für Kunst geweckt habe und daß es jetzt den schönsten Schmuck seines Hauses bilde.

Im August unternahm Vater eine Reise nach Paris zur Kunstausstellung und kehrte über Neapel und Rom im November zurück. Wieder liegen zahlreiche Studien in Blei und Öl und tagebuchartig die Briefe von dieser Reise vor. Es schmerzt mich, von diesen lebensvollen und überaus liebenswürdigen Dokumenten wieder nur Auszüge geben zu können. Nur ein Brief mag seines besonderen Gehaltes wegen im vollen Umfange gegeben werden: Vater steigt in

Rojate, Sabinergebirge, 18. Okt. 1855. Bleistift. 48,4×31 cm.

Paris ab im Hotel Baviere für täglich 3 Frcs. (nicht ganz $1^1/_2$ fl.). Er schreibt: „Der Eindruck von Paris ist, weit über meine Erwartungen, brillant und großartig. Es waren keine Übertreibungen, die man mir erzählte. Das Leben aber ist hier schändlich teuer. Ein Beefsteak mit einer Flasche Wein kostet (auch in Brüssel) gegen 6 Frcs. Ich gehe nicht über Malta, sondern direkt über Marseille nach Neapel." — Café Mazarin Boulevard Montmartre: „Der Strom der Fremden ist enorm: 212 000 sollen schon hier sein. Man rechnet auf 400 000 zum Einzug der Königin von England. Gestern kampierten 40 fremde Damen im Hofe eines Gasthauses in meiner Nähe. Es ist gar nicht mehr unterzukommen. Ich treffe viele Bekannte. Ins Theater gehe ich wenig, weil die Preise unerschwinglich sind, 25 Frcs.! Gegen diesen Trubel wird die Stille des italienischen Landlebens wunderbar kontrastieren."

Paris, den 16. August 1855.
8 Uhr abends.

„Meine geliebte Else!

Ich habe mir vorgenommen, nicht mehr auszugehen, und den Abend ruhig mit Dir zu verplaudern, um einmal von dem immerwährenden Trubel auszuruhen, der einem den Kopf ganz wirr macht. Ich sehe so viel Interessantes und Lehrreiches in meinem Fache, daß ich wünschte, es auf längere Zeit verteilen zu können. Es ist kaum möglich, aus diesen massenhaften Eindrücken sich dasjenige anzueignen, was einen fördern könnte. Der eine Eindruck wird vom nächsten verdrängt. Fast täglich gehe ich von 9 Uhr bis 1 Uhr in die Gemälde-Ausstellung und glaube, nun doch schon so viel Überblick über die 5000 Bilder gewonnen zu haben, daß mir nichts sehr Bedeutendes oder in seiner Weise Interessantes fremd ist. Manches, was mir zuerst mißfiel, ist in meiner Gunst gestiegen, anderes habe ich jetzt weniger gern. Die Art, wie die französischen Landschaftsmaler malen, ist nach meiner Meinung in Deutschland unmöglich. Ich für meine Person würde glauben, in einemfort Entschuldigungen über die Schmiererei machen zu

müssen, wenn mich jemand beim Malen eines solchen Bildes im Atelier überraschte. Aber es ist nicht zu leugnen, sieht man die Bilder aus gewissem Abstand, so kommt durch das Zusammenstellen der verschiedenen, nahebei oft sehr unharmonischen Töne, in dem Hin- und Herschmieren der Farben eine Wirkung heraus, so lebendig, wie die deutschen Bilder sie nicht haben. Einiges, soweit es meine Kunst- und Naturanschauung zuläßt, werde ich mir anzueignen suchen. Ob ich es aber in einem kleinen Atelier werde ertragen und möglich machen, daran zweifle ich sehr. Denn die Bilder machen eigentlich erst die Wirkung auf 12 bis 20 Schritt, während wir neben der Dekorationswirkung aus weitem Abstande dem Beschauer auch die Freude an der Durchführung der Details geben möchten, die auch von den Liebhabern verlangt wird. Hier geht das Publikum willig auf d i e Art seiner Künstler ein. Die Holländer Kokkouk etc. (?) sieht keiner an, und die verdienen es nicht besser. Sie stehen alle im Niveau des Bildes bei Arthaber für 1000 und so viel Gulden. — Wer Lust hat, kaufe sie! — Von den Belgiern gefällt im ganzen ein Bild von Roelofs, der auch oft Bilder in Wien hat, sehr. Es ist kräftig und verständig durchgeführt und hat mehr Positives als die Franzosen. Ein anderes Bild von Fourmois ist sehr schön im Ton, nahebei aber ohne alle Bestimmtheit und Form und kaum anzusehen. Die englischen Landschaften haben etwas in meiner Gunst verloren. Nicht ohne Bedeutung sind die von Stanfield. Die Italiener sind durchwegs schwach. Ebenso die Münchner. Selbst Zimmermann nicht ausgenommen. Wie München denn bedeutend hier Fiasko gemacht hat. Von Morgenstern ist nichts hier. Düsseldorf und Berlin haben die Ehre Deutschlands retten müssen. Es sind recht gute Bilder von dort hier und das kleine Bildchen von Achenbach halte ich für das Beste, was in der Landschaft hier ist. Calame hat ein schwaches großes Bild ausgestellt. Die andern Schweizer, Diday etc., sind noch schwächer. Die Norweger und Schweden, in Düsseldorf gebildet, sind sehr gut vertreten. Auch von den Dänen sind Bilder hier, die Aufmerksamkeit erregen. Die Wiener Künstler und ihre Leistungen

kennst Du. Van Haanens Bild gefällt mir unter den Landschaften am besten unter den Wienern.

Um 1 Uhr fahre ich mit dem Omnibus in eine Restauration in der Nähe des Louvre, esse zu Mittag und bin um 2 Uhr schon am Eingang des Louvre und einer der ersten, der nach dem Öffnen des Tores eintritt. Da ist nun wieder so viel zu sehen, daß ein Menschenleben dazu gehört, sich vollkommen mit allem vertraut zu machen. Ich halte mich an die alten Bilder. Es sind köstliche Sachen dort. Um 5 Uhr wird man wieder hinausgetrieben. Ich bin aber dann auch in einem Grade ermüdet, daß ich mich oft kaum mehr auf den Füßen halten kann. Und nach einer halben Stunde, die ich zu meinem Logis zu gehen habe, findest Du mich tief aufatmend vor Müdigkeit auf meinem Bette hingestreckt. Von 7 bis 8 Uhr, wieder einigermaßen gestärkt, gehe ich wieder in den Trubel hinein, finde auf der Boulevard Montmartre Café Mazarin oder Vachette gute Bekannte, schlendere mit ihnen herum und gehe um 11 bis 12 Uhr sehr, sehr ermüdet in mein Bette. Was gäbe ich dann darum, Dich, meine gute Else, im Zimmer vorzufinden! Es ist für mich die Zeit, wo ich immer am schwersten die Trennung von Weib und Kindern empfinde. Und wenn es auch interessant ist, eine solche Reise zu machen, so wird es mir doch mit jedem Jahre schwerer und froh bin ich, daß doch schon ein Sechstel der Trennung verstrichen ist. Die andere Zeit wird ja auch vergehen. Bleibt mir nur g e s u n d!

Vorgestern war ich mit Herrn Schreier (der Bruder aus Wien ist noch immer nicht gekommen) in Versaille. Das ist etwas wunderbar, großartig Königliches, was man dort sieht. Weit über alles, was ich in der Art gesehen habe. Der Tag war köstlich und der Sonnenuntergang im Garten bei schöner Musik himmlisch! Gestern war der Napoleons-Tag und Paris teilweise erleuchtet. Das Stadthaus, der Tuileriengarten etc. etc. waren zauberisch. Und dies Menschengewoge!!! Und wie wird es erst bei der Anwesenheit der Königin von England sein, die am 18. eintrifft! Heute Morgen fuhr bei mir der Kaiser in dem Champ Elysée vorbei. Ich konnte

ihn nur flüchtig sehen, weil er sehr schnell fuhr. Er sieht sehr wohlwollend aus, so viel ich beurteilen konnte.

Sonnabend, morgens 8 Uhr: Heute ist der Einzug der Königin. Ich will bis 11 Uhr nicht ausgehen, um meine Kräfte zu schonen; denn gewiß wird man fünf bis sechs Stunden auf einem Platz im dichten Gedränge warten müssen. Gestern war ich den ganzen Vormittag in der großen Gräberstadt Père Lachaise unter vielen berühmten Toten, und konnte ungestört meinen Gedanken nachleben. Man übersieht da ganz Paris: Leben und Tod nebeneinander. Nachmittag war ich im Louvre, sah Marmorantiken und das Marie-Museum. Abends ging ich mit Dr. Bamberg durch die Straßen schlendern und Läden ansehen. Von der Brillanz und der Beleuchtung machst Du Dir keinen, auch nicht den entferntesten Begriff. Es ist unglaublich, welche Schätze, und wie geschmackvoll sie zur Schau gestellt sind! Abends 10 Uhr fanden wir auf dem Boulevard Montmartre ein paar leere Stühle im Café Vachette und zu uns gesellten sich noch später Wichmann, Becker, Güterbock aus Berlin und Landsberg aus Rom. Das Menschengewoge auf dem Boulevard war ungefähr so, als an jenem Abend der Illumination in Wien, schlimmen Andenkens für Dich. — Und wie wird es heute werden? Erst gestern ist mit der Errichtung der Triumphpforte und dergleichen angefangen und man begreift nicht, wie sie fertig werden wollen. Der Empfang wird großartig, glänzend sein. Morgen, Sonntag, gehe ich noch einmal in die Ausstellung, und zwar mit Bamberg. Er ist Referent für deutsche Zeitungen. Er wünscht meine Meinung zu hören und ist es nicht unwichtig, daß sie in die Zeitungen kommt. Auch Gensler referiert für einige Blätter und hat meine Meinung über die Landschaften angenommen. Sehen kann ich übrigens schon gar nicht mehr. Es ist viel zu viel, was mir auf einmal geboten wird.

Abends 10 Uhr: Die Königin wäre nun auch glücklich eingezogen. Du kannst Dir einen ungefähren Begriff von der Menschenmasse machen, wenn ich Dir sage, daß auf den sechs bis sieben Stock hohen Häusern auf den Schornsteinen noch Gedränge war. Ich habe den Zug recht bequem an mir vorbeiziehen sehen können.

Ich saß auf einer Tribüne auf dem Boulevard Montmartre, wozu mir ein Billet, das sonst 25 Frcs. kostet, geschenkt war. Der Zug war durchaus nicht brillant und in keinem Vergleich mit dem Einzug in Wien.

So interessant mir der Aufenthalt hier ist, so freue ich mich doch sehr, in eine mehr ruhige Umgebung zu kommen, und werde deshalb so schnell wie möglich von Neapel, wo es ebenso lärmend hergeht, aufs Land zu kommen suchen. Ob ich einen ganzen Monat in der Nähe von Neapel bleibe, weiß ich noch nicht. Ich werde aber meine Reise so einrichten, daß ich am letzten Oktober wieder bei Euch bin."

In ein kleines Skizzenbuch, so groß wie drei Finger, trug er während der Reise schnell einige Eindrücke ein: „Arles" an der Rhone, eine Ruine auf waldiger Höhe, dann ein wolkenreicher Himmel, „schönes Blau bis unten, in der Ferne mit den grauen Wolken zu einem Luftton vermischt." Eine Insel mit dem Vesuv in der Ferne. Ich beziehe darauf die Stelle des Briefes vom Schiffe her (22. Aug. u. ff.): „Ischia, Cap Miseno lag in der Morgendämmerung vor mir, der Vesuv ohne allen Rauch, und ich war doch wieder überrascht über den Reichtum der Formen . . ." Er fürchtete wegen der Cholera in Marseille lange Quarantäne vor Neapel: „Ich sage mit Falstaff: Ich wollt, es wäre Schlafenszeit und alles wär vorbei" — in einer Zeit der Cholera und des Krieges etc. ist es zu schauderhaft, getrennt zu sein von den Seinen." In dem kleinen Skizzenbuch weiter, schnell hingeworfen mit wenigen Strichen „Mondschein-Procida", von entzückender Lebensfrische.

Der Brief, der als Text diese Zeichnungen begleitet, ist an Bord des Schiffes Mongibello im Hafen von Marseille morgens $6^1/_2$ Uhr angefangen und in Neapel abgeschlossen: „Ich war froh, als ich Paris hinter mir hatte, und mit mir alle, die mitfuhren. Es wurde zu arg. Über eine halbe Million Fremde, kein Wagen, kein Platz im Café mehr zu finden. Dabei die weiten Entfernungen! Es war zum Umfallen. Schreier ist endlich eingetroffen. Ich war noch eine Stunde mit ihm auf der Ausstellung. Wie es schien,

waren wir vollkommen einer Meinung, nämlich daß die deutschen Bestrebungen der Landschaftsmalerei die anderen bedeutend übertreffen. Du fragst mich, was ich von meinen Bildern im Verhältnis zu den ausgestellten denke? Ich will Dir darauf antworten, daß ich mehr Zutrauen zu meinem Vermögen gewonnen habe und daß ich glaube, mein Bild wäre beachtet worden. Es tut mir leid, daß es nicht hier war. Ich hätte es noch vor meiner Reise (aus Wien) absenden können. Van Haanens Bild hat recht hübsche Einzelheiten, ist aber zu unruhig und hier nicht hervorragend, wenn es auch nach meiner Meinung die beste Landschaft von Wien und München ist. Eigentlich Neues habe ich auf der Ausstellung nicht gefunden und die Leistungen der französischen Kunst sind hinter meiner Erwartung zurückgeblieben. Das Schiff setzt sich in Bewegung und ich muß schließen. — Der Vesuv taucht eben aus dem Nebel auf. Wie lebhaft treten die Erinnerungen mir wieder vor die Seele!"

Ein Brief aus Sorrent, am 30. August, meldet, daß Vater am 28. dort angekommen ist und am 29. zu arbeiten angefangen hat. Es setzen gleich schöne Bleistift-Studien ein. Zunächst im Skizzenbuch von 1855 und 1856, Format 22 × 29 cm (S. 3) Kastell am Meere, vermutlich eines der fünf Kastelle von Neapel; Doppelblatt (S. 5) Blick über Sorrento, über Meer und Gebirge bis zum Vesuv hin, ein Motiv, das Vater zu mehreren Bildern benutzt hat. Eins davon (59 × 93 cm) hängt mir vor Augen, während ich dieses schreibe; (S. 6 und 7, Doppelbild) „Marina piccola, Sorrento, 29. Aug. 55". Zu dieser entzückenden Zeichnung — rechts Fischerhäuser am Hafen, dahinter der Zug des kahlen Gebirges, links in der Ferne der dampfende Vesuv — haben wir die Farbenstudie (nach beiden Seiten das Motiv beschnitten), die Licktwark aus dem Kunstnachlaß — prima vista — für die Kunsthalle in Hamburg erworben hat: Ein kostbares Stück! Das ist nicht mehr gemalt, das ist hingehaucht: „Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit." Die starke künstlerische Anregung in Paris und das lange Rasten der Hand haben sich bewährt: diese kleine Studie gehört zu dem besten, was mein Vater geschaffen hat.

„Das Land ist doch malerisch so schön, und ich freue mich sehr, mich endlich wieder daran versuchen zu können. — Ich wohne mit Herrn Ernst Meyer, Prof. Thomas Ender aus Wien und noch einigen Malern Zimmer an Zimmer. — Erst jetzt fängt mir an, recht wohl und gemütlich auf meiner Reise zu werden, namentlich seit ich wieder arbeite. Die Sachen in der Natur sind so schön, daß man gleich mit dem Gefühl daran geht, nur ein Minimum davon erreichen zu können. Die Ruhe des Ateliers soll hoffentlich noch das Beste aus der Erinnerung dazu tun. — Hier in Sorrent ist auch Mdm. Gorwitz, geb. Rensch, um Studien zu machen, und Götzloff aus Neapel mit Frau, der Frau, von der Stahr in seinem Buche so viel spricht. Sie ist sterbens krank. — Ich denke in den acht Tagen, die ich hier bleibe, Stoff zu einem Bilde zu sammeln." Seine Arbeit in Capo di Cava bezeugen acht große Bleistift-Studien (meist 38 × 53 cm) vom 5.—10. September: Gebirgspanoramen, Baumstudien, Blick auf den Ort und das Gebirge ringsum. Mehrfach lautet die Beischrift: „Corpo die Cava", einmal dazu: Sopra Sta. Trinita (5. September 1855)." Das Nichtstun ist hier gar zu angenehm. Mein Zimmer ist kühl. Hier ist schon göttlich schön zu leben. — Der Vesuv, der noch vor kurzer Zeit so furchtbar gewütet hat, ruht sich von der Arbeit aus. — Ender hat hier zwei Bilder nach der Natur gemalt (das eine hat der Erzherzog Max gekauft). Ich hätte keine Ruhe dazu. Es wird auch selten etwas Ordentliches daraus. — Wahrscheinlich gehe ich acht Tage mit Enders nach Ischia, auf weitere acht Tage nach La cava, um den ersten Teil meiner Zeit in Puzzuoli am Golf von Baiae zuzubringen. — Anfang Oktober nach Rom. — Ich erfreue mich, gottlob, einer sehr guten Gesundheit. — Mich hat dieser Monat gerade 350 fl. gekostet. Davon gehen 200 fl. allein auf Reisebeförderung. Einerlei, die Reise war nötig und ich freue mich, daß ich hier bin."

Auch in dem anderen, undatierten Brief aus Neapel kommt er auf Ender zu sprechen. „Er hat schon ein drittes Bild nach der Natur angefangen. Mir wäre es unmöglich; denn alles, was ich der Natur gegenüber mache, befriedigt mich so wenig. — So muß

Olevano, Blick auf Civitella, 22. Okt. 1855. Bleistift. 58,5×40,3 cm.

eben jeder die Kunst auf seine Weise betreiben." Und doch quält Vater sich mit dem Gedanken der Freiluftmalerei und kommt in diesen Briefen wiederholt darauf zu sprechen. Ja, er muß bald darauf dort auch seinen Versuch damit gemacht haben: Wir hatten zu Hause ein Bild vom Nemi-See, links ein ansteigender Gebirgspfad, rechts den See, von einem mächtigen Laubbaum beschattet, links oben Genzano. Mein Vater konnte es nie betrachten, ohne zu sagen, davon wäre jeder Strich nach der Natur gemacht, und er gedachte auch stets des unsagbaren Schweißes, den er dabei vergossen habe, um mittags nach getaner Arbeit mit dem Gerät hinauf nach Nemi zu steigen. Dieses wertvolle Bild scheint also damals entstanden zu sein. Mein Vater liebte es sehr und gab es nicht in den Handel. — Ischia, 15. September: „Seit zwei Tagen bin ich sehr gut einquartiert in der wunderlieblichen Natur, die mich schon früher so entzückte und so recht zum ruhigen Genießen einladet. Ich war krank, habe seit fünf Tagen durchaus nichts essen können. — Die Luft ist hier herrlich. Das Haus, in dem ich mit Ender und mit einigen schweizer Offizieren und Doktoren wohne, entzückend, von großer Reinlichkeit und Zierlichkeit. Alles zusammen ein wahres Paradies! — Auch für meine Kunst wäre hier manches und heute habe ich nach langem Marsche auch etwas gezeichnet. Den Nachmittag, um meine Kräfte zu schonen, habe ich im ruhigen Genießen auf der Loggia plaudernd verbracht." — 17. September: „Jetzt strahlt die Sonne wieder in voller Pracht. Ich habe ein Motiv zu einem großen Bilde gefunden und auch schon einige Studien dazu gemacht." (Diese Studien fanden sich im Nachlaß.) 19. September: „Ich bin jetzt wieder vollkommen wohl, muß aber zu meiner Schande gestehen, daß ich nicht so fleißig bin, als ich wohl wünschte. Wenn ich ansehe, was ich in der Zeit gemacht habe, so erschrecke ich, wie wenig es ist. Es muß wohl in der Natur liegen, daß es mich, so angenehm sich's darin leben läßt, doch nicht zum Malen reizt. Die Erfahrung spricht mir auch dafür: wie wenig habe ich von meinen neapolitanischen Studien gemalt und wie viel haben mir die Bilder immer zu schaffen gemacht! Ich habe mich deshalb entschlossen, lieber

längere Zeit für Rom zu nehmen." — Neapel, 21. September: „Immer Regen und immer Regen! Die paar sonnigen Tage in diesem Monat sind leicht zu zählen. — Was hier eine Beutelschneiderei ist, das geht ins Weite. Bloß das Visieren des Passes nach Rom kostet mich wieder 5 fl. Gestern und heute sind mir auf der Straße zwei Taschentücher gestohlen worden. Den einen Dieb sah ich. Er lief fort und keiner hielt ihn auf. Denn die meisten der Anwesenden treiben zuzeiten wohl dasselbe Geschäft. Das Volk ist ganz entsetzlich herunter gekommen. Die Reise wird einem dadurch sehr verleidet." — Arricia, 26. September: „Seit 24. September abends in Casa Maturelli, wo ich früher so manche frohe, glückliche Stunde verlebt habe. Am 22., abends, verließ ich Neapel bei sehr zweifelhaftem Wetter, kam nach einer ziemlich unangenehmen Reise bei hoher See und Regen in Porto d'Anzio an." Im kleinen Skizzenbuch (11,5 × 6 cm) Doppelblatt 97, 98: „Porto d'Anzio, 23. Sept. 55": Blick vom Meere auf die Stadt auf felsiger Küste. Gleich daneben eine Häusergruppe, links an der Landstraße mit der Beischrift „Campagna di Roma, Porto d'Anzio". Ich habe das Datum (23. Sept. 55) hinzugefügt. S. 84 „Campagna di Roma", S. 86. Volkstypen bei Nemi, auf Bildern von Nemi mehrfach verwertet, S. 92 Blick auf Nemi (?). „Das Wetter ist indessen schöner geworden. Die Fahrt von da aus nach Rom hat mich wahrhaft entzückt: die Farben nach dem Regen von ungewöhnlicher Pracht, dann die schöne Campagna und der Kranz der sie umgebenden Gebirge, die hellen Punkte der Ortschaften und Häuser, in denen ich früher so lange genußreich gehaust habe! Rom übt auf mich seine alte Anziehungskraft aus. Wir erreichten es 1 Uhr nachmittags. Wie ich nun gleich im Café Greco die meisten meiner alten Freunde zur selben Stunde am selben Fleck fand, war meine Freude groß und nach 10 Minuten hätte ich glauben können, nie von Rom abwesend gewesen zu sein." (Arricia.) „Am 24. bin ich hierher gekommen, wo ich es sehr verändert, aber nicht schlechter geworden fand. Durch die großen Brückenbauten über die Täler ist Arricia jetzt viel näher mit Albano und Genzano verbunden. Abends finde ich

wie früher eine große Gesellschaft beim Abendessen versammelt. Aber wo früher unser Frohsinn und Jubel und der deutsche Gesang geherrscht hatten, war jetzt fast lautlose Stille. Die ganze Szene kam mir gespenstisch vor. Ich hatte große Lust, einen Funken in das dürre Holz hineinzuwerfen; aber meine vollkommene Heiserkeit erlaubte mir das auch nicht. Gestern Morgen: Genzano, den See und Nemi nach $3^1/_2$ Stunden Marsch, auf dem ich mich verirrte. Nach $5^1/_2$ Stunden erst Heimkehr nach Arricia. Starkes Gewitter, Regengüsse. Heute morgen so kalt, daß ich im Zimmer eine Flanelljacke überziehen muß, die mir Maler R u t h s aus Hamburg geliehen hat. Man sollte glauben, in Norwegen zu sein. — Ich habe entsetzlich wenig arbeiten können. Eigentliche Studien zu machen, dazu fehlt mir die Ruhe und die Zeit, und was sich als Ganzes darstellt, das habe ich schon früher ziemlich ausgebeutet." Einige dieser allerdings etwas „müden" Studien finden sich im Skizzenbuch von 1855—56, ein Blatt (S. 17) mit „Albano" signiert; unter dem Großformat nichts vom 11. bis letzten September. Außer dem unausgesetzten Regenwetter des September setzte ihm Krankheit zu, von der er erst am Ende der Reise unserer Mutter die ganze Wahrheit zu berichten wagt. Dazu traf ihn am 11. September in Neapel die Kunde vom Tode seines Vaters. Tags darauf schreibt der tapfere Mann an seine Mutter seinen Trostbrief, das Dokument einer Weltanschauung, wie sie dem Schüler Goethes, dem Freunde Friedrich Hebbels natürlich war. Dem Schüler Goethe sage ich; denn mein Vater lebte ganz in dessen Geiste. Der Faust war ihm sein Evangelium. Er konnte ihn in großen Partien auswendig. In seinem Briefe und auch sonst nirgends und niemals ein Verweis auf die Bibel, auf die Trostmittel und Verheißungen der Kirche. Er war durch und durch Freidenker, allem Dogmatismus und Wunderglauben weit entrückt und viel zu wahrhaftig in seinem Denken, Handeln und Reden, um irgend eine religiöse Tradition aus Schwäche, gegen Wissen und Gewissen mitzumachen. So bringt er selbst der altväterlich frommen Mutter in dieser ernsten Stunde kein Opfer der Überzeugung und verzichtet auf erborgten Trost.

Anderseits mied er wohl der Kinder wegen religiöse Gespräche und Angriffe gegen kirchliche Institutionen und hielt guten Frieden mit freireligiösen Predigern, wie seinem Freunde, Hofprediger Carl Schwarz in Gotha.

„Neapel, den 12. September 1855.

Meine geliebte, gute Mutter!

Gestern bei meiner Rückkunft nach Neapel traf mich die leider schon so lange gefürchtete Trauerbotschaft von dem Hinscheiden unseres guten Vaters, und obgleich vorbereitet — denn gegen den Lauf der Natur geht einmal nichts in der Welt — trifft uns ein solcher Schlag doch gleich tief. Dem guten Vater war die Ruhe zu gönnen; denn ihm bot das Leben eigentlich nichts mehr. Gott segne es ihm, was er an uns allen an aufopfernder Liebe und vollkommener Selbstlosigkeit getan hat! Mein erster Gedanke war auch gleich an Dich, meine gute Mutter! Könnte ich bei Dir sein und Dich trösten in Deinem tiefen Schmerz! Unsere Aufgabe nach so schmerzlichem Verluste ist, uns mit möglichster Fassung ins Unvermeidliche zu fügen, Dir, meine beste Mutter, das Leben wieder lebenswert zu machen, und zu suchen, Dich vom tiefen Schmerz zu einer sanfteren Wehmut und zum stillen Rückblick auf die Vergangenheit hinüberzuleiten. Und bei Gott! Wenn jemand, so kannst Du mit Ruhe auf Dein Leben zurückblicken; denn Du warst dem Vater und bist uns Kindern das seltenste Glück und hast in einem Leben, wo die Freuden sehr reichlich mit den schwersten Sorgen und mit Kummer vermischt waren, stets die hingebendste Liebe bewahrt. Und gewiß, meine liebe, beste Mutter, Dir wäre es zu gönnen, hätte Dir der schwere Verlust erspart werden können. Dein Geist ist aber noch frisch und Du wirst selbst bald finden, wie das Andenken des Verewigten am besten geehrt wird nicht im trostlosen Weinen, sondern in tätiger Liebe. Und Du hast noch so viele, die Deiner Liebe bedürfen und ihr Glück darin finden. Auch meine Tränen fließen reichlich und lassen mich kaum die Worte sehen, die ich niederschreibe. Sie sind ein Zoll kindlicher Liebe und des Dankes, die der gute Vater verdient hat, daß sie ihm zur Grube folgen.

— Es sind auch nicht die ersten Tränen, die ich weine. Das Leben verlangte schon viele von mir. Aber sie müssen aufhören. Und ich hoffe, meine Geschwister werden ihre Pflicht erkennen und sich nicht rücksichtslos der Klage hingeben, Dir nicht stündlich und immer den Schmerz erneuern.

Soweit von Euch entfernt, allein in einer geräuschvollen fremden Stadt, wo ich keine teilnehmende Seele weiß, sehr besorgt um das Leben der Meinigen, die noch eben mit der Cholera gekämpft haben, ist mein Zustand auch kein erfreulicher. Wie sehr mich, meine liebe Mutter, unter solchen Umständen nach Nachrichten von Dir verlangt, wirst Du Dir denken können. Ich bitte Euch daher, mich g l e i c h Näheres unter der Adresse Café greco, Rom, hören zu lassen. Auch hoffe ich, dort einen Brief von Cornelius als Beantwortung meines Briefes, als Einlage an Else, vorzufinden."

In einem anderen Briefe jener Tage heißt es:

„Das arme Volk hier in der reichen Natur ist am Verhungern und lebt entsetzlich dürftig. Schon seit fünf Jahren haben sie keinen Wein, sonst ihre Haupteinnahme. Die Traubenkrankheit vernichtet die ganze Ernte. Mein armer priore ist außer sich, und obgleich er arbeitet wie ein Weinarbeiter (vignarole) — seine Hände zeugen dafür —, fürchtet er doch wirtschaftlich zugrunde zu gehen." — Arricia, 2. Oktober (der Brief ist nach Reichenau bei Gloggnitz gerichtet, wo unsere Mutter mit uns sechs Kindern auf Sommerfrische war): „Ich lebe hier in guter Gesellschaft und habe mich entschlossen, noch fünf bis sechs Tage zu bleiben. Dann drei bis vier Tage nach Nemi zu gehen und von dort über Velletri ins Sabinergebirge. Ich fürchte, das Wetter wird mir sehr zu schaffen machen und mich früher, als ich gewollt, nach Rom treiben." — 3. Oktober: „Schöner kalter Tag. Ich habe einen schönen Brunnen mit Umgebung gezeichnet und eine Skizze von Arricia gemalt (beides im Nachlaß), und komme eben ganz verklommen nach Hause. — Ich sitze in meinem Zimmer: um mich her lautlose Stille, nur das Plätschern aus den beiden Fontänen auf dem Platze hörbar. Alles ruht schon. Ich bin im Gedanken bei Euch, möchte es auch gerne körperlich

sein und die Betten meiner lieben Jungen und nun auch des Mädels inspizieren, um mich dann in meinem guten alten Bette recht gemächlich zu strecken." — 4. Oktober: „Heute habe ich bei schönem Wetter den ganzen Tag arbeiten können. Es ist hier himmlisch und viel reicher, als es in meiner Erinnerung lebte. Mir gefällt diese Natur so ungleich mehr als die neapolitanische! Nur ist es auch hier schwer, Bilder zu finden. Studien — wohin man blickt. — Am Sonnabend gehe ich, Bünsow, Ruths und Overbeck, die letzteren aus Hamburg, nach Nemi, um dort Studien zu einem Bilde zu malen, das ich mir neulich schon ausgesucht habe." Ob nicht damals das oben genannte Bild von Nemi entstand? — Rom, 13. Oktober: „Gestern und heute waren göttliche Tage. Leider verliere ich sie mit der Reise. Rom ist mir unendlich sympathisch. Du siehst, wie sehr ich es mir Ernst sein lasse, Nutzen von der Reise zu haben, daß ich, gestern angekommen, schon heute morgen 9 Uhr wieder abreise." — Olevano, 17. Oktober: „Das Wetter, wenn auch nicht zum Malen, so doch zum Zeichnen gut. Ich bewohne mit Herrn v. Hegemann aus Holstein ein Zimmer und abends sammeln sich noch die anderen Maler: Herr Morphi aus Westindien und Herr Diaschofsky aus Wien. — Morgen früh gehen wir vier nach Rojate und bleiben vielleicht die Nacht dort. Dann bleibe ich hier noch höchstens sechs Tage und meine Studien sind für diesmal beendet."

Olevano, 21. Oktober: „Eben von Rojate zurückgekehrt. Dort lebten wir in einer wahren Räuberkneipe. Der ganze Ort mit seinen Einwohnern ist wie ein Räubernest. Aber die Leute waren ganz vortrefflich und wußten gar nicht, wie sie es uns gut genug machen sollten. Das Wetter war köstlich und gearbeitet haben wir mit Aufbietung unserer ganzen Kräfte. In Rojate sind köstliche Sachen. Es ist ein ärmliches Gebirgsnest und selten besucht. Aber ich habe nirgends in Italien so viel Schönes beieinander gefunden. Der Hauptreiz aber, die schönen Kastanienbäume, fehlt leider. Die Bäume sind total entlaubt. Die ganze Bevölkerung hat das Fieber. Die Menschen sehen aus wie Leichen. Ich habe sehr

Schlimmes durchgemacht; denn bis auf die letzte Zeit war ich von der Erkältung in La cava, in den ersten Tagen des September, so leidend, daß ich lieber das Bett gehütet hätte, als Studien zu machen. Und ich bin oft so todmatt und elend nach Hause gekommen und habe so bei der Arbeit gestöhnt vor Ermattung, daß ich glaubte, es ginge nicht weiter. Und doch mußte ich, sollte nicht der ganze Zweck meiner Reise verloren gehen. Wie oft haben mir Freunde geraten, direkt nach Hause zu gehen, und es fehlte wenig, daß ich mich dazu entschlossen hätte. Jetzt bin ich froh, daß ich es überdauert habe. Die Motive der letzten Zeit gefallen mir viel besser als die früheren. Wie mir überhaupt die römischen Landschaften viel besser gefallen als die neapolitanischen. Gestern Brief von Vorwerck, der sich höchst zufrieden und dankend über sein Bild äußert: Mit Rahmen und Verpackung nur 510 fl. Er hat gewiß gekniffen. Er scheint mir die Louisdor gar zu gering berechnet zu haben. — Ich möchte gar zu gerne noch etwas malen, denn dazu bin ich des ungünstigen Wetters wegen zu wenig gekommen und, was ich habe, ist ganz flüchtig; denn zu einer ausführlichen Studie fehlte mir die Zeit und die Ruhe. Da ich mich aber schon seit längerer Zeit daran gewöhnt habe, nach Zeichnungen zu malen, so hoffe ich, soll es meinen Bildern keinen Abbruch tun. — Ich freue mich auf mein Atelier und die vielen Bilder, die ich gleich anfangen werde. Ich möchte sie untermalen, während die Eindrücke noch ganz frisch sind." — 23. Oktober, abends: „Du wirst Dich wundern, was ich in den letzten Tagen gearbeitet habe. Die Zeit drängt, und ich muß zusammenraffen, was möglich ist. — Du sagst wohl, ich soll mich schonen. Aber das geht einmal nicht. Da heißt es: Entweder — oder. Auf lange Zeit hält kein Mensch solche Anstrengung aus. Ich denke aber an die darauffolgende Ruhe und Arbeit. Darum mit Passion darauf los! — Morgen gehen wir nach Rocca San Stefano, bleiben bis zum 27. Von dort wahrscheinlich nach Genazzano und zurück nach Rom. Dann am 1. November über Venedig und Triest nach Hause. Ihr werdet mich dann recht verhätscheln. Ich habe es mir sauer werden lassen und habe es gewiß

Olevano, 11. Oktober 1855. Bleistift. 52,5×32 cm.

um Euch verdient. — Es ist noch nicht sicher, ob ich nicht über Florenz zurückkehre. Vielleicht gehe ich auch nach Ancona und von dort nach Triest. — Ich habe so viel gesehen, daß ich ganz voll bin. — Ich habe in meinem Zimmer keinen Tisch und muß an der Kommode stehend schreiben. Meine Beine tragen mich kaum mehr vom vielen Steigen. — Lebt wohl und freut Euch mit mir aufs Wiedersehen! — adio carissima mia!" — Rom, 30. Oktober: „Seit dem 27. abends wieder in Rom. Bis zum letzten Augenblick war schönes Wetter. Kaum war ich in Olevano in den Wagen gestiegen, da erhob sich ein gewaltiger Sturm mit Regen und Schlossen, und es wettert noch immer. —Bleibe in Rom bis 2. November, habe ein Billet für die Diligenze nach Florenz. Catels haben mich so viel gebeten, bis ich es annehmen mußte, täglich bei ihnen zu Mittag zu essen. Maler Thöming, der, schon ziemlich alt, eine ganz junge, sehr liebe Frau genommen hatte, ist seit einem Jahre vollkommen an der einen Seite gelähmt und hat mir den traurigsten Eindruck gemacht. Sie haben zwei Kinder und sind durch kostspielige Kuren in furchtbare Armut verfallen. Die Frau benimmt sich bewunderungswürdig in ihrem Schicksal. In Florenz bleibe ich 2 Tage. Von dort mit Diligenze nach Mantua, weiter mit der Eisenbahn in einem Tage nach Venedig, abends darauf nach Triest, wo ich Mittwoch abends eintreffen müßte. — Noch einige Tage und ich bin bei Euch!"

Die schönen Bleistiftstudien dieses Monats Oktober, 25 Blätter, im Format von etwa 37 × 54 und 31 × 49 cm schwankend, sind fast alle auf hellbraunes Papier gezeichnet und auf weißen Karton gespannt. Ein stupender Fleiß! An manchen Tagen entstehen zwei große, sorgsam durchgeführte Blätter und nebenher die nicht mehr genau zu kontrollierenden fleißigen Farbenstudien und dann dazu noch diese alltäglichen tagebuchartigen Briefe an unsere Mutter!

Ich notiere: Arricia, 5 Bl. (1.—5. Okt.), Albano mit Castel Gandolfo (5. Okt.), Nemi, 3 Bl. (eines vom „9. Okt." datiert) Genazzano, 3 Bl. (eines „14.", „in prescenza v. Hedemann-

Haspen", eines „15. Okt."), Cavi („14. Okt. 55", Hedemann-Haspen, Palestrina Louis Gurlitt,) Rojate, 4 Bl. (18.—20. Okt.), Olevano, 3 Bl. (18. (?), 22. Okt.), Rocca St. Stefano, 2 Bl. (25. und 26. Okt.).

1856
Reichenau

Auf das Reisejahr, das als Kriegsjahr doppelt zählt, kam ein Friedensjahr. Die Hauschronik weiß über 1856 nichts zu melden, auch kein Brief von der Hand unserer Eltern liegt vor, nur manche aus Altona aus dem Elternhaus des Vaters.

Vater malte nach seiner Heimkehr fast ein volles Jahr lang Bilder nach den Studien von 1855. Er stand damals mit 44 Jahren noch auf der Höhe seiner Kraft und seines Ruhmes. Die „Illustrierte Zeitung" (No. 658 vom 9. Februar 1856) brachte einen kurzen, sachlich sehr verläßlichen Aufsatz über ihn mit seinem Bildnis, einem gelungenen Holzschnitt nach einer Lithographie des bekannten Wiener Porträtisten Jos. Kriehuber, dessen Kreidezeichnungen damals das ganze vornehme und geistige Wien verewigten. Sie sagt: — — „Gurlitt zählt zu den ausgezeichnetsten Landschaftsmalern der Gegenwart; nicht nur, daß er die Vorzüge der besten hat, er besitzt auch Eigentümlichkeiten, die eben den Genius bezeichnen, die, ohne Manier zu sein — die uns stets als Ausartung des Genius erscheint — jede seiner Arbeiten eben als seine Schöpfung erkennen lassen. Gurlitt hat die Reize des Nordens und des Südens belauscht.. Es offenbart sich in ihm eine seltene Mischung des Naturalismus und der stilistischen Richtung, deren er sich selbst kaum bewußt sein mag; denn er malt die Natur gerade so, wie er sie in sich aufnimmt, wie sie ihm und gerade ihm erscheint. Daher seine Bilder den eigentümlichen Wert haben: Kopien der Natur und Ideale seiner Künstlerseele zu sein. So erklärt er selbst, er kopiere nie dasselbe Bild nach seinem einzelnen Detail. Er kopiere es in seiner Art. Man kann beide Bilder dann gegeneinander stellen: jeder Kenner, selbst jeder Nichtkenner wird auf den ersten Blick erraten, beide Bilder stellen dieselbe Gegend vor und doch sind sie verschieden. Es ist dies offenbar ein echter Künstlerzug, tiefer Widerwille gegen

jede Knechtschaft, selbst gegen die der eigenen Nachahmung, Nachzeichnung seiner eigenen Werke. Es ist der volle Ausdruck einer freien Künstlerseele. — —"

In dem Skizzenbuch (26 × 22 cm), das auch Studien aus der italienischen Reise von 1855 birgt, findet sich auch als Fortsetzung von S. 20, 21 an allerlei Gebirgsstudien aus dem Gebiet des Semmerings auf zumeist farbigem Papier mit weißen Kreidelichten, zum Teil sehr breit und flott hingeworfen. Sie stammen sämtlich aus Reichenau bei Gloggnitz, wo im Jahre vorher schon unsere Mutter mit uns Kindern zu Sommer war. Reichenau ist auf der Grenze zwischen Nieder-Österreich und Steiermark, zwischen der Raxalpe (2009 m) und dem Schneeberg (2057 m) im Höllental gelegen. Wir lernen diese Gegend aus den 33 Skizzen gründlich kennen. Darunter ist ein Blatt (S. 53) mit Regenbogen. Dazu haben wir auch eine sehr wirksame Farbenskizze, ebenso zu Blatt S. 76 vom „8. Okt. 56, Reichenau", ein Hüttenwerk im Gebirgstal, eine vortreffliche Farbenstudie. (Seite 321.) Ein anderes Blatt (S. 45), rechts Felspfad am Abhang des Gießbaches mit vereinzelten Kiefern, gab das Motiv zu einer kleinen Radierung. Nur zwei Skizzen sind aus dieser Sammlung datiert (5. und 8. Oktober). Er scheint also mit seiner Familie im Spätherbst dort gewesen zu sein.

So sehr unseren Eltern das heiter gesellige Leben in Wien zusagte, so tauchten doch schon in diesem Herbste neue Umzugspläne auf. In einem Briefe vom 2. November schreibt Bruder Cornelius an meinen Vater: „Über Deine Idee, nach Kiel mit Familie zu übersiedeln, habe ich vielfach nachgedacht. Ich enthalte mich jeder maßgebenden Meinung, doch zweifle ich, ob Du in Kiel einen gewünschten Boden finden wirst. Der gänzliche Mangel an Künstlern, wie überhaupt das Kleinliche der Verhältnisse, würden Dir mit der Zeit nicht zusagen. Viel eher würde ich Hamburg anraten, eine Stadt, die Mittel genug hat, um einem Künstler ersten Ranges eine Stellung zu geben. Ich begreife, daß es schwer ist, in einem katholischen Lande protestantischen Kindern eine erwünschte Erziehung

zu geben, schwerlich wird sich für Dich aber ein Ort finden, der, wie Wien, so reich an Interessantem aller Art ist.“

Am 5. März schrieb Cornelius aus Altona, daß die Mutter sehr krank und schwach ist, „sie sitzt mit Husten Tag und Nacht schlaflos aufrecht. Bertha pflegt sie und ist der Inbegriff kindlicher Liebe und freudiger Aufopferung. Wir alle sind ihr zu großem Dank verpflichtet.“ — Am 9. März entschlief die brave Großmutter im Alter von 72 Jahren. Die Großeltern liegen auf dem Kirchhof in Altona vereint. Ihre Inschriften sind verwittert. Sie lauteten schlicht und in allgemein echt menschlicher Empfindung, wie altattische Grabinschriften: 1857

„Hier ruht ein Greis, der Liebe heißes Sehnen
Schließt nicht sein Auge wieder auf.
Ein dankend Ach und tausend stille Tränen
Erzählen seinen Lebenslauf.“

„Sie, die im Leben stets mit ihm verbunden,
Stieg in die kühle Gruft zu ihm hinab.
Sie sind vereint, der Tod ist überwunden
Und ihre Liebe dauert übers Grab.“

Großmutter hatte an ihren Kindern den reichsten Segen geerntet als Lohn für ihr selbstloses Walten und Schalten im echten, treuen Familien- und Bürgersinn. Ihr Sohn Cornelius schrieb: „Am Tage der Beerdigung empfing ich aus Rom ein Schreiben von der Akademie, welches mich, im Besitz des Diploms eines Maestro compositore, autorisiert, den Professortitel zu führen. Wäre es einige Tage früher gekommen, wie würde Mutter sich gefreut haben! Meine Ernennung ist schon durch alle hiesigen und Hamburger Blätter gegangen, und es bedarf nur noch der Bestätigung des dänischen Ministeriums, um sie vollgültig zu machen; und die wird nicht ausbleiben. So wäre ich denn Professor. Ein Sonnenblick durch die

trüben Wolken der Gegenwart. Daß es mir von Nutzen sein wird, ist ganz gewiß, ich empfange allerorts Gratulationen". Und später (24. März): „Die Beerdigung unserer seligen Mutter war sehr feierlich. Ich war nicht zugegen, ich bin nicht sehr stark, und leide zu schrecklich. Ich hielt mich bei Berta auf. Emanuel folgte mit zum Grabe. Der Pastor Kähler hielt eine ergreifende Rede. Meine Freunde hatten sich vereinigt, mir ihre Teilnahme dadurch zu zeigen, daß teils durch Gesang und teils durch ein Musikkorps die traurige Verrichtung gehoben wurde. Wie glücklich bin ich im Besitz der sprechend ähnlichen Bilder unserer Eltern! Wenn ich die Lieben auch nicht ohne Wehmutstränen betrachten kann, so tröstet mich doch ihre Gegenwart im Bilde. Ich habe gewiß die Eltern mit treuem Herzen geliebt und wie ganz anders, meine ich jetzt, hätte ich doch noch für sie leben können!"

Briefe aus Wien fehlen. Wir können uns aber das Bild leicht ausmalen: Sechs sehr laute Kinder und die Mutter guter Hoffnung mit dem siebenten, der Vater tagsüber vor der Staffelei, und abends im Verkehr mit lieben und geistig hochstehenden Menschen, dabei doch nie ohne Sorgen um die Zukunft seiner großen Familie. Mein Vater erzählt selbst (1871) im Rückblick auf Wien: „So sehr es uns in Wien gefiel und so günstig meine Einnahmen waren, so wollte mich doch die Sorge nicht verlassen, daß es mir in der Folge zu schwer fallen würde, meine große Familie dort so zu erhalten, wie ich es wünschen mußte. Der Unterricht und die Erziehung meiner Kinder würden zu teuer werden. Wir hatten auch zu vornehmen Umgang, der zu immer größeren Ausgaben veranlaßte; dabei hörte man immer entschiedener von einem bevorstehenden Staatsbankrott sprechen, bei dessen Eintritt sich der Verkauf von Bildern gewiß sehr schwierig gestalten würde. Besonders mißfiel es mir, daß die Kinder als junge Herren behandelt wurden, und sich auch bald als solche fühlen lernten. Brachten doch die Dienstmädchen gleich nach der Geburt unserer Kinder das Badewasser schon für den „jungen Herrn". — Zur Kräftigung unserer Mutter schickte er sie mit uns Kindern in die Sommerfrische in ein Dörfchen Unter-Sievering, unweit Wien. Er selbst

reiste nach Norden. Ein Brief liegt vor aus Gotha auf dem Geschäftsbogen des Kunstvereins mit der Ansicht der Orangerie und dem Schloß Friedenstein, Geschäftsführer Schulrat Looff, Kassierer Buchhändler Thienemann (vom 21. Juni 1857). Zweck: der Ankauf eines Grundstückes und ausführliche Berichte über Baupläne. Lassen wir das, denn der Plan scheiterte. „In Nischwitz habe ich göttliche Tage verlebt!" — „Altona, den 20. Juli 1857. . . . Was sich als unabweisliche Notwendigkeit immer fester bei mir setzt, ist die Übersiedlung in bescheidenere Verhältnisse . . ." Zur Geburt des Kindes verspricht er heim zu kommen. Im August ist er dann auch in Sievering. Im braunledernen „Album" (26,5 × 20 cm) haben wir zwei Blätter von dort: „Sievering, 13. Aug. 57", die Kirche des Ortes darstellend (auf S. 76) und (auf S. 96) wohl auch ein Motiv dieser Kirche. Am 7. September wurde dort das siebente Kind geboren: Johannes (mein lieber Bruder H a n s). Seine Paten waren Herr Kaufmann Eduard L e i s c h i n g , Frau Buchhändler R o s a G e r o l d , Herr Theodor H o r n b o s t e l. Er blieb der letzte und wurde der körperlich stärkste von allen.

Auch bei ihm sprach die Natur eine klare Sprache. Er kam gleichsam mit Schäftenstiefeln auf die Welt und war schon als kleiner Bursche von drei Jahren nach Erscheinung und Neigung ein Landwirt. Atavismus! Da muß das Blut niedersächsischer Ahnen wieder lebendig geworden sein, die Bauern waren. Hans erbte mit der äußeren Erscheinung auch den Humor der Ebersteins in Buxtehude, die er nie gesehen hat. Er wurde Landwirt trotz alles freundlichen Einspruches der Eltern. Blut ist doch ein ganz besonderer Saft! Von Wissenschaft und Kunst hat er nicht viel gehalten, war stets ein mühevoller Schüler, ist aber jetzt einer der tapfersten und verstandesklarsten Männer, die ich kenne. Die Behörden und Gerichte von Altona wissen ein Lied von ihm zu singen. Solchen Bürgerstolz und Bürgertrotz haben sie wohl noch nie erlebt, wie bei dem jetzigen Cafetier Gurlitt. In allen praktischen Dingen ein Meister: Schießen, Kegeln, Billard-, Schach-, Skatspielen, alles bis zur Perfektion. Aber eine Postkarte schreiben? Fast unmöglich!

Zurück zum Vater! Er erzählt:

„Der Kaiser und die Kaiserin, sowie Erzherzog Maximilian haben mehrere Bilder von mir gekauft. Ich traf in Wien auch wieder mit dem russischen Botschafter Baron von Meiendorf zusammen. Er war Botschafter, sein Schwager, Graf Buol Schaurenstein, war Ministerpräsident: Er hat mir das alte Wohlwollen erhalten. Noch mehrere meiner Bilder dienten als Geburtstagsgeschenke für die russische Kaiserin, so daß mir Se. kaiserliche Hoheit, unser Kronprinz Friedrich, später sagen konnte, er sei im Schlosse in Petersburg von meinen Bildern umgeben gewesen.

Eine denkwürdige Äußerung des Barons Meiendorf ist mir immer im Gedächtnis geblieben. Im Laufe eines sehr lebhaften Gespräches sagte er ganz unvermittelt: „Von all den Staaten, von denen wir jetzt gesprochen haben, hat einer eine sehr große Zukunft." Ich konnte nicht wissen, welchen er meine, denn Preußen, bei dem alle meine Sympathien waren, und in dem ich immer die Zukunft Deutschlands gesehen hatte, lag damals, nach Ansicht der Menschen, nach Olmütz so tief darnieder, daß man in Wien ausgelacht wurde, wenn man es noch eine Großmacht nannte. So fragte ich also: „Welchen Staat meinen Sie?" Auf seine Antwort: „Preußen," fragte ich ganz verwundert: „Und woraus schließen Sie das?"

„Das will ich Ihnen sagen: Preußen hat einen armen Adel, der etwas Tüchtiges lernen muß, um vorwärts zu kommen, die Väter sind meistens Offiziere und die Söhne werden es auch. Bei ihnen ist die Tapferkeit traditionell. Die übrigen Söhne gehen in den Zivildienst über, alle aber stehen in Treue und Pflichtgefühl dem Könige zur Seite; sehen Sie sich nun hier in Österreich um! Auch hier läßt der reiche Adel seine Söhne Offiziere bei der Kavallerie werden. Sie gehen auf einige Jahre zu ihren Regimentern in die Pußta, wo ihr fast ausschließliches Interesse Pferde und Hunde sind, quittieren dann, um ihre großen Besitzungen zu verwalten, und der Kaiser hat an ihnen keine Stütze; so sieht der Kaiser im Jahre vielleicht ein mal den Fürsten Schwartzenberg und die anderen ebenso wenig" etc. etc.

Reichenau, 1856. Ölskizze auf Papier. 38×26,9 cm.

Nun, der gute Baron Meiendorf hat recht gehabt und ich bewundere jetzt seinen klaren Blick. Ja, Preußen ist trotz Olmütz groß geworden!

Ich fragte eines Tages den Botschafter, warum er in Wien nicht auch so interessante Soireen gäbe, wie früher in Berlin, wo man die Prinzen des Königshauses, den Adel, Militärs, hervorragende Künstler und Gelehrte antraf.

„Das ging in Berlin: Hier geht es nicht! Ich habe heute Gesellschaft bei mir, wenn ich S i e aber einlüde, würde das nächste mal keiner wieder zu mir kommen; denn so leutselig und volkstümlich der hohe Adel hier ist, so duldet er doch in seinen Gesellschaften keinen Bürgerlichen.

Als ich eines Abends beim Botschafter zum Tee war und mit ihm Schach spielte, fiel von meiner Seite der Name Friedrich der Große. Von zwei älteren Prinzessinnen L i e c h t e n s t e i n , die hinter mir am Teetisch saßen, griff die eine das Wort auf und sagte schneidend: „Den Räuberhauptmann nennen Sie den Großen?“ Ich war boshaft genug, zu antworten: „Ich würde geglaubt haben, Sie zu beleidigen, hätte ich ihn nicht den Großen genannt; denn ein Kleiner hätte doch unmöglich den Österreichern Schlesien abnehmen können.“

Sie warf mir einen bösen Blick zu, Herr v. Meiendorf lachte.“

1858 Griechenland

Für dieses Jahr fehlen mir zunächst alle Familienbriefe. Erst mit dem 6. November setzen Vaters ausführliche Reisebriefe ein. Wir müssen uns sein Leben in der schon bekannten Weise denken: „Tages Arbeit — abends Gäste“, oder mehr noch — abends „zu Gaste“. Er war ein vortrefflicher Gesellschafter und erheiterte die Wiener durch seinen Hanseaten-Humor. Seine Lieder: „Die Schnitzelbank“, „Und drum wohnt he noch immer in de Lämmer-Lämmertwiet“ mit schnell improvisierten Kohlenzeichnungen, seine Deklamationen des eben aufkommenden C l a u s G r o t h e: „Lütt Matten de Has , Da mak sik en Spaß“ oder „Lütt

Ebbe, kumm ropper, hier babn na de Föst!“ blieben lange in gutem Andenken der Wiener Gesellschaft. Er trug sie auch meisterhaft vor! Zur Abwechslung tanzte er wohl auch Tarantella und gab eine italienische Dorfpredigt mit lebensvollem dramatischen Vortrag zum besten. Seine urwüchsige Frische machte in der Gesellschaft der Großstadtkinder guten Eindruck. Übrigens sagte er zu Hebbel, wenn beide in der „Baumannshöhle“ dem ausgelassenen Frohsinn der Wiener beiwohnten und sich fast unter den Tisch lachten: „Laß uns nur ganz still sein, gegen diesen leichten Wiener Humor kommen wir dickblütigen Norddeutschen von der Waterkant doch nicht auf.“

Mit bedeutenden Künstlern tauschte er im heiteren Verkehr seine Gedanken aus.

Rahl stand unter den Malern in Wien damals obenan. Er verkehrte viel bei uns, malte wohl 1856 unsere Mutter, Brustbild in Lebensgröße. Auf dunklem Grund hebt sich der kräftig modellierte Körper ab mit freiem Hals und freier Brust. Der Fleischton ist von wundervoller Leuchtkraft, die Pinselführung breit und genialisch sicher. Meine Mutter, damals etwa 33 Jahre alt, zeigt edle, ruhige Formen. Im tiefdunklen Auge liegt ein Zug von Schwermut. Das prachtvolle Bild besitzt jetzt mein Bruder Johannes in Altona. Rahl beeinflußte auch meines Vaters Kunst und nötigte ihm durch seinen starken Einfluß einen tieferen, ernsteren Farbenton auf. Erst dankte es ihm mein Vater, später beklagte er es. Man sieht diese Einwirkung Rahls in den Arbeiten meines Vaters in Griechenland wahrlich nicht zu deren Schaden!

Als er aus Griechenland heimkam, verwunderte er sich selbst über die matten Farben seiner älteren Bilder und übermalte sie, soweit er sie noch im Atelier hatte.

Am 4. August trat Vater seine Reise an und kehrte im Dezember desselben Jahres mit reicher Beute heim. Was über seine Reisebriefe zu denken ist, dazu gebe uns Adolf Stahr im voraus sein Urteil, das er meinem Vater selbst nach Griechenland zuschickte:

„Wien, casa Gurlitt, d. 6. Nov. 58.
Sonnabend, nachmittag 4 Uhr.

Mein lieber, alter Gurlitt!

Ich habe soeben die Lektüre Deiner sämtlichen (bisherigen) griechischen Reisebriefe — es sind ihrer 15, einer fehlt, der an Deinen Bruder (Cornelius) geschickt ist — zu Ende gebracht, und muß Dir vor allen Dingen aussprechen, wie sehr sie mich in jeder Beziehung gefreut, ja erquickt und im Innersten entzückt haben. Ich habe Dich immer lieb und werth gehalten, aber diese Liebenswürdigkeit des Menschen, des Gatten u. Vaters, diese treue Tapferkeit, dieses redliche Ausharren in Mühe, Entbehrung u. Nöthen aller u. jeder Art, dieser brave Humor, der selbst die Mitteilung des Verdrießlichsten u. Widerwärtigsten für die Lieben in der Ferne zum Genusse zu machen weiß — das Alles sind Dinge, die man geradezu erhebend nennen muß. Deine geliebte Else, an derem Tischchen ich dies schreibe, wird Dir sagen, wie oft ich meiner freudigsten Anerkennung durch Ausrufe des Lobes, der Freude, der Bewunderung Luft gemacht habe.

Dazu kommt nun noch die Art und Weise Deiner Mitteilungen selbst. Diese Reisebriefe sind nämlich in der Tat mit das Beste u. Interessanteste, was ich über Griechenland u. Reisen in demselben gelesen habe. Sie geben ein treues Bild von den inneren Zuständen u. würden sich, etwas bearbeitet u. hier u. da mit noch einigen Detailstrichen von Dir ergänzt, sehr gut in Hackländer u. Höfers Hausblättern abdrucken lassen. Jedenfalls geben sie mir aber die Gewähr, daß Dir diese Reise, trotz allem von Dir erduldeten Elends, dennoch im höchsten Grade förderlich sein wird. — —

Ich habe mir soeben Dein Wolfsfell (aus Dalmatien) an den Tisch geschleppt, um meine vor Frost starren Füße darein zu wickeln. Denn zu Deinem Troste mußt Du wissen, daß wir auch hier den schönsten Winter in aller seiner Schrecknis haben.

„ . . . Gestern haben wir den ganzen Tag wegen des heftigen Schneetreibens das Zimmer nicht verlassen und abends ½10 Uhr war es eine Aufgabe, von Eurer Wohnung aus uns durch Schnee

und Glatteis bis zum Goldenen Lamm durchzuarbeiten! Dafür aber haben wir uns an Deiner Häuslichkeit, an Deinem über alles Lob erhabenen trefflichen Weibe, an Deinen liebenswürdigen Kindern desto herzlicher und ruhiger erquickt."

„ . . . Ich freue mich trotz des Unwetters, daß ich Deine lieben, schönen, wohlerzogenen Kinder, den sanften, ruhigen, besonnenen Memo, den freundlichen, schlaublickenden Otto, den wunderbar begabten Cornelius — dies Phänomen, dergleichen mir noch keins vorgekommen —, den lieben Fritzi, das zarte Häschen Louis (das bin ich), das solide, prächtig dralle Elschen, den ewig fröhlichen, kröhlenden Hans gesehen habe. Memo ist auch in seiner Schulbildung sehr weit und weiter, als ich in seinem Alter und in summa: Du bist ein glücklicher Vater, dem nichts zu wünschen ist, als Dauer seines Glücks und Gesundheit."

Unsere Mutter schreibt bestätigend in ihrem Brief vom 4. November 1858: „Heute, Donnerstag, abend 10 Uhr, waren Stahrs bei uns (nämlich in Wien). Gustav Richter, der Berliner Porträtmaler, der mit ihnen in Venedig war, kam mit. Wir tranken Tee zusammen . . . Stahr . . . war erst höchst übler, gereizter Laune, bis der Tee wohltuend alles in ihm löste und er voller Zärtlichkeit und Liebe mich küssend umarmte und mich versicherte, wie er mich liebe, achte, schätze. Ich gestehe Dir aber, daß ein solches Lob mich durchaus nicht eitel macht. Ich weiß zu wohl, was ich bin und was ich sein möchte. Nur Deine Liebe gibt mir den Dank für mein Streben und für meine Arbeit. Stahrs sehen beide wohl, heiter, sorglos aus und ich freue mich, sie zu haben. Daß gerade D u mir jetzt noch mehr fehlst als sonst, das muß ich, geliebtes Herz, doch sagen. Denn ich genieße das Gute nur, wenn ich von Zeit zu Zeit in Deine treuen Augen sehen kann. Desgleichen genießt man im Zusammensein, ohne den Genuß zu erkennen und lernt ihn erst beim Entbehren fühlen, wenn man ihn sich nicht schaffen kann. Ich bin doch recht ernst, wenn Du nicht da bist, und nur, wenn Deine Briefe eintreffen, werde ich wie elektrisiert. Doch nun will ich Dich nicht zu eitel machen, Dir nur noch ein herzliches Lebewohl zurufen." — Frei-

tag, den 4. November: „Ich habe mit Elschen Stahrs im Goldenen Lamm besucht, sie aufgefordert, des Mittags immer mit uns zu essen . . . Des Nachmittags bat er mich, ihm doch einiges aus Deinen Briefen vorzulesen. Ich fing denn auch an. Er war aber so entzückt davon, schrie immer so laut vor Wonne auf, daß die Kinder verdummt ins Zimmer traten. Zuletzt sagte er: ‚Laß mich alles, jedes lesen! Louis ist ein Prachtmensch und schreibt wundervoll. Wie lerne ich Griechenland kennen! Wie schön ist alles, wie wahr, wie tief empfunden! Dagegen ist Hettners Buch gar nichts! Fanny, Fanny, höre doch, wie großartig einfach Louis schreibt! Und immer rief er: ‚Gottvoll, himmlisch!' Ich kann Dir nicht sagen, wie Stahr Dich liebt! Wie er Deine Natur erkennt und schätzt! . . ." — Sonntag, den 6. November: . . . „Du hast es doch recht schlecht, geliebter Louis, und ich erkenne es Dir in vollster Größe an, welche Schwierigkeiten Du zu überwinden hast. Es soll mir eine Freude sein, Dir nach Deiner Rückkehr das Leben angenehm zu machen. Ich habe es immer, zu jeder Zeit gern getan. Ich verspreche es Dir mit Händedruck und mit festem Willen, Dir alles zu tun, was Dich erfreut, um Dir das Paradies zu schaffen, das man eher in Griechenland suchen sollte als in Wien. Nur — bring mir keine Läuse mit! Das bitte ich Dich. Deine Strapazen sind arg, aber ich hoffe Dich doch bald verjüngt, frisch und munter zu umarmen . . . Abends waren wir im Carltheater. Stahr war von Treumann und Nestroy ganz entzückt und hat sich prächtig unterhalten . . . "

Die nachfolgenden Reisebriefe werden dadurch an Teilnahme gewinnen, daß sie den Text zu den schönen Bleistiftzeichnungen aus Griechenland bilden, die die Nationalgalerie in Berlin noch bei Lebzeit meines Vaters von ihm erworben hat. Es war die einzige geschlossene Serie, die er aus den Händen gab, und zwar in einem Alter, wo er zu malen aufhörte. Ich verzichte darauf, das Verzeichnis dieser Blätter aufzuführen, die man in der Nationalgalerie studieren kann. Anderes, was in Skizzenbüchern liegt, immer noch ein reiches Material, diene als Ergänzung. Besonders reich aber sind die Farbenstudien, die bisher in Wandschränken und

Mappen fast ganz vergraben gelegen haben. Es fanden sich darunter Arbeiten von ganz einzigartiger Kraft und Schönheit. Wer Griechenland kennt, dem geht bei ihrem Anblick das Herz auf. Ich weiß nichts Griechisches der deutschen Kunst, was ich dem an Wahrheit und Wucht der Darstellung gleichstellen könnte. Ein R a h l war entzückt davon (siehe unten). Das genügt und macht meine Empfehlung entbehrlich. Zu dem — die alten Griechen sagten sprichwörtlich: τίς τὸν πατέρα αἰνέσει; (Wer wird seinen Vater loben?), doch wohl in der Meinung, daß des Sohnes Lob selbstverständlich und deshalb wertlos sei.

So mögen denn Bild und Brieftext für sich selber sprechen!

„Triest, den 5. August 1858.
9 Uhr abends.

Vor einer Stunde bin ich hier nach einer Fahrt in aller schönstem Wetter angekommen . . . Ihr seht, die Götter sind mir günstig und lassen die Sonne zu meinem Unternehmen im schönsten Glanze leuchten: spiegelglatt dehnt sich das unendliche Meer, mein Weg ist mir geebnet und getrost ziehe ich in die Ferne.

Triest den 6. August.

Wie ich heute Morgen erwachte, streifte die erste Morgensonne die fernsten Segel auf dem vollkommen windstillen Meere, das ich von meinem Bette aus (im Grand Hotel) übersehe. Ich ging hinab zum Kaffeetrinken: auf den Marktplätzen und vor den Kaffees, wo gestern Abend das lauteste italienische Leben geherrscht hatte, war jetzt noch lautlose Stille, erst nach und nach entwickelte sich das Getriebe des Tages. Jetzt um 10 Uhr ist die Hitze wieder sehr groß. Ich habe die Stadt in allen Richtungen durchlaufen, aber noch niemanden in den Kontors gefunden. (Nachmittag.) Für mein Billet zur Reise habe ich den geringsten Preis zu zahlen, aber dafür einen Platz in der ersten Kajüte bekommen. Die Direktion des Lloyd erklärte, sie mache sich ein Vergnügen daraus, ein Unternehmen, wie das meinige, zu unterstützen, und würde mir völlig freie Fahrt geben, wenn es die Statuten der Gesellschaft zu-

ließen. — Hafen und Straßen sind voller Griechen in ihrer Nationaltracht. Ich sehe sie mir jetzt mit noch viel größerem Interesse an wie früher: es sind charakteristische, durchwetterte Gesichter und mir ihrer Erscheinung nach viel sympathischer als Morlaken und Montenegriner. (Sonnabend.) In einigen Stunden gehts an Bord. Die Luft ist bedeckt, das Meer ruhig, so daß ich ohne seekrank zu werden auch nicht an zu großer Hitze werde zu leiden haben. Ihr werdet vor 16 Tagen keinen Brief von mir erwarten können, weil die Reise nach Athen und zurück schon 14 Tage in Anspruch nimmt, und es doch fraglich ist, ob gleich eine Post abgehen wird.

Auf hoher See, ungefähr Ragusa gegenüber.
Sonntag, 3 Uhr nachmittag.

. . . Das Schiff, der Vulkan, ist ein wahrer Prachtbau, alles mit höchster Eleganz und großem Komfort eingerichtet. Das Wetter dagegen ist weniger günstig. Nachdem gestern und die Nacht hindurch eine ziemlich starke Bora das Schiff trotz seiner Größe sehr schwanken machte, hat sich seit heute der Wind nach Süden gedreht und starke Regengüsse gesendet. Es sind nur wenige Passagiere mit auf Schiff, und ich begreife nicht, wo auch diese wenigen nur stecken mögen. Auf dem Verdeck sehe ich nur einige unter Dach eines Vorraumes bei der Treppe zum Salon. In diesem sitze ich ganz allein an der langen Tafel, Euch allen, meinen Lieben, mit Gott lob noch nicht vor Alter zitternder Hand diesen Gruß zu senden. Morgen früh um acht Uhr werden wir in Korfu eintreffen, ich muß dann leider dieses sehr schöne Schiff, in dem ich mich schon so häuslich eingerichtet habe, verlassen, um mit einem andern die Fahrt nach Lutraki in den Golf von Lepanto zu machen, während dieses Schiff direkt nach Konstantinopel geht. Unter der Reisegesellschaft habe ich keine interessante Persönlichkeit gefunden, aber doch manche, um mit ihr ein Wort zu wechseln. Ein paar griechische Damen werde ich nicht müde wegen ihrer Schönheit anzusehen, mit ihnen zu sprechen, ist mir leider nicht vergönnt. Ihr seht an meiner Schrift, wie ich gegen die zitternde Bewegung

des Schiffes zu kämpfen habe, da ich aber weiß, wie Euch ein unerwartet eintreffender Brief erfreuen wird, suchte ich die Schwierigkeit zu überwinden, um diese Zeilen in Korfu abgeben zu können, von wo sie gleich mit einem andern Schiff zurückgehen.

Die kahlen Berge von Dalmatien machen bei diesem grauen Wetter einen trostlosen Eindruck, und ich reise an ihnen gerne vorbei. In diesem Augenblick ist das Land überall verschwunden, vor kurzem aber sah ich noch beide Küsten, die dalmatinische und die italienische.

Montag.

Wie ich heute Morgen beim Erwachen aus meinem Kabinefensterchen ausschaute, stieg eben die Sonne hinter Albanien aus dem Meere auf. Jetzt aber, $9^1/_2$ Uhr, regnet es wieder sehr stark und das nahe Gebirge ist tief mit Wolken behangen. Vor uns liegt Korfu, doch nur teilweise sichtbar, sonst von einem dichten Regenvorhang bedeckt — ganz ein Wetter wie in letzter Zeit in Wien! Gestern hat sich der Wind viermal gedreht, so daß er nacheinander aus allen vier Weltgegenden kam. Jetzt haben wir Südwind, also vollkommen entgegenstehenden, aber er ist schwach und schadet deshalb der Schnelligkeit des Schiffes wenig. Der Umstand, daß das Wetter für die Anschauung der Gegend so wenig günstig ist, hat mich veranlaßt, meine Reiseroute zu verändern: ich gehe daher direkt über Syra, wo ich dieses Schiff verlasse, nach Athen, also um den Peloponnes herum, wodurch ich drei Tage früher nach Athen komme und die Bekanntschaft des Leibarztes des Königs, den ich erst gestern habe kennen lernen, zu meiner Erleichterung bei meiner Ankunft benutzen kann. Auch dieser Herr versichert, daß von einer Gefahr vor Räubern in Griechenland gar keine Rede mehr sein könne, es gäbe kein Land, wo man jetzt in dieser Beziehung sicherer wäre.

Ich lebe hier wie ein Fürst, und eben erst wird wieder für zwölf Personen zum Frühstück gedeckt. Alle Herrlichkeiten stehen schon vor mir auf der langen Tafel in schöner Parade, und dabei verschonen mich die Götter vor der Seekrankheit, lassen mich diese

Gaben genießen und, was mehr sagen will, erlauben mir sogar, an Euch zu schreiben — ob Ihr es werdet lesen können, ist eine andere Frage. Mittwoch morgen landen wir in Syra und Donnerstag früh bin ich in Athen.

Somit schließe ich für heute, um von dem Verdeck meine Rundschau zu halten. Wir haben einen Strichregen, während Korfu größtenteils davon verdeckt ist, liegt eine kleinere Insel mehr gegen Westen im Sonnenschein vor mir, ich weiß nicht einmal, wie sie heißt, sucht sie auf der Karte nach. (wohl Errikusa!)

Den 8. August, eine Stunde vor Korfu
auf dem Jonischen Meere.

Kap Matapan, der südlichsten Spitze Europas gegenüber. Vor mir der Taygetos in nie gesehener himmlischer Beleuchtung, bei allerschönstem Wetter und allerbestem Humor.

Archipelagus, 1 Meile vor Korfu, den 10. Aug. 58,
mittags 12 Uhr.

Während wir an der schönen Insel Korfu vorbeisegelten, bekam ich schon einen Vorgeschmack der Schönheiten, die ich zu sehen bekommen sollte: Flüchtige Regenschauer wechselten mit Sonnenblicken und zeigten das schöne Hintereinander prächtiger Gebirgslinien im verschiedensten Verhältnis. Endlich legten wir bei Korfu an, leider zu weit noch unter der Häusermasse, der Stadt, als daß ich einen malerischen Standpunkt gewinnen konnte, um diese mit den beiden sie beherrschenden Kastellen zu zeichnen. Der Aufenthalt war zu kurz, um ans Land zu gehen, und die Hitze hier, wo durch Stilliegen des Schiffes der erfrischende Luftzug wegfiel, wahrhaft stechend. So ging es dann weiter, vorüber an der Insel Paxo, dem Meerbusen von Arta, der Insel Santa Maura oder Leukadia, dem Fels, von dem der Sage nach sich die liebende Sappho ins Meer stürzte. In der Dunkelheit passierten wir Zephalonia, und als ich morgens früh aus meinem Kabinefenster lugte, lag vor mir die eleische und messenische Ebene mit den Bergen von Arkadien in zartestem Morgenduft. Wie schnell war ich in den Kleidern, um

vom Verdecke aus das klassische Land Revue passieren zu lassen! Und eigen genug, ich konnte, ohne die Karte zu haben (die überhaupt nicht an Bord existiert), allen oder den wenigen, denen diese Berge mehr als bloße Steinmassen waren, am besten jeden Ort und Berg bezeichnen: Den Taygetos, der in schönen Linien hervorstieg, die Insel Sphacteria mit Navarin in der Tiefe des fast geschlossenen Hafens, weiter die sich weit ins Meer erstreckende Ruinenfestung Modon (Methone) mit prächtigem Vorgebirge. Zwischen Inseln und Festland hindurch ging die Fahrt um das Vorgebirge Acritos. Die Sonne stand hoch; die Berge jenseits des Messenischen Golfs lagen in edelster Form und in unbeschreiblich feinem Kolorite vor mir. Der Äther schön und klar mit einzelnen hellen Wolken über den Bergen, die jede ihre Schatten auf die schönen einfachen Flächen der Berge warfen — und das alles in einem so feinen, warmen Goldduft, daß es mir selbst ganz warm ums Herz wurde — und doch fühle ich, ich würde es malen können, steht es doch vor mir, wie schon oft im Traum gesehen, und kommt es mir doch so natürlich vor, als könnte es nicht anders sein — dabei aber fühle ich leider zugleich, daß, glückte es mir, es am besten darzustellen, ich nur wenige finden würde, die mit mir diese Art Schönheit nachempfinden können. Da gibt es freilich kein Grün, kein Häuschen — alles das kahle, unfruchtbare Gestein!

Herrlich ist der Einblick in den lakonischen Golf und großartig das wilde Kap Malea, an dessen schroffem Felsabhang, nicht hoch über dem Meere, sich ein Einsiedler aus rohem Gestein in der Art wie Bienenzellen seine Klause zusammengestoppelt hat. So weit das Auge reicht, sieht es keine grüne Vegetation, hin und wieder an den fernen Berghöhen einige kleine Dörfer mit grauen Ölpflanzungen, aber wie nobel und plastisch sind diese Berge! Es sind doch die Modelle, an deren Formen die Künstler einer Venus von Milo und des olympischen Jupiter ihr Auge geschult haben.

Seit 2 Uhr wieder im offenen Meere, dem Archipelagus! In weiter Ferne die Inseln und Küste von Argolis. Wir fahren unter reinstem Himmel, ohne große Hitze auf klarster, dunkelblauer

Flut und bald landen wir in Syra, bleiben die Nacht über an Bord liegen und verlassen morgen früh um 8 Uhr dieses schöne Schiff, um mit einem kleineren nach dem Piräus zu gehen, während unser Schiff die Reise nach Konstantinopel fortsetzt.

Der Stern der Venus ist soeben glänzend hinter dem Taygetos untergegangen, und ich gehe auch zur Ruhe . . . (Abends 10 Uhr).

Athen, den 12. August.

Wie ich eben bei der prächtigen Ruine des großen Jupiter-Tempels stehe, entzückt und ganz vertieft in der Betrachtung derselben und der sich dahinter erhebenden Akropolis, überrascht mich von hinten kommend ein so fürchterlicher, wolkenbruchartiger Regen, daß ich völlig durchnäßt wurde. Eine Zeit lang suchte ich Schutz hinter den Säulen, dann warf aber der Wind solche Massen von Wasser auf mich herab, daß ich das Weite suchte und in einer mehrere hundert Schritte entfernten Kneipe Schutz suchen und den Regen abwarten mußte. Zurück durch die Stadt hatte sich die Szene so verändert, daß ich mir durch strömende Bäche und Seen kaum einen Weg bahnen konnte und dies alles zur Einweihung meiner schönen Lackstiefel, die ich von den Besuchen dieses Morgens noch an hatte. Die triefenden Kleider sind gewechselt, und ich weiß nun nichts Besseres, als im Bericht meiner Reise fortzufahren.

Ich bin also wirklich in Athen, die Akropolis, der Parthenon sind mein vis à vis!! Nachdem wir einige Stunden unter der betrübenden Aussicht, eine Quarantäne im Piräus halten zu müssen, auf dem Verdeck des Schiffes im Hafen von Syra zugebracht hatten, kam endlich die Freudenbotschaft unserer Befreiung. Um 9 Uhr ging es fort, durch die verschiedenen Inseln hindurch, dem Kap Sunium vorbei, von dessen Höhen die Säulen des alten Jupiter-Tempels herüberleuchteten. Um $8^1/_2$ Uhr abends liefen wir nach einem sehr heißen Tage in den Piräus ein. Eben war die Sonne prachtvoll untergegangen. Ein buntes, fremdes Leben empfing uns am Molo. Der Kampf, mein Gepäck zusammenzuhalten, war nicht gering, denn alles drängte sich heran, um ein Stück davon zu

ergreifen und später eine Forderung darauf zu begründen. Mit Dr. Lindemeyer, dem Leibarzt des Königs, dessen Kinder ihn im Piräus erwarteten, fuhr ich dann nach Athen, wo wir eine Stunde darauf eintrafen. Ich wohne bei Herrn François Vitalis und zahle täglich ungefähr $3^1/_2$ fl. Jedermann rät mir, eine Reise ins Innere vor 14 Tagen nicht anzutreten, weil die Hitze zu groß ist. So werde ich denn wahrscheinlich gleich hier etwas vornehmen, wozu ich ohnehin Lust hatte. Für die Reise bekomme ich nach allen Richtungen Rekommandationen; schon auf dem Schiffe habe ich Leute kennen lernen, die ich im Lande besuchen werde. Meine Wirtin ist eine Hamburgerin, und wie ich gestern ins Zimmer trat, unterbrach ich eine deutsche Konversation: ein Mecklenburger, Direktor der kgl. Stütereien, und ein Buchhändler aus Westfalen, so daß wir uns sogar plattdeutsch unterhielten. Der Direktor Springfeld wohnt in der Nähe von Nauplia, und ich habe ihm die Hand darauf geben müssen, zu ihm kommen zu wollen. Der Maler Willers ist in der Nähe auf dem Lande und wird morgen zu mir kommen, vielleicht glückt es, ihn zum Mitgehen zu bewegen. (Freitag, den 13. August.) Heute habe ich von 6 bis $11^1/_2$ Uhr auf der Akropolis zugebracht. Der Eindruck ist ein überwältigender und übertrifft alles, was ich bis jetzt von Architektur gesehen habe. Ich versuchte mich daran, den Parthenon zu zeichnen, fühlte aber bald meine Unzulänglichkeit dem Gegenstand gegenüber: so viel ich wischte, konnte ich doch die Schönheit der Verhältnisse nicht treffen: ich werde einen zweiten Versuch machen, wenn ich mehr ruhig und gesammelt bin. Als ich gestern dem Sekretär des Königs Otto, Herrn von Wening, meinen Empfehlungsbrief im Schlosse übergab, forderte er mich auf, die Zimmer im oberen Stocke des Schlosses zu besehen und zugleich meinen Namen auf das Blatt zu schreiben, das für diejenigen ausliegt, die der Königin aufwarten wollen. Heute Mittag fand ich nun ein Schreiben vor, worin mir mitgeteilt wird, daß die Königin mich um 12 Uhr empfangen wolle. So schnell ich mich ankleidete, kam ich doch erst gegen 1 Uhr und somit zu spät ins Schloß, und nun wurde mir der Montag zur Audienz be-

stimmt. Heute nachmittag entschloß ich mich nach langem Herumwandern auf den verschiedenen klassischen Hügeln, die Athen umgeben, mich auf der Pnyx, der Rednertribüne, von wo, wie die Meinung geht, Demosthenes zu den athenischen Bürgern redete, niederzulassen, um die Akropolis zu zeichnen. Ich brachte wenig zustande, weil die Sonne hinter einer großen Wolkenmasse sich verbarg; aber ich will morgen hingehen, um einen Teil des Gegenstandes zu malen. Ich sehe die ganze Akropolis, den Areopag, die Rednerbühne mit den Stufen, in der Ferne das Hymettos-Gebirge, den Pentelicon etc., alles klassische Gegenstände, auf dem Bilde. Gestern war Frau Siegel bei meiner Wirtin zum Diner geladen und abends begleitete ich sie mit dem Buchhändler nach Hause: es war sehr dunkel und wir stolperten über Schutthügel und durch Pfützen in einem fort und fanden den Weg nur mit Mühe zurück, und doch waren wir in der Stadt. Die Straßen sind überall projektiert und an den abgestoßenen Linien findet man von Zeit zu Zeit ein Haus, das dazwischen Liegende ist Wildnis. Andere Stadtteile schließen schon mehr zusammen mit recht stattlichen Häusern. Es ist unglaublich, wie wenig Grün man sieht. Auf der langen Küstenfahrt um Griechenland herum habe ich nicht so viel gesehen, daß sich eine Kuh davon sattfressen könnte. Wo nicht der nackte Fels hervortritt, sind es verbranntes Gras und Disteln. Der reichlich gefallene Regen wird aber gewiß einige Vegetation hervorlocken . . .

Athen, den 16. August 1858.

Obenan will ich Euch doch gleich sagen, daß meine Gesundheit unberufen vortrefflich ist, und daß ich für die Reise nach Nordgriechenland an dem Maler Willers einen Reisegefährten haben werde. Ich habe ihn noch nicht gesprochen, da er einige Stunden von hier auf dem Lande ist. Morgen aber wird er kommen und wir werden dann das weitere bereden. Bis jetzt hat mich ein fast unausgesetzter Wind, oft Sturm, am ordentlichen Arbeiten gehindert: ich mache täglich den Versuch, aber ohne was Rechtes zusammenzubringen. Die Hitze ist nicht übertrieben groß, ganz angenehm

zum Umherflanieren. So habe ich denn Athen schon die Kreuz und Quere durchstöbert, bin darin auch schon ganz zu Hause. Die Hausordnung ist folgende: um 5 Uhr, hier Tagesanbruch, stehe ich auf, gehe dann mit meinem Burschen fort und arbeite, solange es mit dem Zeichnen geht, bis der Wind das Papier zerrissen oder die Staffelei einige Male umgeworfen hat. Halte ich aus, dann sende ich den Burschen nach Hause und gehe über Berg und Tal auf Entdeckungen aus, gewöhnlich immer um das Zentrum, die Akropolis herum, die mich magisch in ihre Kreise bannt. Gegen 12 Uhr nach Hause zurückgekehrt, erwartet meiner ein Löffel- und Gabel-Frühstück, Suppe, Braten, Eierspeise, Geflügel und schließlich Kaffee, dann lege ich mich auf mein Bett oder lese etwas. Um 2 Uhr erscheint mein Bursche wieder zur Nachmittagstour, die bis $6^1/_2$ Uhr dauert, wo ich dann die Gesellschaft zu einem brillanten Diner versammelt finde. Heute auf dem Nymphenhügel führte der Sturm Schirm und Hut große Strecken fort, und ich mußte mich entschließen, einzupacken, machte aber noch eine sehr interessante Tour durch Umgegend und Stadt. Heute Mittag war ich bei der Königin, die mich sehr freundlich empfing, mir auch sagte, daß ihr Bruder mich schon bei ihr angemeldet habe. Ich war wohl 10 Minuten bei ihr und finde sie sehr liebenswürdig. Sie erinnerte mich an Frau von Bacherach. (Mittwoch.) Da der beständige Sturm mich verhindert, im Freien etwas zu malen, habe ich heute in der Stadt vom Hause aus eine alte Palme gezeichnet, die ihr zierliches Haupt höchst graziös im Winde bewegte. Später wollte ich den Garten der Königin besuchen, wurde aber überall zurückgejagt, weil ich keine Eintrittskarte hatte. Meine Unterhaltung mit den Leuten und meinem Burschen, der den großen Namen Leonidas trägt, ist natürlich höchst possierlich: alles muß durch Zeichen geschehen, gewöhnlich verstehen sie aber etwas anderes als ich wünsche. So goß der Bursche mir heute meinen Wein aus der Korbflasche aus, nachdem ich ihm auf alle mögliche Weise deutlich zu machen versuchte, er solle mir dazu Wasser aus einem Brunnen holen. Heute war das Wetter etwas besser und der

Wind hat mir doch nur zweimal die Staffelei umgeworfen, wobei natürlich ebenso viel Schmutz als Farbe auf das Papier kam. Es ist heut großer Festtag, den ich benutze, eine Studie von der sogenannten Kallirhoë im Flußbette des Ilissos zu machen, da sie sonst immer von waschenden Weibern ganz angefüllt ist. Sie liegt gleich unter der Terrasse des Olympeions. Unter dem Ilissos darf man sich keinen Fluß in unserem Sinne denken: denn, wie die meisten griechischen Flüsse, ist er im Sommer ganz trocken und nur nach einem Regen wälzt sich eine gelbe Wassermasse in dem Flußbette fort, die hier bei der Kallirhoë über Felsmassen von zirka 20 Fuß Höhe einen Wasserfall bilden. Aus verschiedenen Felsspalten dringt hier reichliches Quellwasser hervor, doch nicht in größerer Menge, als daß man nicht unbehindert durch das Bett gehen könnte. Die Arbeiten, die ich bis jetzt gemacht habe, enthalten Stoff zu zwei Bildern von Athen, die ich einst mit großem Interesse ausführen werde. Gestern abend war ich mit meiner Wirtin und dem Buchhändler Wilberg bei Frau Siegel; sie wohnt in einem kleinen Häuschen mit einem Garten davor. Auf dem Balkon genossen wir den herrlichsten Mondabend. Der Mond spiegelte sich über dem Piräus im Meere. Die Nächte sind überhaupt köstlich, vollkommen windstill und nur am Tage weht es. Dr. Schillbach, der bei Siegels wohnt, ist vorgestern von einer längeren Tour aus dem nördlichen Griechenland zurückgekehrt. Er spricht die Sprache und hat es natürlich viel leichter. Willers wird sich auch schon etwas verständlich machen können. Auf jeden Fall ist seine Begleitung sehr vorteilhaft für mich, da er auch schon lange einen Diener hat, der italienisch spricht und das Land kennt. Die Post aus Deutschland kommt wöchentlich nur einmal, und geht nur einmal fort. Mittwoch abend trifft sie in Triest wie auch im Piräus ein . . . Gestern nachmittag habe ich zum ersten Male ruhig arbeiten können, der attische Himmel gedachte seines alten Ruhmes. Heute aber hat mich mein Leonidas sitzen lassen, sein Vater ist mit meiner Belohnung für die Bemühungen seines Sohnes (24 Kr. täglich) nicht zufrieden und verlangt 48 Kr. (2 Drachmen), welche Forde-

Akropolis von Athen, 1858. Ölskizze auf Papier. 53,5×23 cm.

rung mein Wirt für unzulässig hält und deshalb einen andern Burschen suchen gegangen ist. — Ich verliere dadurch einen halben Tag, und das Wetter ist wieder göttlich. Es ist ein Vergnügen, einen Gang durch die Stadt zu machen und namentlich am Basar das bunte, durchaus orientalische Leben mit anzusehen. Man betrachtet sich hier schon als zu Asien gehörig und spricht von Europa, wie in Wien von Deutschland, man reist nach Europa, man schreibt dahin. — Es ist erstaunlich, mit welch üppiger Fülle alles wächst, wo eine Bewässerung möglich ist, oder wo sich nur einige Pflege findet. Ich habe sechsjährige Bäume von Mannesdicke gesehen. Der Garten der Königin prangt in üppigster Fülle von Gewächsen, die bei uns das Treibhaus hegt. Die Einfassungen der Gärten, des Schloßplatzes sind zumeist Kaktus und Aloe, letztere mit Riesenblättern von gewiß 12 Schuh und jede zweite mit gewiß 30 bis mehr Fuß hohen Blütenkronen, die wie ein architektonischer Schmuck den Schloßplatz umgeben und mit den vier Palmen dem ganzen einen echt orientalischen Charakter geben. Komisch aber machen sich die Hofbeamten in ihrer griechischen Tracht in den ganz europäischen Gemächern. — Freitag, den 20. August. Das Wetter ist köstlich, kein Wind, der Himmel von herrlicher Bläue ohne eine Spur von Wolken. Ich war heute nicht aufgelegt zu arbeiten und bin zu Hause geblieben. Den Nachmittag gehe ich nach Patissia, eine schwache Stunde von hier, um zu zeichnen. Die Hitze ist seit einigen Tagen tropisch. Willers ist 4—5 Stunden von hier auf dem Lande in Kephisia. Mein Wirt sagt mir, er leide wieder stark an Fieber. Briefe sind schwer zu ihm hinauszubringen, da es keine Postverbindung dahin gibt, und doch ist es der Lieblings-Sommeraufenthalt der Athener. —

Athen, den 30. August 1858.

Mein Aufenthalt hier nähert sich seinem Ende. Donnerstag, den 2. September gehen wir fort. Die letzten Tage war schönes Wetter. Gestern, den Sonntag, war ich mit Frau Vitalis, Willers und Wilberg zu einer Tour nach Daphni eingeladen. Wir fuhren um 1 Uhr fort, vorbei dem botanischen Garten, durch den Ölwald,

auf der heiligen Straße nach Eleusis. Nach einer etwa einstündigen Fahrt liegt in einem Sattel zwischen mäßigen Höhen neben zwei Chans (Gasthäusern) das alte Kloster Daphni aus der fränkischen Zeit. Es war die Stätte, wo die fränkischen Herzöge von Athen ihr Begräbnis hatten: einige Sarkophage sieht man noch. Das Kloster ist Ruine, die Kirche notdürftig hergestellt. Durch den Ruß und die Verwüstung aus der Türkenzeit treten überall die reichen Mosaikarbeiten hervor und lassen die frühere Pracht ahnen. Unter dem spärlichen Schatten eines Daches aus dürrem Laub tranken wir aus dem buntesten Gemisch von Tassen unseren schwarzen Kaffee. Der eine auf einer Tonne, der andere auf einem Schemel und der auf einem Marmorblocke sitzend, denn Stühle gab es eben nicht. Von dort wollten wir zum Meere an die Bucht von Eleusis (jetzt Lefsina) hinunterspazieren. Die Herren hatten sich aber in der Entfernung getäuscht, so daß die Damen auf halbem Wege in der starken Sonne sitzen blieben, bis Herr Wilberg zurückgegangen war, um den Wagen zur Weiterbeförderung herbeizuholen. Wir lagerten uns dann in dem schmalen Schatten eines verlassenen Chans auf der Straße, und nachdem wir Muscheln und Steine am Strande gesucht hatten, hielten wir auf Wagenpolstern und Decken gelagert unsere Mahlzeit, die aus Wein, herrlichen Trauben, Melonen, Feigen, Backwerk und Brot bestand. Von der Einsamkeit und Verlassenheit dieser Gegend macht man sich schwer einen Begriff, und doch ist diese eine der besuchtesten Straßen, und fehlte es auch nicht völlig an malerischen Reitern, Männern, Weibern und Kindern, die die Straße zogen. Die Berge, größtenteils nacktes Felsgeröll, sind hier und da mit kleinen brillant grünen Strandfichten bewachsen, die Flächen mit verbranntem Gewächs bedeckt und ausgezeichnet wirkungsvoll in der Farbe. Das Meer bildet hier eine runde Bucht und ist anscheinend ganz geschlossen, so daß es den Eindruck eines Landsees macht. Rechts am Strande, vielleicht eine Meile entfernt, liegt auf mäßiger Höhe Eleusis, eine der Haupt-Kultstätten des Altertums. Geradevor liegen die Berge von Megara und links schließt sich der Bucht, nur einen schmalen Kanal lassend,

die Insel Salamis an. Man sieht eine Gebirgslinie über die andere sich hinziehen, aber nach meinem Gefühl ohne malerischen Reiz, und ich wüßte nichts davon zu machen. Die Stimmung war eine sehr heitere, wohl mit dadurch hervorgerufen, daß wir wegen Wassermangels puren Wein trinken mußten, um den Durst zu löschen. Um $8^1/_2$ Uhr waren wir wieder zu Hause.

Heute Vormittag zeichnete ich im königlichen Garten. Eben hatte ich einen Besuch vom österreichischen Gesandten, Baron Brenner. (Mittwoch.) Heute vor vier Wochen trat ich meine Reise an, die bis jetzt ohne jeden Unfall verlaufen ist, und ich muß sagen, das einzige, was meine Arbeit ernstlich erschwert hat, war die Mühe, einen Burschen zu finden. Denn da Willers in diesen letzten Tagen seinen Diener zur Besorgung der Reisebedürfnisse gebraucht, war ich wieder dem Zufall anheimgegeben, ob irgendein Lump die Gnade haben wollte, zu kommen, um, jetzt schon für vier Drachmen Lohn, meine Malsachen kurze Strecken zu tragen. Das sind täglich 1 fl. 28 Kr. Da wir morgen unsere Reise, zuerst per Dampfschiff bis Kalamaki, antreten und die Hitze enorm ist, habe ich beschlossen, die Zeit zu feiern. Empfehlungen und Befehle an die Behörden und an Private haben wir die Menge, so daß wir überall Unterkommen finden werden. Eines jeden Gepäck ist in einem mächtigen Reisesack gut untergebracht, und mit Heiterkeit und froher Erwartung der Dinge, die kommen sollen, treten wir die Reise an. Willers war durch Fieber und Einsamkeit so heruntergekommen, daß es zum Erbarmen war, ist aber, seit ich hier bin, wieder voll Unternehmungsgeistes und heiter, so daß wir wahrscheinlich auch den Peloponnes zusammen bereisen werden. Allein gehe ich nicht, alle raten mir es ab, da man zu melancholisch werden soll, wenn alle Ansprache fehlt. Der erste Ort, wo wir eine längere Rast halten werden, wird Delphi sein, jetzt ein kleines Dorf, Kastri genannt. Es liegt schon 3000 Fuß über dem Meeresspiegel mit herrlicher Luft und hoffentlich geringerer Hitze als hier.

. . . Ihr fragt, welchen Eindruck Griechenland auf mich macht. Da kann ich nur sagen, daß, was die Farbe angeht, ich Feineres nie

gesehen habe. Italien ist viel reicher und reizender, man sieht da überall Bilder: reiche Baumgruppen, Baulichkeiten, schön geformte Berge geben das mannigfaltigste Leben. Hier fällt die Vegetation eigentlich ganz weg, und die Berge sind so gestreckt, so sehr ohne abgeschlossene Formen, daß sich das Bild immer zu einem langen Streifen ausdehnt, ohne zum Abschluß zu kommen. Aber dennoch habe ich hier Stoffe zu einigen, wie ich hoffe, sehr interessanten Bildern gefunden. Vom Parnaß versprechen wir uns viel, hoffentlich werden wir befriedigt mit unserer Ausbeute zurückkehren. —

Sonnabend, den 4. September 1858.

Skala. Donnerstag nachmittag reisten wir mit einem Wagen von Athen nach dem Piräus ab, ließen unser großes Gepäck gleich an Bord des Lloyd-Dampfschiffes „Schild" bringen und gingen dann wieder an Land, um bei einem Freunde von Willers, dem Lloyd-Beamten Beck, nachdem wir die Umgegend des Piräus besehen hatten, ein gutes Abendbrot einzunehmen. Gegen 10 Uhr gingen wir wieder an Bord, um dort zu schlafen. Um 6 Uhr lichteten wir die Anker. Die Luft war wolkig, und vorbei gings an den öden Inseln Citalia, Salamis etc. Schon hier zogen sich die Wolken zusammen, und endlich kam nach sieben Monaten hier der erste strömende Regen zum Durchbruch. Der Regen, den ich die ersten Tage in Athen hatte, war nur auf einem schmalen Strich gefallen. Für unsere Reise waren das schlimme Aussichten. Um 10 Uhr landeten wir bei Kalamaki am Isthmos von Korinth. Der Ort war nach dem vorjährigen Erdbeben nur noch ein wüster Trümmerhaufen, auf dem sich wieder einige Hütten erhoben hatten. Ein Anblick schrecklichster Zerstörung. Nachdem wir drei Stunden in der die Kreuz und Quere zersprungenen Halle des Lloydgebäudes zugebracht hatten, um die Überladung der Waren und Passagiere in bereitstehende Wagen abzuwarten, fuhren wir in einem Omnibus über den hier wohl eine Stunde breiten Isthmos nach Lutraki an den Golf von Korinth. Links von uns über einer wüsten Ebene Akrokorinth und die Berge des Peloponneses beständig in Sicht,

aber die höheren Berge unter Wolken versteckt. In Lutraki mußten wir wieder lange, bis 4 Uhr, warten, bis die Überladung vollzogen war. Unter diesen Ortschaften mit hochklingendem Namen darf man sich keine Stadt in unserem Sinne denken, denn für ein paar hundert Gulden, denke ich, wird man eine solche Stadt kaufen können. Nachdem wir einen langen Felsriegel umschifft hatten, lagen der Helikon und der Parnaß vor uns, leider aber ihre Häupter von Wolken tief bedeckt, ernst und schaurig in tiefe Schatten gehüllt. Nacht und ziemlich bewegtes Meer nötigten mich in die Kajüte, und bald war ich sanft eingeschlafen. Das Rasseln der Ankerkette brachte uns schnell wieder auf die Beine, wir lagen vor Skala, unserem Ziele. Nachdem der schreckliche Trubel der Ausschiffung des Gepäcks und unserer selbst in die Barke glücklich überstanden war, und wir in dunkler Nacht einen halbstündigen, recht lebhaften Tanz auf den Wellen gemacht hatten, landeten wir und fanden für die Nacht ein Unterkommen in einem Magazine und Chan zugleich, wo wir auf einer Galerie unsere Betten ausbreiteten und mit Luchsaugen jedes Stück unserer Effekten hüteten, um in diesem als Diebstahlsnest verrufenen Orte, das Unserige zu behalten. Unter uns wurden noch lange Ochsenhäute in großen Massen und dergleichen abgeladen, die ein nicht gar liebliches Parfüm verbreiteten, auch tobte noch bis in die Nacht lebhafter Streit oder Unterhaltung der halbwild aussehenden Gäste. Endlich schlief alles, und auch ich, bis der Morgen mich wieder wachrief. Während Willers einen schweren Kampf um den Preis der Pferde nach Chryso zu kämpfen hat, schreibe ich vor der Tür des Hauses. Es ist 6 Uhr morgens, die Luft wieder wolkenlos, vor uns das Meer, begrenzt von den hohen Gebirgen Arkadiens, links die Ausläufer des Parnasses und rechts die der von Salona herunterkommenden Höhen. Der Ort besteht wohl aus 12—15 Häusern, wovon aber die Hälfte Ruine, und alle aus Lehm aufgeführt sind.

Chryso, 4. September. Um 10 Uhr sind wir nach einem Ritt durch eine prachtvolle Ebene, einen großartigen Ölwald und endlich auf eine mäßige Höhe, worauf Chryso liegt, über einen

Feldweg, wild und großartig, wie ich noch keinen ritt, hier angelangt und in einem Chani einquartiert. Nachdem die Hühner und tausend Fetzen und Scharteken weggeräumt und der Raum gefegt ist, liegen Teppiche auf einer bankartigen Erhöhung und unsere Betten darauf. Auch einen Tisch haben wir bekommen und eine Bank. Der Herd ist in der Mitte, und unser Giovanni hat eben zwei Hühner geschlachtet, die uns ein reichliches Mittagsmahl geben sollen. Der Ort ist ziemlich groß, mit mehreren Kirchen. Fensterscheiben gibt es in ganz Chryso nicht, es sind Holzladen, die geschlossen werden, doch fehlen sie gewöhnlich, und der Wind hat die lustigste Passage durch den Raum. Die Gegend aber ist ganz außerordentlich großartig, und wir hoffen, hier recht viel zu machen. Der Gipfel des Parnasses ist von hier nicht sichtbar, aber die Berge des Peloponneses, der Golf und die schöne Ebene liegen in wunderbarem Tone und herrlichen Linien vor uns. (Sonntag Abend.) Die Gegend hier ist das Schönste und Großartigste, was von landschaftlicher Natur man nur sehen kann, und beide stimmen wir darin überein, selbst in Italien nie so Schönes gesehen zu haben. Wenn wir daraus keine guten Bilder machen können, verdienen wir wirklich Prügel. Gestern war Festtag, und wir durften, um das hier sehr empfindliche religiöse Gefühl nicht zu verletzen, nicht arbeiten. Außerdem haben die Honoratioren des Ortes der Demarch, der Kapitano, der Doktor mit noch vier anderen angesehenen Männern des Ortes uns gleich ihren feierlichen Besuch gemacht, wobei denn unser Giovanni als Dragoman die Unterhaltung vermitteln muß. Da wir im Besitz nur zweier kleiner Bänke sind, mußte die Gesellschaft auf unseren Betten, teils mit untergeschlagenen Beinen, Platz nehmen. Der Besitz zweier „offener Ordres" vom Kriegsministerium und dem des Innern, macht, daß die Leute sich sehr bemühen, uns gefällig zu sein. Der Kapitano und zwei andere Herren holten uns schon um 6 Uhr morgens ab, um uns all die Reste des alten Krissa, dieses hochheiligen Platzes des alten Griechenlands, zu zeigen. Von all der Herrlichkeit sieht man freilich jetzt nicht mehr als einige Reste der alten polygonen

Stadtmauer, eine ins höchste Altertum hinaufreichende Inschrift eines Altars und verschiedene Architektur-Fragmente in verschiedenen, durch die Türken zerstörten griechischen Kirchen. Mittags waren wir bei dem Kapitano zu Tisch geladen, und haben wir drei allein ein wirklich treffliches, fast nur aus Schafsfleisch bereitetes Mahl gehalten. Dabei haben wir viel Interessantes von diesem Manne gehört, der ein Schrecken der Räuber ist und eigenhändig 30 bis 40 in jene Welt spediert haben will, und Waffen und Schmucksachen, die er ihnen abgenommen hatte, gesehen. Im Kampfe gegen die Räuber ist ihm einmal ein Finger abgebissen worden. Auch er versichert, daß die Gegend jetzt ganz sicher sei, er wie die anderen Herren wollen es sich ohnedem nicht nehmen lassen, uns nach Delphi zu begleiten. Die Freundlichkeit der Honoratioren hat auch ihre Schattenseiten, denn den ganzen Tag über sind der eine oder andere bei uns zum Besuch und dabei fällt die Konversation sehr dürftig aus. Das erste, was jedem Gaste angeboten wird, ist Tabak und Papier, um sich eine Zigarette zu machen, dann wird eine Süßigkeit gereicht, auf die man einen Schluck Wasser nimmt. Auch unsere Wirtin, deren häusliche Einrichtung wahrlich nicht danach aussieht, präsentierte sie uns auf einem Teebrett mit den nötigen Teelöffeln. In dem Zimmer des Kapitano war es wie überall sehr dürftig, doch war die Wand geweißt und nicht wie sonst die nackten getrockneten Lehmziegel, darauf seine und die erbeuteten Waffen. Koffer an den Wänden herum, mit Teppichen belegt, vertreten die Rolle von Stühlen. Die Stelle der Fenster vertreten Laden und der beständige Zug ist unleidlich. Die Frau kam nicht mit zu Tisch, sie stand im Hofe am Herd, das Essen zu bereiten. Im letzten Kampfe hat ein Räuber dem Kapitano den Daumen der rechten Hand total abgebissen. Die Gegend zu beschreiben, will ich nicht unternehmen, hoffe dagegen durch meine Bilder eine klare Anschauung davon zu geben: sie ist herrlich, und ich freue mich wahrhaft darauf, sie zu malen. Hätte ich nur erst die Studien in der Mappe: denn wie schwer es ist, hier zu arbeiten, und wie hundertfach die Hindernisse sind, glaubt nicht, wer es nicht

selbst versucht hat. Ich bin gesund und guter Dinge und werde eben machen, was ich kann. Erst seit ich diese Gegend hier gesehen habe, freue ich mich wahrhaft, die Reise unternommen zu haben. Willers behauptet, auch im Peloponnes nichts ähnlich Schönes gesehen zu haben, und so hat uns denn ein guter Stern geleitet. Chryso soll das schönste und wohlhabendste Dorf in Griechenland sein. Über das Historische unterrichtet uns K. N. Ulrichs „Reisen und Forschungen in Griechenland" (Bremen bei Georg Heise). — Dienstag abend, den 9. September. Eben haben wir unser Abendbrot, Reis mit kleinen Vögeln, den Rest eines gebratenen Huhns, Trauben und Wein, beendet, und ich will fortfahren von unserem Tun und Treiben zu erzählen. Wir haben zwei schöne Tage gehabt und sehr fleißig gearbeitet. Morgens eine von den Türken zerstörte Kirche (diese Farbenstudie ist jetzt in meinem Besitz. Mein Vater nannte sie seine „beste") und abends die große Aussicht über das Tal gemalt. (Schluß fehlt.)

Chryso, den 10. September 1858.

Schon zwei volle Tage hindert uns der Regen am Arbeiten, und wir sind an unsere Spelunke gebannt, wo der Zug und Rauch, der durch die offenen Fensterladen dringt, alle Gemütlichkeit ausschließt. Die Wolken hängen tief herab an den Bergen und lassen sobald kein besseres Wetter hoffen. Es erträgt sich jedoch leichter, da wir zwei beisammen sind, und der Ort noch immer Hühner für unseren Tisch hat. Auch der Wein, mit Harz bereitet und in Ziegenschläuchen bewahrt, deren Fell nach innen gekehrt ist, war mir erst durchaus ungenießbar. Jetzt mundet er mir schon, und so geht ein Tag nach dem andern doch schließlich zu Ende. — Sonnabend. Es ist der dritte Regentag, und dabei der Zug so unangenehm, daß wir selbst zum Mittagsschlaf, wo doch die Laden geschlossen, d. h. zugebunden sind, mit einem Tuche um den Kopf liegen und um uns einigermaßen zu schützen, dabei im Dunkeln sitzen. So schreibe ich im äußersten Winkel des Zimmers, den Rockkragen aufgeschlagen, ein wollenes Tuch um den Hals. Es ist Nachmittag gegen 5 Uhr und

unsere Hoffnung, gegen Abend noch eine Stunde benutzen zu können, wieder zu Wasser geworden. Wir machen schlechte Witze und suchen über die Zeit hinwegzukommen, sind ein wahrer Schrecken der Hühner und trösten uns damit, daß wir beim Morgengrauen noch unzählige Hähne krähen hören. Ich muß jetzt für die Sünde, früher nicht mit dem gehörigen Respekt von Hühnern gesprochen zu haben, schwer büßen. Jupiter und Apollo, deren Wohnung wir jetzt so nahe sind, scheinen sich das Wort gegeben zu haben, kein Schaf und kein Zicklein in unsere Küche gelangen zu lassen. Unser Leben hier kostet uns mit Wohnung und Burschen ungefähr täglich jedem 2 fl. Heute nacht hat uns der Regen von unserem Lager verjagt; das Dach über uns ist ganz durchsichtig und das Wasser fand bald einen Weg zu uns. Wir nahmen es mit gutem Humor hin und betteten uns an einen andern Ort. Unser Zimmer ist von dem der Leute durch eine Wand getrennt, die nicht zur ganzen Höhe des Daches reicht, und wir haben daher Tag und Nacht Gelegenheit, uns über die kräftigen Stimmen der kleinen Kinder zu freuen. Das jüngste ist vier Monate alt und die Frau schon wieder sehr gesegneten Leibes. Man rechnet hier alle $10^1/_2$ Monat auf ein Kind. (Sonnabend Abend.) Der Tag war endlich wieder schön, die Gegenstände strahlten in einer Klarheit und Schönheit der Farbe, wie gewöhnlich nach einem Regen. Wir haben den ganzen Tag gearbeitet, und das Ungemach der letzten Tage ist vergessen. Heute hatten wir ein brillantes Diner und den Kapitano dazu geladen. Zu den gebratenen Hühnern und anderen in Reis hatten wir noch eine Schüssel mit Lammfleisch, Gemüse und schließlich Früchte und Kaffee. Die Leute hier schleppen uns überall hin, wo sich antike Inschriften finden. Sie sind gewohnt, nur Archäologen hier zu sehen und reden bei solchen Gelegenheiten so in uns hinein, und wir verstehen doch kein Wort davon, da unser Giovanni zu Hause bleiben muß, um zu kochen und unser Eigentum zu hüten, was sehr geraten sein soll. Willers ist sehr wenig günstig auf Hoffmann zu sprechen, er hält ihn für den eingebildetsten Menschen und schauderhaftesten Egoisten und deshalb für den schlechtesten

Reisegefährten*). Wir beide kommen vortrefflich miteinander aus. Beide haben wir dieselbe Maxime, uns keiner unnötigen Gefahr auszusetzen und unsere Gesundheit zu schonen; ich habe Grund genug dazu im Gedanken an das liebe Nest voll Menschen, die mich noch brauchen, und er ist eingeschüchtert durch das lang anhaltende Fieber, das er hat durchmachen müssen. — Montag, den 12. September. Man sagt ja: „Geteilter Schmerz ist halber Schmerz", darum sollt Ihr auch meinen Wetterschmerz mit teilen. Das Wetter, das gestern so schön war, hat sich in der Nacht wieder zu Regen und Sturm geändert, der heute den ganzen Tag andauert, so daß wir ihn zum Teil wieder bei geschlossenen Läden im Zimmer haben verleben müssen. Von 10 Tagen haben wir erst drei volle Tage gebrauchen können. Das ist doch ein starkes Stück! Das beständige Herumliegen — Stühle haben wir nicht — verlumpt einen ganz. Ich habe den Roman von Kirnberger „Amerikamüde" mit vielem Interesse zu Ende gelesen und jetzt liest ihn Willers, so oft wir die Laden etwas öffnen können. Ich wollte nur, wir hätten mehr dergleichen Bücher bei uns: es hilft am besten über langweilige Tage hinweg. Die letzten Zeitungen, die ich las, waren vom 10. vorigen Monats, sollte daher in der Welt irgend etwas Wichtiges, z. B. in der holsteinischen Sache, vorgefallen sein, so teilt es mir doch mit! Nachdem wir dem Sturm gegen Abend noch ein paar Stunden abgekämpft hatten, fand ich, zurückgekehrt, zwei Briefe vor . . . Die Studien, die ich jetzt male, sind größer als meine früheren, ich kann sie Baron Sina gleich so vorlegen. Würden wir hier nur nicht so schauderhaft lange aufgehalten! Und doch möchten wir nicht eher fortgehen, als bis wir noch ein wunderhübsches Motiv gemalt haben, große Ferne mit Felsen im Vordergrund, unter denen ein Hirt sich mit seiner Herde häuslich eingenistet hat. — Dienstag, den 14. September. Heute war ein Deutscher, Dr. Krüger aus Preußen, bei uns, der schon längere Zeit hier ist, um Insekten und Käfer zu sammeln. Er reist jetzt zurück

*) Vermutlich ist Josef Hoffmann gemeint, ein Landschaftsmaler, geb. in Wien 1831, der 1857 in Griechenland war.

und wird Euch besuchen und von unserem Wohlbefinden erzählen. Er sah furchtbar abgerissen und zerlumpt aus: seine Garderobe war ganz darauf gegangen; er ist sonst ein angenehmer Mann. Er traf uns bei der Arbeit im Freien und hat den Mittag mit uns gegessen. Heute haben wir arbeiten können und hoffentlich bleibt es schön. Ich arbeite schneller als Willers und fürchte, daß ich im Weiterkommen dadurch gehindert werde. Sonnabend denken wir fortzugehen. — Mittwoch Abend. Ich muß den Brief schließen, weil der Kapitano morgen früh nach Athen geht und den Brief mitnimmt. Er hat mir heilig versprochen, ihn gleich auf die Post zu geben und doch überlasse ich ihm denselben mit Zittern und Zagen. Heute war schönes Wetter, und ich habe fleißig gearbeitet. Weil der Bursche nicht kam, war der Geistliche des Ortes mein Kastenträger. Das sind Verhältnisse, so ganz verschieden von den unserigen, daß es einem ganz komisch vorkommt. Chryso, den 15. September.

Chryso, den 16. September 1858.

Heute ist der Kapitano mit dem Briefe nach Athen abgereist und schon wieder fange ich ein neues Blatt für Dich an, leider gibt mir der Regen und durchaus bedeckte Luft nur zuviel Muße dazu. Wir räsonnieren und schimpfen, daß Dir die Haare zu Berge stehen würden, müßtest Du es mit anhören. Unsere Bücher sind schon die Kreuz und Quer durchlesen, und in unserem Zimmer ist an Arbeiten nicht zu denken, auch habe ich immer dieselbe Erfahrung gemacht, daß einem auf Studienreisen die Fähigkeit dazu ganz abgeht. Es ist unglaublich, wie häßlich Griechenland in Regen und trüber Luft aussieht. Bei uns, wo schöne Bäume stehen, kann eine solche Beleuchtung sehr interessant sein, während hier, wenn die schönen Lichter und Schattenmassen, der Sonnenduft fehlen, sich die schönsten Gebirge in graues Steingeröll auflösen. Du kannst Dir denken, wie oft wir täglich trostlose Blicke aus unserer Luke hinaussenden. Willers ist dabei noch ungebärdiger als ich — allein zu sein, wäre freilich unerträglich.

Freitag: Wie das Wetter, so die Stimmung. Heute war es zwar

kein wolkenloser Himmel, aber wir haben so wolkenloser Beleuchtung gesehen, daß wir ganz außer uns waren. Möchte doch davon ein Teil lebhaft im Gedächtnis haften bleiben! Das eine Motiv, mit dem wir jetzt beschäftigt sind, ist wunderbar schön. Mit der Wahl der ersten Studie haben wir uns leider vergriffen, oder die vielfachen Unterbrechungen haben uns derart den Gegenstand verleidet, daß wir die Mühe als verloren betrachten. Gelänge es uns aber, zehn solche Motive zu finden und die Studien dazu, wie dasjenige, womit wir jetzt beschäftigt sind, so wäre ein Jahr nicht zu viel, um es daran zu wenden. Ich freue mich sehr darauf, die Sachen auf der größeren Leinwand zu entwerfen und habe das sichere Gefühl, gute Bilder, die meine früheren durchaus verdunkeln, daraus zu malen. Bleibt aber das Wetter wie bis jetzt, so muß ich meine Hoffnung auf große Ausbeute bedeutend herabstimmen. — Sonnabend. Das Wetter war heute sehr schön, wir haben von 6 bis 11½ Uhr und von 2 bis 6 Uhr gearbeitet, sind aber auch auf den Tod müde nach Hause gekommen. Der Mondschein ist herrlich, und beim Betrachten des gestirnten Himmels entdeckte ich heute den Kometen, der wohl schon viel von sich in Wien hat reden machen. Auch versäume ich nie den Nordstern aufzusuchen, da alle meine Sehnsucht und alle meine Gedanken diese Richtung nehmen. Haben wir morgen gutes Wetter, so werden wir notdürftig fertig und gehen Montag nach Delphi. Es ist bis dahin nur eine Spaziertour. Willers hat in der letzten Zeit alle Geduld und Fassung verloren, und da er laut denkt, so höre ich ihn in einem fort brummen und lästerlich fluchen und schimpfen. Ich habe wohl doppelt so viel fertig bekommen als er und kann doch mehrere Bilder nach hiesigen Motiven malen. Willers hat den Auftrag, für den Herzog von Oldenburg einen Zyklus von großen Bildern zu malen. — Montag: Nachdem wir den Vormittag noch haben benutzen können, haben wir unsere Siebensachen gepackt, was keine kleine Arbeit war, und ziehen morgen in aller Frühe ab. Den Mittag hatten wir großes Diner, der Demarch und sein Schreiber, den er braucht, da er weder schreiben noch lesen kann, waren unsere Gäste. Wir

verlassen mit Freude den Ort, der uns neben den Freudenausbrüchen über manches so Schöne, so viele Seufzer und Klagelieder entlockt hat.

Delphi (Kastri), Montag. Nach dem endlosen Trubel des Verpackens und Aufladens unserer Sachen, der Befriedigung der mannigfachen Forderungen, dem Empfange und Zurückgeben der Abschiedsbesuche atmeten wir von der Erschöpfung auf, als wir endlich um $8^1/_2$ Uhr uns freigemacht und ans Steigen begeben hatten. Unsere Sachen waren auf zwei Maultiere gepackt, und wir gingen zu Fuß. In $1^1/_2$ Stunde kamen wir in Schweiß gebadet, sehr erschöpft oben auf der Höhe an und der große Talkessel von Delphi lag vor uns, aber befriedigte unsere Erwartung keineswegs. Auch der erste Spaziergang ließ uns wenig für unsere Zwecke hoffen, bis wir gegen Abend endlich Sachen sahen, die über alle Beschreibung malerisch und schön sind, wie man es eben noch n i e gesehen hat. Wir waren von den Mühen des Tages aufs äußerste erschöpft und sitzen jetzt in unserer sehr gemütlichen Kneipe, in der schon viele namhafte Fremde gehaust haben, bei einer mütterlichen alten Frau und stärken uns für morgen, um uns frischen, guten Mutes an der wunderbaren Natur zu versuchen. Die Menschen sind prächtig hier, zutunlich und freundlich und dabei so schön! Die Trachten prachtvoll. Vor uns liegt ein Tal mit einer bis zu 2000 Fuß abfallenden Tiefe, durchschnitten von einer wilden Schlucht und dazu eben griechische Formen und das Ganze gehoben durch die großen geschichtlichen Erinnerungen. Unser Haus steht auf hohem Trümmerhaufen über der pythischen Schlucht, vielleicht im Tempel Apollos. Doch von all der Herrlichkeit ist wenig mehr erhalten. Nur einige Substruktionen geben den Ort an, wo die Hauptwerke standen, ja der Name Delphi war selbst beim Volke in Vergessenheit geraten, und das kleine Dorf, das auf den Trümmern des Haupttempels liegt, heißt Kastri. Wir haben ein Zimmer, in dem nur eine Luke ohne Verschluß war; da wir diese mit einem Sacke vernagelt haben, können wir wieder einmal ohne Zug schlafen. Daß wir in Chryso ohne ernstliche Erkältung davongekommen sind, ist

wahrhaft zu bewundern. Eben bietet sich ein Geistlicher an, den Brief mit nach Athen zu nehmen; er reist in einer Viertelstunde ab. Auf einem anderen Wege werde ich einen zweiten Brief an die Post gelangen lassen.

Delphi (Kastri), 22. September 1858.

— — Uns geht es ausgezeichnet gut auf der Höhe des Parnasses und wie sollte es nicht? — Haben doch die alten Götter selbst sich diese Wohnung ausgesucht, und sie mochten doch wohl wissen, was schön und gut ist. Mein erster Gang war nach der Schlucht, wo die berühmte Quelle Kastalia entspringt. Ich habe gleich einen starken Zug aus der Quelle getan und hoffe, er soll mir gut bekommen. In den Halbkreis, den die himmelhohen Felswände der sog. Phädriaden bilden, schneidet die Schlucht tief hinein und macht einen feierlich geheimnisvollen Eindruck. Leider fehlt jetzt der Wasserfall, der im Frühjahr von den Höhen des Parnasses stufenweise in die Schlucht fällt, um sich dann mit der Kastalia zu verbinden und durch die Schlucht, die sich durch den Bergabhang, auf dem die Stadt Delphi stand, windet, in das tiefe Tal zur krissäischen Ebene zu fließen. Wie schon im Altertum umkreisen die Phädriaden, die jetzt links Rhodini, rechts Phlempukos heißen, beständig die dort horstenden Adler in stiller Luft in feierlichen Kreisen. Die ganze Situation ist erhaben und weihevoll. Wunderschöne Weiber, die jetzt an der Kastalia und an dem Brunnen, der etwas tiefer steht, ihre Wäsche besorgen und in Asche kochen, rückkehrende Landleute auf Eseln und Maultieren, die am Brunnen anhalten, Gestalten wie in der Antike mit prachtvoll malerischen Trachten, versetzen uns in einen beständigen, überwältigenden Taumel malerischer Eindrücke. Die Aufgabe ist fast zu groß, um sie in den Rahmen eines Bildes zu fassen, und kaum wird es uns gelingen, ähnliche Empfindungen mit unseren Arbeiten hervorzurufen, wie sie der Beschauer dieser Natur gegenüber haben muß. Wir haben bei unserer heute nachmittag begonnenen Zeichnung gräßlich gestöhnt und geschwitzt; ob wir ausdauern werden, ist noch die Frage. Unser Standpunkt ist so nahe unter dem Felsen, daß wir vom

Hinaufsehen und Zeichnen schon ganz steife Nacken bekommen haben, — ein fernerer Standpunkt ist nicht zu haben; die Massen des Gebirges sind so groß und haben soviel Detail, daß es schwer halten wird, sie so zu bewältigen, daß sie wieder ruhig und groß wie die Natur wirken. Es ist eine harte Nuß zu knacken! — Meine Pistole, die vor mir an der Wand hängt, ist noch gar nicht geladen und wird wohl auch ungeladen die Reise zurück mitantreten müssen. Mein Dolch bewährt sich trefflich, wenn nicht gegen Räuber, so doch gegen die Hühner und Schafe, die sich auf unseren Tisch wagen. Löffel und Gabel sind bewunderte Gegenstände der Eleganz, da man sie hier in den ersten Häusern von verzinntem Eisenblech hat. Einen Kapot aus Ziegenhaaren werde ich mir noch kaufen müssen, denn die Kälte soll schon im November mitunter empfindlich sein. Auch muß ich meine Zudecke verstärken, da mir oft schon nachts recht kalt ist. Nach Willers Schilderung wird es kaum möglich sein, im Dezember noch ernsthaft an Arbeiten nach der Natur zu denken. Hoffmann hat es oft durchgesetzt, mit drei Röcken, drei Hosen etc. Er kam dann aber doch mit steifgefrorenen Fingern zurück. Sein Diener, der sich nicht bewegen konnte, erkrankte ernsthaft und lag 14 Tage. Was sich machen läßt, werde ich tun, ein Hundsfott tut aber mehr als er kann. Es ist der herrlichste Mondschein, leider verlangen es hier alle möglichen Rücksichten auf die Gesundheit, die Abendluft nicht eindringen zu lassen und die Laden zu schließen, wo es geht. — So geschehen auf dem Parnasse, am 22. September 1858.

Delphi (Kastri), den 23. September 1858.

Ich habe mir neue Tusche reiben müssen, weil die große Portion, die ich noch in Wien rieb, total aufgeschrieben ist. Wir quälen uns gräßlich an den hohen Felswänden ab, Willers hat seine Zeichnung, nachdem er drei Nachmittage daran gearbeit hatte, aufgegeben, ich will aber sehen, ob ich ausharre. Die Sonne hat uns seit gestern wieder verlassen oder sendet nur von Zeit zu Zeit einige Strahlen, jetzt regnet es sogar wieder. Unser Giovanni ist ein famoser Koch,

und wir leben wirklich außerordentlich gut, zu gut, man ißt zu viel, ich bin auch schon viel stärker geworden, kommt mir vor. Heute habe ich mir einige Stunden genommen, um mir an der Hand eines guten Wegweisers (Ulrichs, Griechenland) aus den überall hervorragenden, mächtigen Grundmauern ein Bild des alten Delphi auszubauen; leider decken die Häuser von Kastri gerade den Hauptteil und unter dem tiefen Schutt mag noch manches vortreffliche Kunstwerk vergraben liegen. Mächtige Säulentrümmer und schöne Architekturstücke liegen in den Höfen auf den Misthaufen umher und sind vielfach in die Häuser mit eingemauert. Gerade vor unserer Wohnung dient eine sehr zierlich gearbeitete, kannelierte Säule als Seitenstütze der ersten Stufe einer elenden Treppe, die zur Hütte hinaufführt. Ich hätte so gerne irgendein kleines antikes Kunstwerk oder ein Stück davon mitgebracht, aber man bekommt es schwer. Hier in einem Kloster stehen in einem Hofe einige größere Sachen, teils sehr beschädigt, aufgestellt, und in einem Zimmer nebenan kleinere Trümmer von Statuen, aber der Custos, der zugleich unser Kastenträger ist, darf nichts davon verkaufen. Bunten Marmor scheinen die Griechen wenig angewandt zu haben, von weißem, parischem liegen aber Trümmerstücke umher und eines davon will ich zum Andenken mitnehmen, in Platten schneiden und zu Briefbeschwerern polieren lassen. — Sonnabend, den 25. September. Heute ist der Geburtstag meiner guten, seligen Mutter. Das trübe Wetter beim heutigen Erwachen bestimmte uns, einen Spaziergang zu machen, um die Reste des alten Delphi zu sehen; kaum aber waren wir auf den westlichen Höhen, von wo man die Aussicht nach Chryso hat, als das Wetter sich aufklärte. Zu spät, um uns noch zur Arbeit einzurichten, benutzten wir die Zeit, um uns der schönen Aussicht über die Ebenen, das Meer nach den Bergen des Peloponneses zu erfreuen und besahen später alles, was sich von Altertümern noch findet. Nachmittags trieb uns ein leiser Regen, gleich nachdem wir die Sachen ausgepackt hatten, nach Hause, und so ist denn dieser Tag wieder hingegangen, ohne für die Mappe etwas geliefert zu haben. Sonntag, den 26. Septem-

ber. Ihr könnt mir glauben, es ist keine kleine Aufgabe, den ganzen Tag von unzähligen wilden Burschen und Kindern umgeben zu arbeiten. Ihr Geschrei macht einem den Kopf ganz wirre und ihr Mutwille steigert sich von Stunde zu Stunde, bis man endlich ermüdet und verärgert zusammenpackt, um die Ruhe des Zimmers zu suchen. Heute war in dieser Beziehung ein schauriger Tag. Es war Sonn- und Festtag und wir der Jugend eine erwünschte Beute. Außerdem schleppten 30—40 Mann auf einer Schleife große antike Baustücke vom Stadium herunter die abschüssigen Felswege hinab, bei uns vorbei unter höllischem Geschrei und Gejubel zum Kloster, das einen Neubau vorhat. Die Bevölkerung schafft gern am Sonntag das Material herbei, um sich einen Dank im Himmel zu erwerben. Alle zogen an einem langen Strick und dieser Zug, auch ein paar baumstarke Mönche mit Brechstangen neben der Schleife her, die nicht am wenigsten heulten und schrien, stürzte wie ein Heer Dämonen mit seiner schweren Last die Abhänge pfeilschnell hinab, an Abgründen vorbei. Und doch ging alles ohne Unglück vonstatten. Mit unserer Arbeit geht es langsam vorwärts. Die Sachen liegen uns zu nahe und im Detail der Felsen ist kein Ende. Dazu quält uns immer der Gedanke: wird es sich auch malen lassen? Wird nicht alle Arbeit vergebens sein? Wollte es nur einige Tage beständige Beleuchtung geben. So ist die Plage mit dem wechselnden Licht gar nicht zu ertragen. Ich brauche eine kleine Erfrischung und will zu diesem Zweck morgen früh die große Ferne über die krissäische Ebene zeichnen. Scharen von Burschen ziehen in stiller Mondnacht singend unter unserem Fenster vorbei: es ist ein gar fremdartiger, eigentümlicher Gesang, und es will mir nicht gelingen, ihn nachzusingen. — Montag abend: Wir haben die Skizzen von der Wand nehmen müssen, weil der Regen eindringt, und sitzen trostlos seufzend um die trübe Öllampe. Wenn wir hier fertig sein werden, gehen wir über Arachova, Livadia, Theben zurück nach Athen. Euböa haben wir schon aufgegeben. Ob wir einige Tage an den Copaissee gehen werden, ist zweifelhaft. Willers ist durch die vielen Hindernisse und Störungen schon so verärgert und ver-

drießlich, daß er mir wahrlich wenig hilft, Ruhe und Fassung zu erhalten, und oft denke ich, es wäre mir leichter, ohne ihn die Schneckentage zu verleben, — aber darin täusche ich mich wohl doch. Genug, die Heiterkeit ist sehr dürftig bei uns vertreten! Im übrigen kommen wir miteinander aus.

Da ich schnell arbeite, stehle ich mir noch mancherlei zusammen, aber Willers bekommt geradezu fast gar nichts fertig und ist deshalb auch außer Rand und Band, so daß ich genug zuzusprechen und zu vertrösten habe. — Alle Leute, die aus ihren Besitzungen im Tal zurückkehren, bringen Trauben mit zurück und legen gewöhnlich eine der schönsten neben mir hin, da ich am Wege male, so daß sich ganze Haufen der köstlichsten Trauben ansammeln, — daß sie nie auf unserem Tische fehlen, versteht sich von selbst, überhaupt schwelgen wir hier in ausgesuchten Genüssen. So hatten wir heute Pilafi (dicken Reis mit Fleisch gekocht), einige Fricadellen, vortreffliches Kompott von Quitten, dann Wein, Trauben, Granatäpfel etc., und jetzt haben wir auch Honig bekommen, wobei es mich immer jammert, daß ich ihn unseren Kindern nicht geben kann; der Honig von Hymettos soll noch vorzüglicher sein — ich bringe Euch auf jeden Fall davon mit. Vor einigen Tagen habe ich für ca. 50 Kreuzer antike Münzen gekauft, eine Silber- und vier Kupfermünzen, die im Stadium gefunden sind. Die Leute bieten immer davon an. Ein kleiner geschnittener Stein, ein Karneol, mit Diana, die eben den Bogen abgeschossen hat und schon wieder nach dem Köcher langt, um einen zweiten Pfeil zu nehmen, wurde mir von einem Burschen zum Verkauf angeboten, er verlangte aber 20 fl., und wandte sich bei meinem geringeren Gebote entrüstet von mir. Ich habe den Probeabdruck als Siegel auf den Brief geklebt. — Ihr werdet Euch wundern, wie groß ich meine Zeichnungen und Studien anlege, es ist den gestreckten Sachen gar nicht anders beizukommen. — — Dienstag, den 28. September, Delphi am Parnaß.

Delphi, Mittwoch, den 29. September 1858.

Ich habe heute viel gearbeitet und gestern abend bis spät an den heute abgegangenen Brief geschrieben, deshalb sind meine Augen

ermüdet. Zweimal bin ich durch Regen vom Malen aufgejagt worden. Heute vor acht Wochen verließ ich Wien. Es ist $7^1/_2$ Uhr abends, und ich erschrecke, wie ich den langen Abend hinbringen soll. Willers liegt auf dem Bett ausgestreckt, raucht und ist in einer so verdrießlichen, wortkargen Stimmung, daß von ihm wenig Unterhaltung zu erwarten ist, und da flüchte ich doch lieber noch ein Viertelstündchen zu Euch. Die langen Abende waren mir immer der Hauptschrecken der Reise und hier in unserem Kessel verläßt uns die Sonne schon etwas nach 5 Uhr. — — Donnerstag. Wieder einen Tag gegen den Wind zu Ende gekämpft! Die ungeheuersten Wolkenmassen drängten sich den ganzen Tag am Himmel. Gegen Sonnenuntergang wird es dann wieder schön und bleibt so bis zum Morgen. Ich wünsche recht herzlich, von hier bald fortzukommen, zuletzt geht dem Geduldigsten die Geduld aus, und was wir unter solchen Umständen machen, kann natürlich nicht viel Gescheidtes sein. Die Nächte sind schon recht kühl, zumal wenn eine Fensterlade durch eine Decke verhängt ist, die anderen und der Fußboden so viele Spalten und Öffnungen haben, daß die frische Luft reichlich eindringt. Seit einigen Tagen haben sich Wölfe im Orte gezeigt, die Hunde machten die Nächte hindurch einen Höllenlärm. Die Wölfe haben in der Nähe zwei Esel verzehrt, eine dieser Bestien wurde heute, den Kopf über eine Stange gesteckt, im Triumphe von dem Manne, der sie erlegt hatte, von Haus zu Haus getragen, wofür er dann überall eine Gabe erhielt, auch wir gaben unser Teil. — Freitag, den 1. Oktober. Heute war ein schöner Tag, den wir denn auch gründlich benutzt haben, wir mußten aber leider an unseren Studien sehen, wie schlecht die Beleuchtung der anderen Tage gewesen war. Ich habe in diesen Tagen mit großer Qual gearbeitet, ein Hexenschuß erschwerte mir das Steigen, namentlich bergab außerordentlich, und beim Aufstehen hätte ich immer aufschreien mögen. Ich habe dem ungeachtet keine Stunde versäumt, aber genug gestöhnt und geseufzt. Jetzt ist es fast geschwunden, nur das eine Bein muß ich noch etwas nachziehen und Ihr könnt Euch mich auf dem klassischen Parnaß herumhumpelnd denken, das klassische Stein-

gerümpel verwünschend, das mich so viel ausgleiten läßt. — Sonnabend, den 2. Oktober. Nachdem wir heute bis zur letzten Kraft gearbeitet haben, packen wir, sehr unbefriedigt von den Resultaten unserer Anstrengung, unsere Sachen zusammen und gehen morgen nach Arachova. Das Packen hat fast die ganze Unbequemlichkeit eines Umzuges, ehe all die vielen Kleinigkeiten wieder in den möglichst kleinen Raum gepackt, Küche und Betten zusammengetan sind, vergeht ein halber Tag. — — Das Wetter ist köstlich.

Sonntag, den 3. Oktober. Arachova. Um $7^1/_2$ Uhr reisten wir von Delphi ab, nachdem der schauderhafte Kampf mit all den Leuten, die zum Schluß noch Forderungen machten, wobei gewöhnlich die ganze Bestialität zum Vorschein kommt, glücklich zu Ende gekommen war, und so ging es an den Abhängen des Parnasses entlang fast immer zwischen Weinpflanzungen, von denen der eine Teil zu Arachova, der andere zu Delphi gehört, auf ziemlich glatten Wegen und bei schönstem Wetter auf Arachova zu, das wir um 10 Uhr erreichten. Menschliche Wohnungen gibt es unterwegs nicht, wahrscheinlich, weil sich keine Quellen finden. Die Weinpflanzungen und die Wege sind gewöhnlich mit wilden Rosen umzäunt, die jetzt alle ganz rot von sehr guten, pflaumenweichen Hagebutten waren. Die unbebauten Strecken sind mit Ginster, Dornen und namentlich mit Eichen bedeckt, die aber nicht so hoch sind, riesige Eicheln tragen und stachelige Blätter haben. Auch einige Ölbäume und eine Gruppe immergrüner Eichen überraschten uns sehr angenehm, nachdem wir solange keinen größeren Wald gesehen hatten. In Arachova angelangt, hatten wir wie immer wieder einen schweren Kampf zu bestehen, um wirklich in das Haus zu gelangen, das uns empfohlen war. Jetzt, nachdem es uns geglückt ist, sitzen wir in einem Zimmer, das Fenster mit Glasscheiben, sogar zwei Rohrstühle hat, Gegenstände, die wir seit Athen nicht gesehen haben, und im Hause ist sogar ein Abort, freilich im allerprimitivsten Zustand. Ich schreibe diese Zeilen, statt wie früher bei ganz kümmerlicher Lampe, bei einer großen römischen Lampe, die vollkommen helles Licht ausstrahlt. Arachova ist ein großes

Dorf von 500 Häusern, liegt 3000 Fuß über dem Meeresspiegel und soll die beste Luft der ganzen Gegend haben. Zweimal trieb uns der Regen von unseren Wanderungen zurück: was wir gesehen haben, ist nicht der Art, daß es uns große Hoffnung auf Ausbeute gäbe. Zwei große Wanzen, die eben über dieses Blatt spazieren, und die mit Blut bedeckten Wände lassen uns für die Nacht arge Angriffe fürchten. Willers setzt soeben das Insektenpulver in Bereitschaft. Man muß bloß die Gefäße sehen, in denen der Wein und das Wasser auf den Tisch kommt! Von solchem Schmutze macht Ihr Euch schwerlich eine Vorstellung. Gleich nach unserer Ankunft mußten ein paar Hühner ihr Leben lassen und um 12 Uhr hatten wir unsere Suppe und ein Huhn, das zweite zum Abend, in Reis gekocht.

Montag, den 4. Oktober. Die Nacht habe ich natürlich nicht schlafen können, das Wanzenheer war zu mächtig. Gewiß 200 bedeckten diesen Morgen das Schlachtfeld, so hatte das Insektenpulver unter ihnen aufgeräumt. Nachmittags haben wir uns daran gemacht, eine Eichengruppe mit Felspartie zu zeichnen, umgeben von 40—50 Jungen und Mädchen, die einen solchen Heidenlärm machten, pfiffen und schrien und endlich mit Steinen warfen, daß wir zuletzt die Arbeit aufgeben mußten und höchst verdrießlich heimkehrten. Wir haben unserem Wirt gleich erzählt, daß wir unter solchen Umständen abreisen müßten und uns auf unser Schreiben vom Kriegsministerium berufen, das uns überall den Schutz der Gendarmerie zusichert, und haben erklärt, wenn dem Übelstande nicht abgeholfen würde, wollten wir bei der Königin Klage führen. Das hat geholfen und morgen arbeiten wir wieder unter dem Schutze der bewaffneten Macht. Ich muß noch nachträglich erzählen, daß wir in der Nacht vor der Abreise in Delphi ein kleines Erdbeben erlebt haben. Wir beide waren am Einschlafen, als wir gleichzeitig riefen: „Was ist das?!“ Der Stoß wiederholte sich nicht, ist aber von den meisten Leuten als etwas Gewöhnliches bemerkt worden. Sichtbare Spuren hat er nicht hinterlassen. Jeden Augenblick unterbricht mich eine Wanze, die langsam vorbeispaziert, im

Schreiben. Wir haben jetzt Besuch von einigen Griechen, der eine ist Posthalter, d. h. er besorgt die wenigen Briefe von hier und hat mich wissen lassen, daß dieser Brief morgen früh abgehen müsse, um mit dem Dampfschiff nach Triest abgehen zu können. Die Luft ist hier frisch und erquickend wie im deutschen Gebirge und manche Strecken tragen ein frisches Grün. Die Gegend ist bis auf einige alte Bäume baumlos und die Gebirge bedeckt mit dem niedrigen Gestrüpp der Steineiche. Die Leute haben hier ganz andere Physiognomien, wie in Delphi. Dort sieht man Köpfe ganz wie auf den antiken Münzen, hier tragen sie ein anderes Gepräge und sind wahrscheinlich Slaven, worauf auch der Name des Ortes deutet, der slavischen Ursprungs ist. Der antike Name war Anemoria, wenigstens vermutet man, daß er auf diesem Fleck lag. Reste sind nicht vorhanden. — —

So geschehen am Parnasse in Arachova im Jahre des Heils 1858 am 4. Oktober.

Arachova, den 5. Oktober 1858.

Die Nachmittage sind, seit wir hier sind, immer schlecht und lassen uns wenig arbeiten, doch haben wir heute Ruhe beim Arbeiten gehabt, da die Polizei den Stock gut zu handhaben weiß und trefflich versteht, auf lange Strecken durch geschultes Werfen mit Steinen sich noch Gehorsam zu verschaffen. Mein Kapot ist fertig und ich sehe wild und ungebärdig aus wie das Volk hier, ein Bild des Kulturzustandes. Ich kann nicht sagen, daß ich Freude an solchen Zuständen habe und sehne mich oft recht herzlich zurück in ein zivilisiertes Land und in die Ruhe meines Ateliers. Vuol pazienza!

Mittwoch. Wir haben hier noch sehr schöne Sachen gefunden und bleiben länger, als zuerst unsere Absicht war. Ich habe gestern Abend ein Damenbrett gemacht und mit fünf und zehn Leptastücken als Dammsteine spielen wir jetzt, um uns die unsäglich langen Abende zu verkürzen. Einen Teil des Abends verkürzen wir uns mit Wanzenjagd, die noch immer eine reiche Ausbeute liefert. Das Bügeln der Wäsche scheint man hier nicht zu kennen, wir bekommen sie nicht anders als sie aus der Wäsche kommt,

aber schneeweiß. Butter habe ich seit Wien nicht gesehen, so auch auf der Reise keine Milch. Semmel und Weißbrot gibt es nicht, sondern ein ähnliches Brot wie das holsteinische, nur nicht gesäuert und statt aus Roggenmehl aus Weizen und Gerste, in derselben Weise gemahlen wie der Roggen und auch von derselben Farbe. Anfangs schmeckte es mir nicht, jetzt aber esse ich es recht gern. Unser Dragoman Giovanni macht uns viel zu schaffen. Da wir uns ohne ihn nach nichts erkundigen können, so lügt er uns bei jeder Gelegenheit vor, was ihm gefällt. Er ist der vergeßlichste, unordentlichste Schlingel, aber gutmütig und in einer uns sehr nachteiligen Weise splendit; so hat er in vier Tagen $1^1/_2$ Pfund gemahlenen Kaffee für uns gebraucht und Zucker im Verhältnis, weil er alle Leute in unserer Abwesenheit mit Kaffee regaliert. Allen Leuten will er geben, wenn nicht von unserem, so von seinem Gelde; darum hat er denn auch nie etwas, geht verlumpt und schmutzig gekleidet, und Frau und Kind werden wohl wenig von ihm bekommen. Auch ist er leicht mit unverschämten Antworten bereit, und es vergeht fast kein Tag, wo wir ihn nicht zu rüffeln haben, was dann auf kurze Zeit hilft. Und bei alledem soll er noch ein wahres Kleinod eines Dieners sein: er kocht vortrefflich. — Donnerstag. Wir zeichnen schon vier Nachmittage an einer Baumgruppe und sind kaum halb fertig; wäre sie nicht so interessant, wir hätten sie längst aufgegeben. Ich möchte so gern einen andern Gegenstand anfangen: eine große Platane, die eine starke Quelle beschattet, mit schönem Felsenweg und Ferne. — Freitag. Auf der ganzen Tour haben wir noch nicht e i n e n getroffen, der italienisch spräche, und der Giovanni ist ein solcher Schafskopf, daß wir uns scheuen, seine Vermittlung zu benutzen. Es regnet sanft, nachdem der Wind uns am Tage störte, so daß wir ohne Schirm zeichnen mußten.

Sonnabend, den 9. Oktober. Beim Erwachen fanden wir uns in dichten Nebel gehüllt, nach und nach stieg er aus den Tälern. Der Nachmittag war etwas besser und hat uns ein gut Stück an unseren Bäumen weiter gebracht. Und so vergeht ein Tag nach

Strandbäume. Hassberg (Holstein), 19. Aug. 1861
Bleistift-Zeichnung. 32,5×29,5 cm.

dem andern und macht uns zu schaffen; mit Mühe und Not mußten wir der Natur etwas für unsere Mappe abtrotzen.

Sonntag. Der ganze Ort ist heute in freudiger Aufregung, es wird eine Hochzeit gefeiert. Der Brautzug zieht den ganzen Tag von einem Hause des Orts zum andern, jetzt aber zieht er bei uns vorbei. Demarch und Geistlicher voran unter Vortragung der Hochzeitskronen. Die Neuvermählten, der Bräutigam von zwei Freunden umschlungen, laut jubelnd, die Braut mehr sittsam ihm folgend, und hinterher der lange Zug der Gäste, und wer sich eben anschließen will, in vollem Jubel. Die Musik, bestehend in einer Schalmei und einer großen Trommel, deren Bum-bum wir vom frühen Morgen und jetzt ununterbrochen hören. In all den Häusern der Verwandten und Freunde wird getanzt, und was sich von selbst versteht, — getrunken. Alle waren auch jetzt schon in sehr animiertem Zustande. Wir wohnen in der Hauptstraße, dem Korso, die aber nicht breiter ist, als daß man sich von Haus zu Haus recht gut die Hand reichen kann. Bergauf, bergab, dem natürlichen Terrain folgend, mit allem möglichen Steingeröll und Schutt bedeckt, ist eine solche Straße für uns nur unter großer Vorsicht, das Genick nicht zu brechen, zu benutzen. Dazu kommt noch, daß das Wasser der sehr starken Quellen durch die Straßen fließt, um dann gelegentlich in dem einen oder anderen Garten zur Bewässerung abgeleitet zu werden. Die Männer in ihrer schönen, sehr kleidsamen Tracht sehen elegant aus, wie Dandis. Sie halten sehr auf ihre Kleidung, sind eitel, größtenteils aber auch außerordentlich schöne Gestalten und Gesichter. Die Frauen sind nicht im entferntesten so geputzt und gehen mehr vernachlässigt — es ist ganz das umgekehrte Verhältnis wie bei uns. Die Sitte scheint nicht zu erlauben, daß Mann und Frau zusammengehen, wenigstens sah ich es noch nicht, und so ging auch die Braut hinter dem Bräutigam her. — Der Zug tobt eben wieder durch die dunkle Gasse und vor unserem Hause tanzt wieder ein Teil der Burschen ihren eigentümlichen Reigentanz unter Vortragung einer Stallaterne. Gegen den Lärm von außen sticht die Stille unseres Zimmers unheimlich ab. Bei

uns findet man nichts als Wetterbeobachtungen, Schimpfen auf die Nebel, die unter uns durchs Tal schleichen, und sonst wohl ein kurzes, mißmutiges Wort. — —

Arachova, den 12. Oktober 1858.

Dadurch, daß Arachova so hoch liegt, hat es ein Klima wie Süddeutschland. Man ist jetzt mitten in der Traubenlese und unser Tisch liegt immer voll Trauben von ganz außerordentlicher Größe und Süße. Willers sagt mir heute: ‚Sie bleiben gewiß nicht so lange, als Sie beabsichtigten, die Kälte wird Sie schon forttreiben. 1843 und im vorigen Winter habe ich mir beide Male die Hände erfroren, in diesem letzten Winter in 4—5 Monaten habe ich gar nichts arbeiten können, weder im Freien noch zu Hause, da es keine Öfen gibt.‘ Vielleicht jedoch ist der diesjährige Winter ein milder, und ich werde aushalten, solange es geht. Das Wetter ist sehr schön, und wir arbeiten fleißig von 6 bis 6 Uhr mit zwei Stunden Mittagspause. Ich habe hier zwei Zeichnungen gemacht und werde drei Ölstudien fertig bekommen. Willers hat gar nichts gemalt, weil ihm der Terpentin ausgegangen ist und ich nur so viel habe, um bis nach Livadia zur reichen, wo wir eine Apotheke finden und uns wieder damit versehen können. Um $6^1/_2$ Uhr essen wir; ist es geschehen, werden die Pinsel gewaschen und die Palette gereinigt, Mappe und Malkasten für den nächsten Tag geordnet. Die Hauptsache ist dann, auf die Uhr zu sehen, ob es noch nicht 9 Uhr ist, denn dann entkleiden wir uns, um zu schlafen, damit der erste Strahl der Sonne uns wieder auf dem Wege finde. — —

Donnerstag. Das Wetter ist kalt und stürmisch, so daß wir gar nicht ausgehen können. Wir gehen im Zimmer mit zwei Röcken und dem Hute auf dem Kopf und haben uns Schokolade kochen lassen, um uns etwas zu erwärmen. Freitag. Das stürmische, kalte Wetter vereitelt alle Versuche, zu arbeiten, wir sitzen im zugigen Zimmer und befinden uns nicht in der goldigsten Laune. — —

Sonnabend, 3 Uhr nachmittag. — — Es ist ein Weltuntergangs-Wetter! Schnee, Regen und Sturm ringen um die Herrschaft. An Ausgehen, geschweige Arbeiten ist nicht zu denken. Willers

ist total mut- und trostlos. Heute durch Sturm und Regen hörten wir wieder das Bum-bum eines Brautzuges. Früh um 6 Uhr, wie wir den Berg hinuntersteigen, in der Hoffnung arbeiten zu können, sehen wir von einem anderen Teil des Dorfes einen Zug wohl von 20—30 Maultieren den felsigen Bergweg herunterklettern. Oben auf einem felsigen Vorsprung stand der unvermeidliche Trommler und der Pfeifer, neben ihnen eine große Anzahl Weiber und einige Männer, die fleißig mit ihren Gewehren in die Luft schossen — ein abenteuerlicher Anblick in dieser wild romantischen Umgebung! Später erfuhren wir, daß es Brauch sei, der Braut neben anderen hergebrachten Gaben das Holz für den ganzen Winter zu schenken. Dieser Zug Maultiere zog eben in den fernen Wald am Fuße der Kirphis im Pleistostale, um Holz zu holen. Jetzt, nachmittags, wird das Holz im Triumpf mit durch den Ort geführt." — — —

Und nun zwischendurch, um unsere Mutter nicht ganz leer ausgehen zu lassen, von ihr nur eine Gesinnungs- und Stilprobe (Wien, 16. Oktober 1858):

„Mein Geliebter! . . . Es läutete, und der Postbote war da! Wie anders war gleich mein Gefühl! Statt 24 Kr. bekam der Postbote 30 Kr., und ich lief erfreut in mein Zimmer. Deine Briefe sind mir ein Segen vom Himmel! Ich lebe von einer Woche zur anderen unter ihrem Einfluß. W a s Du mir sagst, w i e Du es mir erzählst, alles erquickt mich und stimmt mich heiter. Die Jungen sind glücklich über Deine Briefe. Also der Brief soll mit ins Bett, und ich will Dir vorher noch sagen, daß Du mein liebes, liebes, treues Ludchen bist, den ich herzinnig liebe. Dr. S c h u l z hat meine Hand gesehen, ich lege nur einen Öllappen auf, der Arm ist viel besser, die Hand aber tut noch ein wenig weh. Cornelius' Fuß ist ganz gut, den Chirurg habe ich bezahlt, er kommt natürlich nicht mehr zu uns.

Sonnabend. Denke Dir, unser geliebter, kleiner Hans läuft prächtig! Heute ist er aus der Küche, durchs Vorzimmer, bis ins

Zimmer zu Memo gegangen, hat sich da umgedreht und ist wieder zurückgegangen. Er ist so froh darüber, daß er nur gehen will und selbst auf der Straße. Die Kinder stehen alle verwundert um ihn herum und sind so zärtlich mit ihm! Elschen will ihn immer führen, er mag es aber nicht. Fritz lacht sich über Hans krank. Heute war er ganz allein in mein Zimmer gegangen und naschte vom Tisch Weintrauben, die er herunterzog. Es war wirklich ein prächtiges Bild, und Fritz jubelte und rief mich und die Kinderfrau Unsere neue Kinderfrau ist recht brav und hat viel mehr Energie als Marie, was doch sehr gut für die Kinder ist. Abends läutete es, ich machte mit dem Messer in der Hand auf. Es war Hebbel, der aber nicht nachgab und mit mir in die Küche kam, wo ich Butterbrote besorgte. Wir haben 1½ Stunden prächtig geplaudert, und er wäre noch länger geblieben, wenn Herr v. Hertz und seine Frau nicht gekommen wären. Alle grüßen Dich bestens."

Arachova, d. 19. Okt. 1858.

Ich will Dir von den Höhen des Parnasses noch den letzten Scheidegruß senden; denn unsere Sachen sind, bis auf die Betten, gepackt und morgen früh 5½ Uhr geht es fort nach Livadia in Böotien. Das Wetter, gestern so schön, ist heute wieder hundsschlecht. Die Wolken hängen tief in die Täler und jeden Augenblick regnet es, so daß wir nicht arbeiten konnten und gute Muße zum Packen hatten. Nach einem Ritt von 8½ Stunden sind wir in Livadia, das uns hoffentlich besseres Wetter bringt.

Livadia, den 21. (Donnerstag): Nachdem wir mit vieler Mühe und der Hilfe sämtlicher Behörden, wegen der Trauben- und Olivenernte, noch Pferde für den doppelten Preis (acht Drachmen jedes) 2½ fl. C. M. erhalten hatten, brachen wir morgens 6½ Uhr auf. Das Wetter war herrlich, einzelne Nebelwolken zogen die Berge entlang und lösten sich in der Morgensonne auf. Herzlich froh, endlich wieder einmal weiter zu kommen, zog ich es vor, in der angenehmen Morgenfrische zu Fuß zu gehen. Der Weg, ziemlich in gleicher Höhe bleibend, zieht sich an den Abhängen des

Parnasses entlang. Tief unten zur Rechten das Tal des Plistos und die Berge der Kirphis. Nach einer halben Stunde warfen wir rückwärts den letzten Scheideblick durch die Talöffnung auf einen Teil der krissäischen Ebene. Im kühlen Schatten der Berge der Kirphis, die noch die Sonne verdeckten, gelangten wir nach einer Stunde an den Punkt, wo der Plistos (vom Parnaß kommend) den Weg überschneidet und wohl nach einer zweiten Stunde waren wir auf der Wasserscheide. Von hier an fließt in der Platania das Wasser nach Osten, dem Kephissos zu. Rechts im tiefen Schatten der höchste Berg der Kirphis mit seinem schönen Tannenwald, links, von der Sonne beschienen, die mehr kahlen Höhen des Parnasses. Hier trafen wir auch einen sehr malerisch gelegenen Chan mit einem Brunnen unter Platanen und Eichen. Das Wasser rieselte durch eine schöne, grüne d e u t s c h e Wiesenfläche und machte mir einen heimischen, erquicklichen Eindruck. Außer diesem Chan nur noch eine kleine Kapelle unter Eichen. Von hier aus senkt sich der Weg, die Berge treten näher zusammen, und es bildet sich der schon im höchsten Altertum berühmte Hohlweg, die Schiste, wo nach der Sage Oedipus seinen Vater Lajos, ohne ihn zu erkennen, erschlug. Oedipus kam von Delphi, wo ihm das Orakel verkündigt hatte: er werde seinen Vater erschlagen und seine Mutter heiraten. Diesem zu entgehen, wandte er sich statt zur Heimat gegen Böotien, wo er dann in der Schiste wegen des Ausweichens der Wagen mit seinem Vater, der von Daulis kam, in Streit geriet. — Doch laß Dir von Memo die Sage erzählen, er wird sie kennen! So wie man im Altertum diesem Tal Räuber zuschrieb, so ist auch jetzt noch diese Gegend wegen der Räuber sehr berüchtigt. Auf dem Felsen vor dem Scheideweg steht ein Monument. Auf meine Erkundigung, wem es gelte, erzählte mir der Sergeant der Gendarmen, die uns eskortierten: Es habe dieses Monument die Frau des Räuberhauptmanns setzen lassen, den er (der Sergeant) und seine Leute hier im vorigen Jahre mit 22 Leuten seiner Bande erschossen haben. Die Frau habe auf dem Felsen, den Kopf in ein schwarzes Tuch gehüllt, drei Tage ge-

jammert und gewehklagt und nun ihrem Manne, der 25 Jahre Räuberhauptmann gewesen sei, dies Monument setzen lassen. Der dunkle Fleck, den man darauf sehe, sei ihr Gesicht mit dem schwarzen Haar, das sie darauf habe malen lassen. Mit der Vernichtung dieser Bande ist es jetzt in dieser Gegend sicherer geworden. Doch hält man es noch immer für nötig, unter dem Schutze einer Eskorte zu reisen. Noch in diesem Jahre sind von Arachova und der nächsten Umgegend 30 R ä u b e r , wie man mir erzählt, hingerichtet worden. Ob es wahr ist oder nicht, weiß ich nicht, da die Griechen alle lügen. Genug: von Räubern haben wir sehr viel hören müssen, und ich bin herzlich froh, endlich den Parnaß hinter mir zu haben, um nichts mehr davon hören zu müssen. Mittags $12^1/_2$ Uhr lagerten wir am Fuße eines der Ausläufer des Helikons, auf dem das alte Panopeus lag, von dem noch Mauern sichtbar sind, bei dem elenden Dorfe Hagios Blasios, in der Nähe des Brunnens im Schatten einer Kirchhofmauer und verzehrten wir hier, weil sich kein Haus fand, wo wir eintreten konnten, unsere mitgenommene kalte Küche. Vor uns die wohl eine Stunde breite Ebene von Chäronea, die durch die Niederlage der Griechen durch Philipp von Mazedonien zu so trauriger Berühmtheit gelangt ist. Um $1^1/_2$ Uhr stiegen wir wieder zu Pferde. Nach einer Stunde gelangten wir zu den Ruinen von Chäronea. Mächtige Quadern bilden die noch zum größten Teil erhaltenen Festungsmauern der Akropolis. Unten am Fuße des Berges liegt ein elendes Dorf Kapärna, an unserem Wege ein höchst malerischer Brunnen, aus antiken Baustücken zusammengesetzt. Der Weg, durch seine historischen Erinnerungen sehr anregend und dabei sehr malerisch, hielt uns in heiterster Stimmung. Der Parnaß hinter uns stieg mächtig aus der Ebene empor. An seinem Fuße schön geformte, malerische Ausläufer. Auf dem einen die weithin sichtbaren Mauern des alten Daulis. Auf einem niedrigen Hügel das jetzige Davlia, freundlich zwischen Bäumen und Geländen gelegen. (Freitag): Im Norden, jenseits der ziemlich einförmigen Ebene das Dorf Malta, am Fuße der durchaus kahlen Berge. Wenige Minuten hinter

Chäronea, am Wege, liegt der kolossale Löwe, der den gefallenen Thebanern gesetzt wurde, in Trümmern, die aber wieder zu restaurieren wären. Bald schwenkt der Weg dann rechts ab und zieht sich über mäßig hohe Hügel hin, bis man auf einmal jenseits eines Taleinschnittes L i v a d i a in einem Gebirgswinkel vor sich liegen sieht. Und in $^3/_4$ Stunden hatten wir nach einem schauderhaften Ritt auf glattem Steinpflaster mit den glatten Hufeisen, endlich den Chan erreicht. Ich war von der ungewohnten Anstrengung eines $8^3/_4$ Stunden währenden Rittes dermaßen erschöpft, wie ich mich erinnere, es nur zweimal in meinem Leben gewesen zu sein. Der beste Chan des ziemlich bedeutenden Ortes ist ein solches Schmutzloch, das ich gar nicht versuchen will, ihn Dir genau zu beschreiben. Unser Zimmer ist ein viereckiger Raum ohne irgendein Stück Möbel; weder Bänke noch Stühle. Von den zwölf Fensterscheiben der zweifachen Fenster sind nur noch zwei Scheiben vorhanden. Unter unseren Matratzen, die Mäuse- und Rattenlöcher am Boden bedecken, gibt es die ganze Nacht das regste Leben und die Viecher laufen die ganze Nacht mir um den Kopf herum, sind aber eine viel geringere Plage als die unzähligen Flöhe, die unser nordisches Blut nicht verachten. — Das alles ertrüge man gern, wenn die Gegend uns dafür malerische Ausbeute gäbe. Aber das ist leider nicht der Fall. Nachdem wir gestern in sehr großer Hitze sechs Stunden lang Berg und Tal durchstöbert haben, war das wenig befriedigende Resultat unserer großen Anstrengung: daß es hier n i c h t s für uns gäbe!

Livadia war berühmt wegen des Orakels des Trophonius. Alles, was noch an Grotten etc. daran erinnert, haben wir heute in Augenschein genommen und denken morgen den neunstündigen Ritt nach Theben zu unternehmen. Hoffentlich werden meine Kräfte ausreichen. Wie gerne teilte ich den Weg in zwei Tage. Aber es geht nicht, weil nirgends unterzukommen ist. Wir glaubten schon, tief im Herbst zu sein. Das Wetter auf dem Parnaß machte es uns glauben. Hier aber ist eine enorme Hitze. Die Nähe der Ebene und besonders des Kopais-Sees machen die Gegend ungesund.

Die Menschen sehen elend, fieberkrank aus: Ein merkwürdiger Gegensatz zu den blühenden, kräftigen Gestalten in Arachova. Willers ist in größter Angst vor dem Fieber und drängt aus diesem Grunde schon weiter. — In der letzten halben Stunde vor Livadia, wo meine Kräfte nicht mehr zureichen wollten, gab mir der letzte Schluck aus der Feldflasche mit den Herzschen Slibowitz noch die nötige Kraft und dankbar erinnerte ich mich der Geber. Du siehst daraus, meine liebe Else, daß ich mich bis jetzt dem Trunke noch nicht ergeben habe, da der Schnaps bis hierher reichte.

Theben, den 24. Oktober. Gestern 7 Uhr morgens reisten wir in schönem Wetter von Livadia ab. Nach einigen Stunden machte sich die Aussicht auf den Parnaß und Helikon immer schöner, bis wir über den in die Ebene vorspringenden Hügel, auf dem noch bedeutende Mauerreste des alten Haliartos liegen, etwas rechts abschwenkten und hier nach $4^1/_2$ Stunden anregenden, angenehmen Rittes, den Chan Megalo Mulki erreichten, wo wir Rast hielten. Unsere kalte Küche wurde hervorgeholt und zum Dessert eine Tasse Kaffee getrunken. Von hier aus führt der Weg über einen niederen steinigen Höhenzug in die thebanische Ebene, eine trostlose, eintönige, baumlose, sonst sehr fruchtbare Ebene. Theben sahen wir auf den Höhen am Ende der Ebene liegen und immer wollte es nicht näher kommen. Gelangweilt und ermüdet erreichten wir es gleich nach Sonnenuntergang. Wir sind aufs elendste untergebracht. Auffallend genug, verschlechtert es sich ganz mit der Größe der Orte. Wir haben keinen Platz, unsere Sachen zu stellen oder zu legen. Haben weder Bank, noch Stuhl, noch Tisch. Das einzige Fenster, nur mit einer Lade zu schließen, geht auf einen Hof hinaus, wo allerlei Volk, Maultiertreiber, sich herumtreiben, so daß wir nichts im Fenster liegen lassen können. Giovanni hat keine Küche und kocht sein Essen in einem Becken bei Holzkohlen vor unserem Fenster. Genug: Es ist toll! — Und doch werden wir einige Zeit hier bleiben, um einiges von Theben zu malen. Montag: Wir hatten an einen deutschen Doktor hier ein Empfehlungsschreiben von Dr. Lindemeyer in Athen. Da er neben uns wohnt, gingen wir

gleich nach unserer Ankunft ihn aufzusuchen, zweimal vergebens. Der Diener, dem wir uns nicht verständlich machen konnten, öffnete die Pforte nicht. Wir sandten dann unsern Dragoman mit dem Brief und ließen anfragen, wann wir ihn besuchen könnten, bekamen aber keine Antwort. Am Tage darauf haben wir noch verschiedene Versuche gemacht, ihn zu sprechen. Und endlich haben wir ihm geschrieben. Aber der Diener hat den Brief ungelesen zurückgegeben. Wahrscheinlich will er keine Landsleute bei sich sehen. Wir aber werden suchen, ihm die Impertinenz einzutränken. Das Wetter ist sehr schön, und wir haben tüchtig gearbeitet. Auf den Schnee in Arachova macht die Hundstagshitze großen Effekt. Ich sehne mich sehr nach Nachrichten von Euch. Die letzten waren vom 30. September. Deine Briefe, zwei, hoffe ich, werden diesen Augenblick in Livadia sein und morgen oder übermorgen werde ich sie wohl erhalten. Wir sind jetzt nur zwei Tagereisen von Athen entfernt. Mein Wunsch wäre, von hier nach Megara am saronischen Meerbusen zu gehen und dort noch acht Tage zu bleiben. Ich denke, Willers wird darauf eingehen. D i e n s t a g : Von der Pracht des alten Theben sieht man jetzt sehr wenig mehr. Es ist ein kleiner Ort, der zwischen Ruinen der letzten türkischen Zeit sich wieder aufbaut und Lebensfähigkeit zu haben scheint. Wo man gräbt, stößt man auf antike Bauwerke und überall in Haus und Stall sieht man Säulen und Architekturstücke dem Bedürfnis dienen. Ein gewaltiger viereckiger Turm aus antikem Material, wahrscheinlich aus dem Mittelalter, steht noch in ziemlicher Höhe erhalten. Da ich ihn heute gemalt habe, wirst Du ihn, wie die Lage des Ortes, später besser als durch die Beschreibung kennen lernen. Wohl wenige Orte sind so oft wie Theben zerstört worden. Das letztemal durch Erdbeben. Und immer wieder hat es sich aufgebaut. Die große fruchtbare Ebene, an der es liegt, wird es auch jetzt wieder zur Blüte bringen. Das Wetter ist schön und ich denke, wir werden einige brauchbare Sachen von hier mitbringen. Aber Du kannst mir glauben, meine gute Alte, es ist kein Spaß, sich so viele Monate lang in diesen halbwilden Zuständen

herum zu treiben, sich mit Schmutz und Ungeziefer herumbalgen und viele der mäßigsten Gewohnheiten des Lebens entbehren zu müssen. Die letzte Nacht hat uns das Ungeziefer gar nicht schlafen lassen und wir fürchten, daß zu den früheren Ungeheuern noch Läuse sich gesellt haben. Obgleich wir alles anwenden, uns rein zu halten, so gelingt es uns doch schwer. Denn alles, Maultiertreiber, Bettler, kurz alles, was die Straße zieht, hält an demselben Boden, den wir jetzt benutzen, seine Nachtruhe. Und rein gemacht ist er gewiß nie.

Mittwoch, den 27. Oktober: Heute sind es zwölf Wochen, die ich von Euch entfernt bin. Und ich sage wieder mit Falstaff: „Ich wollt es wäre Schlafenszeit und alles wäre vorbei!" Doch glaube nicht, daß ich kopfhängerisch bin. Ich arbeite mit Frische und Freudigkeit, und da jetzt auch das Wetter uns begünstigt, so bin ich froh, so viel Neues für die Mappe sammeln zu können. Ich male diesmal viel mehr als gewöhnlich, und zwar weil ich ebenso schnell damit fertig werde als Willers mit der Zeichnung, und wir dadurch mehr zusammenbleiben. Wir werden hier gewiß noch acht bis vierzehn Tage bleiben und drei bis vier gute Motive zu Bildern mit uns nehmen. Wenn nur das Wetter gut bleibt. Ich hätte so gern, ehe ich diese Zeilen absende, Deine Briefe erhalten, was bis jetzt nicht der Fall ist. Drei Deiner Briefe müssen jetzt schon in Griechenland sein, ohne mich erreicht zu haben. Hoffentlich kommen sie morgen und bringen mir Liebes und Gutes von Euch, meine Lieben. Ich hoffe, diese Reise soll für lange Zeit ausreichen und ich freue mich wie ein Kind auf die Ruhe meines Ateliers und hoffe gute Bilder zu malen. Ich denke, Ihr werdet alle dazu beitragen, dem Alten das wieder einzubringen, daß er so lange fern von der Heimat des Tages Last getragen hat. Es gehört eigentlich die Jugend zu solchen Unternehmungen und oft wird es mir sehr schwer, mit meinen Kräften auszureichen. Ein Glück ist, daß meine Gesundheit sich so gut hält. Theben hat gesunde Luft und gegen die Morgen- und Abendfrische, die oft schon recht empfindlich werden kann, suchen wir uns durch Überzieher, Leibbinde etc.

zu schützen. Heute vor vier Jahren verscheuchte mich ein strömender Regen, der lange anhielt, aus Rocca St. Stefano im Sabinergebirge. Der Herbst trat eben ein. Hoffentlich werden wir hier mit der Zeit in Arachova unsern Tribut gezahlt haben und uns noch eine zeitlang guten Wetters zu erfreuen haben. Heute war es nicht so ganz geheuer. Die Berge lagen voll Wolken und es war windig und kühl. Aber doch so, daß wir arbeiten konnten. Wir sind jetzt im Besitze eines Tisches und zweier Stühle, die uns die Frau eines Kavallerie-Sergeanten, die im Hause neben uns wohnen, geliehen hat. Du wirst es der Schrift ansehen, daß sie nicht mehr auf den Knien geschrieben ist. Unsere Lage hat sich dadurch bedeutend gebessert. Von so spätem Datum, wie diesen Brief hast Du lange keinen von mir erhalten. Es kommt daher, daß von hier nur wöchentlich viermal Postverbindung nach Athen ist. Wie freue ich mich auf die vielen Briefe von Dir. Wie mag es den Kindern, namentlich dem neuen Schulbuben, meinem lieben Fritzi, gehen? — Und all die schönen Sachen, die Du mir erzählen wirst!

Ich schließe, der Brief muß fort, möge er Euch alle, meine Lieben, im besten Wohlsein antreffen! (Theben, den 27. Oktober 1858.)

Theben, den 29. Oktober 1858. Heute war es sehr windig und regnete mitunter. Wir haben deshalb nicht arbeiten können und gingen den Nachmittag mit unserem Nachbarn, dem Sergeanten und unserem Burschen mit Hammer und Schirmstöcken bewaffnet in die tiefen Grotten, die unterhalb Theben in die Hügel hineingearbeitet sind, um uns einige Stücke Meerschaum, der sich hier reichlich vorfindet, selbst zu brechen. Ich will später davon einige Pfeifenköpfe schneiden lassen und k l a s s i s c h g e b i l d e t e n Rauchern als Geschenk übergeben. Er liegt bis zur Größe eines Menschenkopfes, gleichsam wie Nieren in einem Konglomerat allen möglichen kleinen Gesteins, ist, wenn man ihn herausnimmt, weich wie Seife und läßt sich auch ebenso schneiden. Vorsichtig in Papier gewickelt, bringe ich einige Stücke mit und werde unsern jungen Gothaer Freund bitten, daß er das Schneiden besorgt. Hier kann jeder davon nehmen, so viel er Lust hat. Heute abend haben wir uns eine Tasse Tee gemacht

und selbst ohne Milch, die ich bisher noch nicht gekostet habe, mundete er uns sehr und erwärmte angenehm. Immer, wenn ich das eine oder andere der Sachen, die Du, meine gute Else, mir vorsorglich mitgegeben hast, benutze, denke ich besonders lebhaft in Liebe Deiner. Theben gefällt mir mit jedem Tage mehr. Es ist eine großartige Natur. Und so viele Motive, wie wir hier finden, hat uns die ganze Reise nicht geboten (wenn ich Athen ausnehme, wo auch viel zu machen ist). Begünstigt uns das Wetter einigermaßen, so kann ich von hier sechs Motive zu großen Bildern mitnehmen. Drei habe ich schon, zwei sind angefangen. „Ein Königreich für eine ruhige Nacht!" Mit dem Ungeziefer geht es hier über alle Begriffe schlecht. Die letzten Nächte habe ich keine halbe Stunde geschlafen und das ist ganz wörtlich zu nehmen. Einige Läuse, die W. in seinem Hemde gefunden hat, haben uns in arge Unruhe versetzt. Ich habe bis jetzt noch keine gefunden, glaube sie aber überall jucken und beißen zu fühlen. Nach solchen Nächten fühlt man sich den Tag über natürlich müde und abgespannt und denkt trotz der Müdigkeit nur mit Angst an die Nacht. Schlaft Ihr nur süß, alle meine Lieben! Und alle gesund vereine uns ein gutes Geschick wieder. Gute Nacht!

Heute herrscht Freude in unserer Hütte. Dein Brief vom 21. Oktober ist eingetroffen! Also sind zwei Briefe verloren gegangen, vom 7. und 14. Oktober. Ich kann deshalb auch nicht wissen, was mit Deiner Hand geschehen ist, da Du nur sagst, Schulz habe sie gesehen und Becker sie verbunden. Hast Du Dich verbrannt? Oder geschnitten? Hoffentlich wird es nichts Gefährliches sein. Die Briefe sind von Athen zusammen mit einem Brief an W. in einem Kuvert nach Livadia gegangen. Auf zweimaliges Schreiben dahin erhielten wir die Antwort: Dort sei kein Brief angekommen. Vermutlich haben sie den dicken Brief für einen Geldbrief gehalten, wollten, da wir fort waren, die Gelegenheit benutzen und haben ihn erbrochen. Mir ist es ein schmerzlicher Verlust! Was mag alles drin gestanden haben? Du hast mich um eine Freude gebracht: Ich hatte nämlich die Absicht, Dir von

Triest, wo es billiger ist, ein seidenes Kleid mitzubringen. Aber auch so freue ich mich sehr, wie Du ja im voraus wissen mußt. Auch der Kinder Briefe freuen mich sehr, sie sollen nur bald wieder schreiben und recht brav sein, damit ich Gutes bei meiner Rückkehr über ihr Betragen höre und mich recht mit ihnen freuen kann. Schildkröten gibt es hier genug. Noch neulich in Livadia wollte ich einen großen Stein, um den Fuß darauf zu stellen, nehmen, warf ihn aber erschreckt wieder hin: Es war eine große Schildkröte. Was nun die Wanzenliebhaberei unseres Cornelius angeht, so fürchte ich nur zu sehr, sie zu befriedigen; denn in meinen Büchern, Papieren, Nachtsack usw. überall finde ich sie noch vorrätig und verschiedene werden gewiß die große Reise nach Wien mitmachen. Aber warum hat denn mein großer Schulbub Fritz nicht geschrieben? Er wird es doch schon gelernt haben? — Das Wetter läßt uns hier, zwar mit Hindernissen, arbeiten und eine Zeichnung nach der andern wird fertig, so daß ich von hier mit großen Blättern abgehen werde. Eine so reiche Ausbeute, wie ich sie auf der Reise noch nicht gehabt habe. Mir gefallen die Gegenstände sehr, ob sie aber im allgemeinen gefallen werden, muß man sehen. — M o n t a g: Nachdem ich Deinen Brief nochmals gelesen habe, will ich Dir noch ganz besonders bemerken, daß ich mich mit Dir über Deinen fürstlichen Anzug freue und es sehr gern sehe, wenn Du hübsch gekleidet bist. Stahrs sind natürlich längst fort, wenn diese Zeilen bei Dir eintreffen. Wie ich Willers sagte, er würde zu Dir kommen, meinte er: „Gott sei Dank, daß ich nicht dort bin. Der Stahr hat mich im Leben schon genug geplagt.“ Und fast möchte ich dasselbe sagen. Ich werde ja nun von Dir hören, wie das Ganze war. Ich fürchte mich immer, wenn Stahrs in meine Hürde kommen. Ich bitte, genau nachzudenken, ob in beiden der verlorenen Briefen nichts gestanden hat, was ich wissen muß, und es mir dann noch nachträglich mitzuteilen. — M i t t w o c h: Gestern erhielt ich die b e i d e n v e r m i ß t e n B r i e f e, und ich bin jetzt also im vollen Besitz aller abgesandten Briefe. Dein Arm wird hoffentlich wieder gut sein. Es tut mir herzlich leid, daß Du hast leiden müssen. Heute vor

einem Vierteljahr fuhr ich, vielleicht in derselben Stunde, in der ich diese Zeilen schreibe, höchst niedergeschlagen und nicht sonderlich mutvoll von unserem lieben Hause ab. Mit allerlei Gedanken, ob ich wiederkehren werde usw. Wie ganz anders denke ich jetzt über die Reise und mit welch freudiger Zuversicht denke ich an meine, nun nicht mehr ferne Rückkehr! Das Wetter, einige Tage sehr heiß, hat vollkommem Herbstwetter Platz gemacht. So viel ich überziehe, weiß ich mich doch kaum beim Arbeiten warm zu halten. Heute war es nicht zum Arbeiten. Wir hoffen aber auf morgen. Ich ginge schon gern von hier weiter, aber W. ist mit den angefangenen Arbeiten noch nicht fertig, und so fange ich auch noch neue an. Heute beim Herumstreifen haben wir wieder einen höchst malerischen Punkt gefunden, der nun auch noch gezeichnet wird. Die Gegend ist baumlos; aber die Berge und die große Ebene mit großen Hügeln im Vordergrund, machen einen bedeutenden, großartigen Eindruck. Du darfst Dir, meine gute Else, keine liebliche Landschaft unter der hiesigen Gegend vorstellen. Sie sind viel, viel ernster als die italienischen und deutschen Gegenden. Weil ich größer zeichne als auf früheren Reisen, bringe ich natürlich weniger mit nach Hause; aber dagegen hoffe ich, mehr Nutzen von den Zeichnungen zu haben. Willers hat sich mit Kohlenzeichnungen einen Namen gemacht. Ich habe mich genau von dem Verfahren dabei unterrichten lassen und will, nach Hause zurückgekehrt, den Winter abends solche Zeichnungen machen, die sich für Albums und Sammlungen vortrefflich eignen. . . . Der arme kleine Fritzel will also lieber bei der Mama bleiben, als in die Schule gehen. Er soll nur recht fleißig lernen und mich damit überraschen, daß er schon einige Buchstaben kann, dann schenke ich ihm auch was Schönes aus Griechenland. Die letzte Nacht habe ich seit langer Zeit wieder einmal geschlafen. Das Ausklopfen der Betten, Reinigen der Zimmer und besonders das Wanzenpulver haben endlich die Flöhe einigermaßen besiegt. Deinen nächsten Brief erhalte ich am Sonntag noch hier. Am Montag gehen wir nach M e g a r a , das wir nach 13 stündigem Ritt erreichen. Wir werden $1^1/_2$ Tage dazu nehmen.

Finden wir nichts Besonderes dort, reisen wir gleich weiter nach Athen. All diese griechischen Städte sehen wie Trümmerhaufen aus, aus denen sich einige Häuser erheben. Aber auch diese sehen schon wie Ruinen aus. Alles hat den Anstrich, als wäre es nur provisorisch, und als hätte man noch nicht den Mut, für die Dauer zu bauen. Der Bequemlichkeit und besonders der Schönheit wird noch gar nicht gehuldigt. Heute war die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Der Bischof wurde beerdigt. Man trug die Leiche im vollen bischöflichen Ornat auf einem Sessel sitzend in Prozession durch die Stadt. Vorauf zwei Trompeter, hinterher kamen die Geistlichkeit der Diözese und die wenigen hier liegenden Truppen und schließlich das Volk. Das Ganze machte einen ärmlichen Eindruck. Tausend Küsse Euch allen!

Megara, den 11. November 1858.

Gestern Morgen gegen 8 Uhr brachen wir von Theben auf. Es war naßkalt und der löschpapierne Himmel ließ keinen Sonnenstrahl durch. Den Zug eröffnete ein reitender Gensdarm, den uns unser Freund, der Sergeant, mehr als Ehrenbegleitung als zum (durchaus unnötigen) Schutz mitgegeben hatte. Der Weg geht auf der sogenannten Kunst-Fahrstraße (von der man aber auf den größten Teil schwer begreift, wie ein Wagen darauf fortkommen soll) durch eine große Ebene über die Höhen, auf welchen auf halber Höhe Theben liegt. Dann auf Zickzackwegen den Kithaeron hinauf. Das Gebirge einsam und unwirtlich und nur von Ziegen- und Schafherden bewohnt. Nach vier Stunden erreichten wir die entgegengesetzte Seite des Gebirges beim Chan Casa, der am Fuße des Berges liegt, auf welchem das alte Eleutherae lag. Ansehnliche Ruinen der Ringmauern und Türme zeugen noch von der früheren Bedeutung. Auf der Höhe des Kytheron genossen wir noch einen herrlichen Blick in die eben verlassene Gegend. Und besonders war es der Helikon, der sich von hier in seiner ganzen Schönheit zeigte. Neben dem Chan liegt eine Kaserne für einen Militärposten. Die Soldaten waren eben beschäftigt, für den Wirt eine

Stöfs (östl. Holstein), 15. Sept. 1861 Bleistift auf gelbbraunem Papier. 57,5×38,3 cm.

geschlachtete Ziege auszuweiden, und wir kauften uns von dem Fleisch ein Stück für den Abend. In dem Chan, zu schmutzig für einen Schweinestall, verzehrten wir unsere mitgenommene kalte Küche und ritten nach einer Stunde Ruhe weiter, um nach drei Stunden in eine steile, mit Strandkiefern bewachsene, ganz nordische Gegend, den Chan Sarandapotamo zu erreichen, wo wir die Nacht blieben. Auf dem ganzen Ritt von Theben hatten wir an unserer Straße außer den Chan Casa nicht eine menschliche Wohnung gefunden. Schon in Casa erreichte uns ein zweiter Zug Reisender, bestehend aus zwei Familien mit Kindern und Dienstboten, alles Griechen. Und kurz vor unserer Nachtherberge schlossen sie sich uns an, so daß wir, eine ganze Kavalkade, zusammen anlangten. Der Chan bildet einen Winkel, auf dem einen Schenkel sind die Ställe. Die Verlängerung ist ein leerer Raum mit all den Unebenheiten des Terrains, wie es sich beim Bau des Hauses vorfand, in dessen Mitte einige mächtige Holzklötze lustig brannten, während der Rauch sich einen Weg durch das Dach suchen mußte, nachdem er Wände und Gebälk schön schwarz lackiert hat. Von diesem Raum geht eine Tür in den andern Schenkel des Winkels. Gleich bei der Tür ein um einige Fuß erhöhter Holzverschlag, den wir gleich okkupierten und unsere Betten darauf ausbreiteten. Dann der Raum, wo der Wirt seinen Handel und für seine Familie am Fußboden seine Schlafstellen hat. Schließlich ein Raum für die Gäste. Das Ganze in unendlichen Schmutz gehüllt. Keine Tür in den Angeln und die Fensteröffnungen wie die Türe zum Ein- und Ausgehen benutzt. Die Griechen, von denen zwei Deputierte der Nationalversammlung, der eine ein Vizepräsident waren, hatten gleich ihre Betten an drei Seiten des Feuers herum ausgebreitet, während an der vierten Seite die Pferdeknechte und Hirten sich malerisch hingelagert hatten. Das ganze beleuchtet von der lustig brennenden Flamme, deren Wärme man gerne suchte nach der empfindlichen Kälte des Tages. Ein alter Hirte von Kithaeron war die Seele der sehr lebhaften Konversation. Und der Vizepräsident, mit dem ich mich französisch, so gut es ging, unterhielt, versicherte mich, er

sei ein höchst geistreicher Mensch, der eben über das Räuberwesen in seinen Bergen und dergleichen ihnen vortreffliche Auseinandersetzungen gemacht habe. Auch habe er ein ganzes philosophisches System entwickelt. Nach ihm gäbe es zwei Himmel und zwei Höllen, einen Himmel auf Erden, dieser sei der Reichtum, während die Armut die Hölle sei usw. Wir, die wir die Sprache nicht verstehen, konnten uns nur an der ganzen, sehr malerischen Szene erfreuen. Kaum hatten wir den Chan erreicht, als das Wetter, das den ganzen Tag gedroht hatte, mit Sturm und strömendem Regen losbrach und die ganze Nacht hindurch anhielt. Von den letzten Tagen in Theben, wo wir der Ungunst des Wetters etwas abtrotzen wollten, noch ganz erkältet und voll Gliederschmerz, so daß ich auf und von dem Pferde gehoben werden mußte, suchte ich schon um 8 Uhr meine Lagerstatt auf, fand sie aber vom durchtröpfelnden Regen schon ganz durchnäßt und mußte alles Trockene aus dem Nachtsack hervorsuchen, um mich die Nacht zu schützen, was nicht so leicht war, da Türen und Fensterladen offen blieben. Morgens nach einer guten Tasse heißen Kaffees ging es weiter im vollen Regen zu Pferde, durch ein ödes, langweiliges, mit Fichten bewachsenes Gebirge auf und ab, auf einem wahrhaft halsbrecherischen Weg. Nach drei Stunden traten wir in die megarische Ebene hinaus. Ich stieg vom Pferde, da meine Füße wie Eisklumpen waren, und machte den übrigen Weg durch den erweichten Boden zu Fuß. Hier sind wir jetzt in einem recht guten Zimmer mit F e n s t e r n untergebracht. Haben z w e i S t ü h l e und einen T i s c h. Es ist aber so kalt, und der Sturm tobt so greulich, daß man sich hütet, auch nur die Nase zur Tür hinauszustecken. Meine Kapuze hat mir gute Dienste getan. Der Wind ist aber so scharf, daß ich außerdem noch ein Tuch um den Kopf binden mußte. Die Kälte dringt bis auf die Knochen. Willers hat die Geduld verloren und dringt darauf, nach Athen zu gehen, und ich fürchte, ich werde ihn nicht aufhalten können, so sehr ich wünschte, hier bessere Tage abzuwarten, da mir die Gegend außerordentlich viel zu bieten scheint. Ich trage alles, was die Reise an Ungemach bietet, mit möglichster

Geduld und vertröste mich beständig auf die Tage der Ruhe in Wien, die nun nicht mehr so ferne sind. Hoffentlich bringt mir aber meine Ausdauer noch einige gute Sachen. Heute Nachmittag erhellten flüchtige Sonnenblicke die Gegend. Aus der Ferne leuchtete namentlich der Hymettos bei Athen, und ich konnte mich schon jetzt daran erfreuen, wie viel schöner die Schatten sind durch den veränderten Stand der Sonne. Das Meer, wohl $^3/_4$ Stunden von uns entfernt, ist bedeckt mit den weißen Schaumköpfen mächtiger Wellen. Und die Brandung an der Insel Salamis bildet einen breiten Schaumstreifen. Freitag: Heute habe ich Deinen Brief vom 28. Oktober bekommen, und mich unendlich darüber gefreut. Ihr seid gesund und so ist alles gut! Der Brief ist später angekommen, weil das Schiff Havarie erlitten hatte und erst drei Tage später Piräus erreichte. Aus demselben Grunde werden sich auch meine Briefe in diesem Monat oft verspäten. Der Sturm hat sich etwas gelegt, aber die Kälte ist dieselbe geblieben, so daß ans Arbeiten im Freien nicht zu denken ist. Ich habe eine wollene Unterjacke und zwei Tuchröcke an, dazu zwei seidene Halstücher um, meinen wollenen Schal und ein seidenes Schnupftuch um den Leib und habe in meinen dicken Stiefeln zwei Paar Strümpfe an. Und bei alledem ist es zum Spazierengehen zu kalt. Wir haben heute aus unserem Fenster den Golf und die Inseln gezeichnet. Die Sonne schien den ganzen Tag und wird hoffentlich auch morgen scheinen und die Luft erwärmen. Da die Chans ganz besetzt waren, schickten wir unsern Dragoman zum Demarchen und baten ihn, uns eine Wohnung anzuweisen. Durch ihn erhielten wir unser Zimmer, viel mehr eine ganze Schülerwohnung mit Schultsube, Küche etc. Er gab einfach Befehl, daß die Schule, so lange wir hier bleiben, aufzuhören hat. Sonnabend: Heute in aller Frühe erhielt ich Deinen und der Kinder Briefe vom 4. d. M. Also zwei Briefe in zwei Tagen und bin hocherfreut, daß Ihr gesund seid und freue mich des Reichtums der Nachrichten. Besten Dank für die Quikborn-Gedichte. Es war ein lieber Gruß aus meinem Holstein. Heute bei wolkenlosem Himmel haben wir im Freien gearbeitet. Trotz der leuchtenden

Sonne sahen wir um 11½ Uhr noch unsern Atem; so kalt war es. Dem Ort selbst eine Ansicht abzugewinnen, will uns nicht gelingen. Wir zeichneten die sehr schöne Ferne. Höhere Berge sind ganz mit Schnee bedeckt. Megara war die Hauptstadt des kleinen, lange Zeit selbständigen Ländchens Megaris, voll Tempeln und Kunstwerken, wie noch Pausanias sie gesehen hat und aufzählt. Von all den Herrlichkeiten sieht man jetzt freilich nichts mehr als herumliegende Säulen und andere Architekturstücke, die aber leider alle zu groß und zu schwer sind, um sie unserem lieben Nese, wie er bittet, mitzubringen. Die Stadt liegt auf zwei Hügeln, Karia und Alkatoos, füllt auch den Raum dazwischen aus und hat gegen 5000 Einwohner. Als ich die Stadt zuerst sah und betrat, glaubte ich, alle Häuser seien Ruinen. Das ist aber nicht der Fall. Die Häuser, sehr niedrig, haben nur keine Dächer und sind mit Estrich gedeckt. Das Ganze macht einen durchaus asiatischen Eindruck. Von den Resten der polygonen Mauern der Akropolis Karia (die Stadt hatte auf beiden Hügeln eine) habe ich heute in Ermangelung von etwas Besserem eine Zeichnung gemacht und Du kannst dann später daraus lernen, was man polygone Mauern nennt. Von hier kann man in fünf bis sechs Stunden zu Wagen nach Athen. Wir erwarten auch morgen einen solchen, da Megara keinen besitzt, um nach Athen aufzubrechen. Sonntag nachmittag: Um einen höchst langweiligen Tag, an dem es noch dazu kalt ist, daß man sich gar nicht erwärmen kann, zu verkürzen, greife ich vor Abend zur Feder. Der Himmel ist den ganzen Tag gleichmäßig überzogen. Das Schlimmste, was einem Maler passieren kann! Vormittags gingen wir zu den ½ Stunde entfernten Ruinen von Nisea, das auf einem Hügel, dicht am Meere liegt. Auf antikem Unterbau sind noch ein Turm und andere Mauern des Mittelalters teilweise erhalten. Am Wege ragen noch verschiedene schöne Marmorsäulen aufrechtstehend aus dem Boden hervor. Andere, umgestürzte, liegen teils im Schutt vergraben. Der Meeresstrand, tot und verlassen, ließ mich gar keine Muscheln finden, die ich sehr eifrig für unsern Otto suchte. Nur zum Andenken steckte ich

zwei kleine unbedeutende ein. Von den Architekturtrümmern schleppe ich ein Stück eines Säulenkapitäls mit für Cornelius nach Hause. Und von einem haushohen, mehrere hundert Schritt langen, aus antiken Tonscherben bestehenden Hügel, einige antike Scherben für Memo. Eben zog ein Hochzeitszug vor unserem Fenster vorbei, vorauf halberwachsene Knaben, dann junge Männer, dann Mädchen und Frauen, ein Mann, der in einem zierlich bedeckten Korb Mandeln, Feigen, Nüsse etc. trägt. Dann zwei Mann Musik, Violine und Guitarre (Mandoline), endlich der Bräutigam. Hinterher die Braut und das Gefolge von hunderten von Männern, Frauen und Kindern. Es geht unter dem Gesang eines recht melodischen Liedes vorwärts. Nach je 50 bis 100 Schritten hält der Zug und nach demselben Gesang tanzen vier und vier gegeneinander gekehrt, voran die Knaben. Die Männer mit Fingern wie mit Kastagnetten in der Luft schnalzend. Die Mädchen und Frauen, indem sie Tücher an beiden Zipfeln nach dem Takt über dem Kopf hin und her wiegen. Alles höchst zierlich und taktvoll. Selbst die kleinen Kinder dazwischen in der Nähe ihrer Mutter treten zu Vieren zusammen und tanzen. Dazu die malerischen farbigen Kostüme, die Häuser mit flachem Dach, nicht höher als $^3/_4$ unserer Zimmer, vollgepfropft mit Menschen! Das Ganze hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht. Auch finde ich es sehr hübsch, daß die ganze Bevölkerung an solchen Familienakten teilnimmt. Es bildet gewiß sehr den Gemeinsinn. Bei uns flüchten sich solche bedeutende Familienakte mehr und mehr in die Stille der Zimmer. Die Finger sind mir in dem zugigen Zimmer so kalt, daß ich kaum schreiben kann. Ich habe für Memo neun Kupfer- und zwei Silbermünzen, fünf kleine hübsche Tongeschirre, drei kleine Tonfiguren und einige Tränenkrüge, alles antik. Es wäre hübsch, wenn er zu Weihnachten einen kleinen Schrank oder Bord an der Wand bekäme, wo er es hineinsetzen kann. Ich denke die Sachen, so unbedeutend sie sind, könnten ihm Eifer und Liebe zum Studium alter Sprachen und Geschichte erwecken und ihm so in seinem Studium, wenn er dabei bleiben sollte, fördern. Auch für die anderen Kinder können

solche Sachen von mehr idealem Wert und vielleicht anregend wirken*).

Athen, den 16. November. Gestern morgen noch im Dunkeln fuhren wir von Megara bei dichtem Regen und mäßigem Wind ab. Statt der versprochenen vier Pferde, die uns in vier Stunden nach Athen bringen sollten, entdeckten wir zwei magere Mähren, die mehr Katzen als Pferde waren. Es zeigte sich denn auch bald, daß sie den schweren Wagen nicht ziehen konnten, so daß wir, aus Mitleid für die armen Biester, bei jeder Pfütze und jedem Hügel aussteigen und zu Fuß gehen mußten. Das Wetter erhellte sich etwas. Und da wir auf unserem Wege zur Rechten den Strand hatten, benutzte ich es, um hier im Gehen Muscheln für unsern Otto zu suchen. Bald aber schlug das Wetter zu wahrhaftem Sturm mit strömendem Regen um, und in diesem Höllenwetter erreichten wir endlich nach fünf Stunden Eleusis (Levsina). Hier erklärte uns der Kutscher, er könne uns mit den Pferden nicht weiter schaffen und wolle uns zwei Maultiere zum Reiten und ein Pferd mit Karre zum Gepäck besorgen. Wir protestierten aufs entschiedenste und verlangten für unser teures Geld wirklich in der carozza mit zwei anderen Pferden nach Athen befördert zu werden. Nach langem hitzigen Disput auf der Landstraße, bei dem scheußlichen Wetter, machte er sich endlich auf und ging in den einige hundert Schritt entfernten Ort, um nach einer halben Stunde mit zwei Pferden und einem großen Teil der Bevölkerung zurückzukehren. Und nun sollte es wieder weiter gehen. Aber die Pferde, nie vor einem Wagen vorher gespannt, schlugen hinten aus und wollten überall hin, nur nicht dahin, wo sie sollten; wir waren so schnell als möglich wieder aus dem Wagen, und nach einer halben Stunde, die wir benutzten, die Ruinen von Eleusis zu besehen, war endlich ein neues Pferd herbeigeschafft, das mit dem am wenigsten ermatteten der ersten Pferde vorgespannt wurde, und mit diesem

*) Diese Antiken sind jetzt in meinem Besitz. Sie haben ihren Zweck in meines Vaters Sinn erfüllt: Memo wurde Archäologe und hat sich, wie wir alle, sein Lebtag an diesem echten Stück Altertum erfreut.

Gespann erreichten wir bei furchtbarem Wetter um 4½ Uhr Athen. Ich bin nicht bei Vitalis, wie früher, abgestiegen, sondern mit Willers im Hotel Amérique. Gestern abend waren wir bei Willers zum Tee, und heute habe ich die wenigen Leute, die ich kenne, besucht und mir die Gegend wieder angesehen. Sie ist unstreitig das Schönste, das Griechenland hat. Das Wetter war heute wundervoll und so warm, daß wir 24 Grad in unserm Zimmer hatten. Athen kommt mir nach der Tour ins Innere wie eine Stadt der Paläste vor und alle Verhältnisse so zivilisiert wie in jeder deutschen Stadt. Meine früheren Studien erscheinen mir jetzt ganz unbrauchbar, nachdem ich dieselben Gegenstände in der Herbstbeleuchtung gesehen habe. Wollte nur das Wetter meine Arbeit jetzt begünstigen! Aber ich fürchte nach dieser unnatürlichen Hitze schlechtes Wetter. Wilberg sagt mir, daß er fast bei all Deinen Briefen das ganze Porto hat nachzahlen müssen, weil nicht genug Marken darauf waren, und man hier das Porto nach dem Gewicht berechnet. Mache die spätern, nur noch wenigen Briefe lieber nicht frei und lege von den Kindern lieber nichts bei. Ich habe heute Mittag bei Vitalis zu Mittag gegessen und traf dort zusammen mit zwei deutschen Damen, Verwandten von Brockhaus in Leipzig, die mit ihm eine Reise durch Ägypten gemacht haben. Er selbst ist jetzt auf einer Reise durch das nördliche Griechenland begriffen und wird in einigen Tagen eintreffen. M i t t w o c h : Heut ist das Dampfboot wieder ausgeblieben und man meint, es werde mir erst am Freitag Deinen Brief bringen. Von der Reise in den Peloponnes raten mir in dieser Jahreszeit alle Leute ab, auch habe ich mich überall vergebens nach einem Diener erkundigt: keiner will jetzt die Reise machen. Auch ist es mir noch nicht gelungen, jemand zu bekommen, der meine Sachen trägt. Sie wollen täglich 5½ Zwanziger. Heute war das Wetter nicht zum Arbeiten, der Abend ist aber so köstlich und ein Mondscheinspaziergang mit den Brockhausschen Damen, Willers und Willberg war herrlich. Es ist 10 Uhr, und ich schreibe bei offnem Fenster. Den ganzen Tag sind wir wieder um die Akropolis herumgestrichen. Sie ist mit ihrer

ganzen Umgebung jetzt von unvergleichlicher Schönheit, und man weiß nicht, wo zuerst anfangen. Ich würde mich darüber trösten, den Peloponnes nicht gesehen zu haben, fände ich hier noch recht schöne Tage zur Arbeit; den Gedanken, ganz Griechenland zu bereisen, wie ich ihn zuerst hatte, habe ich längst aufgegeben. Den Sachen ist hier mit flüchtigen Skizzen gar nicht beizukommen, und da man zu einem solchen Werk, wie Dittmarsch es im Sinne hat, besonders Städteansichten braucht, wüßte ich auch gar nichts Ordentliches dafür zu finden, denn die Städte sind alle eigentlich unmalerisch. Ich glaube dadurch, daß ich ernste Studien mache, mir und uns am meisten zu nützen, und reichen Stoff zu Bildern könnte ich von Athen allein für mehrere Jahre sammeln.

Freitag. Gestern erhielt ich Deinen und Stahrs Brief (siehe oben S. 324) und hatte gewiß Grund, mich darüber zu freuen, teils weil ich sehe, daß Du so viel Vergnügen hast, teils weil Stahr sich so vorteilhaft über Memos Schulkenntnisse ausspricht. Es freut mich herzlich, daß sich Dir eine so gute Gelegenheit geboten hat, Dich zu zerstreuen. Jetzt werden sie wieder fort sein und Du still zu Hause leben. Auch ich lebe jetzt in ganz behaglichen Verhältnissen, habe ein gutes Bett, und was das beste war: zwei schöne Tage zum Arbeiten habe ich gehabt, das mildeste Sommerwetter. Diesen Augenblick hat der Mond einen Hof, und ich fürchte, das Wetter wird morgen weniger gut sein. Willers und ich sind von dem Direktor der Akademie gebeten worden, die Bilder der Schüler zu beurteilen und die Preise zu verteilen. Es ist hier Brauch, daß stets fremde Künstler dieses Amt versehen. Man ersieht daraus, wie wenig Zutrauen die Griechen zu sich haben, was die Unparteilichkeit angeht. Heute ging ich um $7^1/_2$ Uhr zum Zeichnen fort und blieb bis 5 Uhr draußen. Mittags aß ich eine Semmel und ruhte eine Stunde. Es ist zugleich das einzige Mal gewesen, daß ich vom Stuhl aufstand. Die Brustbeklemmungen, die ich früher und im Anfang der Reise vom vielen Gebücktsitzen gehabt hatte, habe ich jetzt gar nicht mehr. Ich fühle mich überhaupt sehr wohl. (Unberufen!) Auch der gichtische Schmerz in den Gliedern hat mich

wieder verlassen. Von meinem Arbeiten hier erwähne ich lieber nichts: es ist immer die Akropolis mit ihrer Umgebung. Für Memo habe ich wieder eine Silber- und fünf Kupfermünzen erworben und an Marmorstücken von den verschiedenen Tempeln schleppe ich für Neschen auch zusammen*). Otto soll auch nicht leer ausgehen, denn außer den selbst gesuchten Muscheln, werde ich sicher hier noch welche hinzu bekommen. Auch meinem Fritzi bringe ich Schönes mit, wie auch den Kleinen. Du, meine gute Alte, wirst wohl allein leer ausgehen und mußt mit mir allein vorlieb nehmen. Schließlich Euch allen und den Freunden, die sich meiner so freundlich erinnern, die besten Grüße! — Vier Wochen nach diesem Brief trete ich selbst bei Euch ins Zimmer.

Athen, den 19. November 1858.

Ich habe jetzt einen Diener, der italienisch spricht und monatlich 14 fl. bekommt.

Athen, den 20. November 1858.

S o n n a b e n d. Von dem vielen Papier, daß ich von Wien mitgenommen habe, verwende ich die beiden letzten Bogen zu diesem Brief. Ich sehe daraus, daß ich allerdings ein fleißiger Korrespondent war, was ja auch von Dir anerkannt wird. Mein letzter Brief ist heute abend bei spiegelglattem Meere von Piräus abgegangen. Es war heut so drückend heiß, daß ich im Freien in Hemdsärmeln gearbeitet habe, es ist Scirocco und die Luft so drückend, daß man sich kaum fortbewegen kann. Ich kam deshalb auch zum Umfallen matt und müde nach Hause. Es ist heute großer Festtag, und die elegante Welt bewegt sich durch die Spaziergänge, fast alles „fränkisch", d. h. modern gekleidet. Auf meiner Morgentour, die ich nach Beendigung einer Zeichnung machte, habe ich wieder köstliche Sachen gefunden, diesmal ohne die Akropolis. Der westliche Teil des Nymphen-Hügels fällt steil ab und bildet einen Kessel, in dem sich Wasser sammelt, über diesen hinweg

*) Münzen und Marmorstücke sind verloren gegangen oder gestohlen. Aber der Sinn für Architektur blieb bei Cornelius lebendig.

iseht man die Ebene bei Piräus, schöne Hügel, die ins Meer eingreifen. Die Inseln Aegina, Salamis, den Peloponnes und das Meer. Eine andere Partie, wo ich den Theseus-Tempel mit der Akropolis habe, und noch einige Farbenskizzen, sollen vor der Hand alles sein, was ich hier noch mache. Erlaubt es das Wetter, gehe ich dann an einen andern Ort, nach Pentelikon oder Piräus. Ich kann mich jetzt frei bewegen, weil ich einen Diener habe, der italienisch spricht.

Montag. Vorgestern nacht war ich mit den Brockhausschen Damen, der Frau von Daniel und Bräuer aus Ungarn und Herrn Wilberg bei schönstem Vollmond auf der Akropolis. Der Eindruck wird mir unvergeßlich bleiben! Wir waren drei volle Stunden oben, von 9 bis 12 Uhr. Jede Architektur sieht bei Mondschein schon schöner aus, wie nun erst diese! Neben der Pracht der noch aufrechtstehenden, das Leichenfeld der hingestreckten Säulentrommeln, der mächtigen Marmorbalken und der Überreste aus der Zeit höchster Kunstblüte — es war eben einzig! Das Wetter, gestern und heute morgen windig, hat sich am Nachmittag in sehr starkem Regen entladen; es ist jetzt wieder sehr schön. Die Nacht auf der Akropolis war so warm, daß ich nicht einmal meinen Überzieher anzog, die Damen ihre mitgenommenen Kappen und Tücher nicht benutzten. Es ist heute ein arger Kontrast zu den Schrecknissen des Wetters in Wien. Heute habe ich wieder Verschiedenes für die Terrakotten-Sammlung (Tongefäße) gekauft. Drei Lampen, drei sitzende Figürchen, eine kleine Vase und mehrere ganz kleine Gefäße und dann ein Prachtstück — ein Kruzifix in Bronze, aus der besten Zeit der italienischen Kunst, vielleicht von Cellini (?), vollkommen erhalten, für 6 fl. C. M. — Ich habe einen fabelhaft guten Kauf damit gemacht und Willers meint, wenn ich es wieder verkaufen wollte, müßte ich meine halbe Reise damit bezahlt bekommen und nennt mich ein Glückskind. Ich habe meinen Schatz schnell in eine Schublade verschlossen und freue mich sehr damit; zurückgekehrt, lasse ich ein Kreuz aus Eichenholz dazu machen und bekreuze damit eine würdige Zierde Deines Zimmers. Hätte ich nur

entbehrliches Geld, wie gerne gäbe ich es für solche Sachen aus*). Jetzt aber meine ich es mir versagen zu müssen, da ich schon gegen 18 fl. dafür ausgegeben habe. Ich habe Deinen letzten Brief, meine geliebte, teure Seele, schon viele Male gelesen und bin glücklich und dankbar für die treue Liebe, die in jedem Worte von Dir atmet. Ja, alles was aus meinem Hause kommt, sei es von Stahr oder den Kindern, muß mich lebhaft fühlen lassen, was ich an Euch besitze und meine Sehnsucht, bald wieder mit Euch vereint zu sein, ist nur zu natürlich und erklärlich. Für alles Unvollkommene und Sorgenbringende muß uns die Harmonie und Zusammengehörigkeit des kleinen Kreises unseres Hauses entschädigen. Und soviel weiß ich von mir, daß, wenn ich Glück und Zufriedenheit dort nicht finde, anderswo hätte ich sie gewiß nicht zu suchen. Gott gebe uns Gesundheit und Verdienst! Damit aber, daß Du schmächtig aussiehst, handelst Du, meine gute Alte, ganz gegen meine ausdrücklichen Befehle und Wünsche, und ich muß sehr bitten, daß Du Anstalten triffst, Dich darin zu korrigieren. Ich verzichte gern auf die schmeichelhafte Vorstellung, daß diese Schmächtigkeit eine Folge der Sehnsucht nach mir und Sorge um mich ist.

Dienstag. Heute mittag war ich beim österreichischen Gesandten Baron von Brenner zu Tisch und blieb den Abend zum Tee; es waren weiter keine Gäste als der Gesandtschafts-Sekretär (die Frau ist eine Wienerin und erst seit acht Monaten verheiratet), es war recht angenehm. Wie schlimm ist es, daß ich Dich nicht hier habe! Ich habe schon wieder eine kleine antike Bronzefigur, einen Herkules, gekauft, und zwar für 4 fl.**). Mehr Geld will ich nun aber auch nicht mehr ausgeben. Es ist aber zu verführerisch!

Mittwoch. Mit dem schönen Wetter scheint es fürs erste zu Ende zu sein: der Wind hat sich gedreht, es weht stark und ist kalt geworden, am Nachmittag hielt ich es nur bis 4 Uhr aus und jetzt ist es bei hellem Mondschein noch ärger. Ich komme eben

*) Das Kruzifix besitzt jetzt Cornelius in Dresden.
**) Jetzt in meinem Besitz.

von Brockhaus, die eine Dame spielt recht hübsch Klavier und hat uns von Haydn, Mozart und Beethoven vorgespielt. Brockhaus ist gestern aus Nordgriechenland zurückgekehrt, er soll leider eine unheilbare Krankheit haben, Herzklappenverhärtung. Er muß deshalb in südlichem Klima leben — scheinbar ist er ganz gesund. Das Dampfschiff ist angekommen und wird hoffentlich morgen nur gute Briefe bringen. Heute über einen Monat haben wir Weihnachtsabend. Es wäre doch schön, könnte ich ihn mit Euch feiern, wo nicht, so verschieben wir ihn auf später.

Donnerstag. Vor einer Stunde habe ich Deinen Brief erhalten, und da das Wetter mich mit roter, tröpfelnder Nase und steifen Fingern nach Hause geschickt hat, weiß ich nichts Besseres, als an Dich zu schreiben. Wie danke ich es den lieben Kindern, daß sie sich so gut betragen haben, um ein solches Lob zu verdienen, wie Stahr es ihnen gegeben hat. Ich gebe mir auch die größte Mühe, ihnen recht Hübsches mitzubringen, woran sie dauernden Genuß haben. Die „Post" habe ich nicht erhalten und jetzt würde sie auch zu spät kommen, da ich wieder deutsche Zeitungen hier habe. Die Begebenheiten in Berlin scheinen ja Gutes zu verkünden und selbst der deutsche Bund hat in der holsteinischen Sache einen Erfolg gehabt. Daß ist mehr als man erwarten durfte. Das Detail der Veränderungen im Kunstverein zu erfahren, interessiert mich sehr. Ich hoffe, van Haanen wird Wort halten. Die Antwort auf diesen Brief bekomme ich nicht mehr im eigentlichen Griechenland, und bitte Dich, Deinen Brief nach Korfu (poste restante) zu senden. Mache ihn aber nicht frei, wenn es geht. Zum Malen bin ich hier noch nicht gekommen; die Luft war immer, bis auf einen Morgen, wo ich mir die Augen recht voll gesogen habe, dunstig und jetzt weiß man eben nicht, was aus dem Wetter werden wird. Die Luft ist ganz bezogen und kalt. Ich danke es Dir sehr, meine gute Else, daß Du mir bis Graz entgegenkommen wolltest, ich denke aber, es ist besser, Du bleibst in Deinem warmen Nest, als im kalten Winter eine Reise zu machen, und oben über den Lauf im Semmering, der Dir so unheimlich ist: Du erwartest mich in unserm Hause! Ein

solches Wiedersehen ist besser als im Trubel des Bahnhofs, wo ohnehin mein ganzes Gepäck meine größte Aufmerksamkeit verlangt. Treibe den H. Rieck nur, daß er mir rechtzeitig die Freikarte von der Südbahn besorgt und daß ich sie in Triest vorfinde (poste restante). Auch vom Lloyd, bei dem ich um Frachtermäßigung nachgesucht habe, ist mir bis jetzt keine Antwort geworden. Ihr dürft Euch nur nicht zuviel von meinen Studien vorstellen. Sie werden Euch gewiß besser gefallen, wenn Ihr weniger erwartet. Du hast in meinen Briefen ein treues Tagebuch meiner Reise und wirst gesehen haben, wie viel Zeit mir verloren ging und wie unter ungünstigen Verhältnissen der größte Teil entstanden ist. Ich habe jetzt das Studienmachen herzlich satt und möchte gerne Bilder malen, wüßte ich nur, daß ein Atelier für mich bereit stände. Es wird schwer halten, eins zu finden und auf jeden Fall wird es wohl weit von unserer Wohnung sein. Fast alles, was ich gemacht habe, sind gestreckte, weite Landschaften, wie es überhaupt der Charakter des Landes ist. Ausgenommen in Delphi fand ich nichts, was in dieses Format hineinginge. Von der Schlucht könnte ich nur ein Höhenbild malen, und ich weiß nicht, wie ich es machen soll bei der Ausführung für Baron Sina. F r e i t a g. Gestern Abend zeigte ich Herrn Brockhaus meine Zeichnungen; er meinte, ich sollte doch etwas von Griechenland nach Leipzig schicken und es ihm anmelden, damit er es in seinem Blatt, der Deutschen Allgemeinen Zeitung besprechen und darauf aufmerksam machen könnte. Er selbst hat Lust, ein Bild von mir zu haben, will aber erst mal sehen, ob der Gegenstand ihm gefällt. Das Wetter war heute ziemlich gut, aber es ist eben Herbst, und man friert bei der Arbeit. Am 3. Dezember werde ich von hier aufbrechen, mit dem Dampfschiff nach Kalamaki von da zu Pferde nach Sikyon, von dort nach Lutraki, mit dem Dampfschiff nach Korfu, wo ich am 13. eintreffe. Dort bleibe ich 8—14 Tage und bin zu Weihnachten oder zu Neujahr bei Euch. Sollte aber das Wetter längere Zeit mich am Arbeiten hindern, so breche ich schon früher zur Rückreise auf. Es wäre mir schon recht, wenn es bald geschehe; ich bin müde vom Studienmachen, und die

Sache hat kein rechtes animo mehr. Willers denkt auch ernstlich daran, nach Rom aufzubrechen, die ersten anhaltend schlechten Tage werden auch ihn forttreiben. Geld- und Zeitverlust steht in keinem Verhältnis zu dem wenigen, das das Wetter zu arbeiten gestattet. Die Veränderung im Kunstverein ist in so weit gut, daß ich nun doch wieder ausstellen kann, um ein Bild an den Verein zu verkaufen. Sehr neugierig bin ich, zu wissen, wer denn jetzt an der Spitze steht. Rahl und Hansen, die immerfort erwartet werden, kommen immer nicht. Bei Dir lassen sie sich auch wohl nicht sehen, sonst würdest Du davon geschrieben haben. Mich freut es sehr, daß Otto in der Schule Schritt halten kann, er nimmt sich wohl recht zusammen, das ist brav von ihm. — Und Fritzi auf der ersten Bank! Na, da hört doch alles auf. Es ist hohe Zeit, daß ich wieder zu Dir komme, um mit meiner Garderobe instand gesetzt zu werden Vor allen Dingen aber gib Dir Mühe, ein Atelier für mich zu finden, denn man kann gar nicht wissen, ob eintretendes schlechtes Wetter mich nicht zu dem Entschluß bringt, gleich direkt durchzureisen, und es wäre doch sehr peinlich, wenn ich statt Bilder vorzubereiten, Zeit mit dem Suchen nach einem Atelier verlieren müßte. Es ist spät, meine Palette noch nicht rein gemacht, die Pinsel noch nicht gewaschen und der Brief muß morgen früh zur Post. Ich muß deshalb schließen, Euch allen die herzlichsten Grüße sendend.

Athen, den 26. November 1858.

S o n n a b e n d. Da das Wetter zu schlecht ist zum Arbeiten, bleibt mir bis Mittag noch Zeit, den Brief auf die Post zu bringen. Die Wolken hängen ganz tief, und ich sehe immer, daß meine Zeit hier für mich zu Ende ist, und so wäre es nicht unmöglich, daß ich schon zum 17. in Triest eintreffe. Vorläufig muß ich hier noch acht Tage bis zum Abgang des nächsten Schiffes warten. Ich will jetzt mit Willers gehen, mir Photographien ansehen und mir einige davon kaufen. Was recht fatal ist, Sinas kommen den ganzen Winter nicht nach Wien. Die armen Leute haben keine Wohnung und müssen den ganzen Winter am Genfersee bleiben. Ich hoffe und

glaube, die griechischen Bilder mit Genuß und Erfolg zu malen, und da unsere Jahreseinnahme uns gesichert ist, so ist sehr wahrscheinlich, daß wir das Defizit des vorigen Jahres zu decken imstande sind.

Höchstens bekommst Du noch zwei Briefe. Athen, den 27. November 1858.

Athen, den 28. November 1858.

Das heutige Wetter bestärkt mich in dem Entschluß, direkt nach Korfu mit dem Dampfschiff zu gehen, es ist kalt und so wie gestern auch heute ganz überzogene Luft, daß eben an Arbeiten nicht zu denken ist. Die Nächte hindurch ist es wolkenlos und sternenhell. Sowie die Sonne über den Horizont kommt, bilden sich wie durch ein Zauberwort plötzlich die Wolken und gleich ist auch der ganze Himmel überzogen. Unter solchen Umständen wäre es töricht, noch irgendeine größere Reise zu unternehmen, da namentlich hier in Griechenland fast immer das Interesse in den Fernen liegt, die man dann eben nicht sehen kann. Gestaltet sich das Wetter wieder besser, so bleibe ich 14 Tage auf Korfu, wo genug für mich zu tun sein wird, wo ich den Diener nicht brauche, weil man viel italienisch dort spricht, und wo ich viel billiger lebe als hier in Athen, und Euch schon so viel näher bin, so daß ich in drei Tagen Wien erreichen kann. Ich möchte gern in sonnigen Tagen Griechenland verlassen, um nicht den tristen Eindruck mitzunehmen, den es im trüben Wetter gewährt; gestern Abend war zehn Minuten lang der einzige Sonnenblick des Tages, aber von außerordentlicher Schönheit, der Hymettos lag in tiefster Abendglut, und die Ferne war zauberisch. A b e n d s. Ich komme eben ganz verfroren vom Malen nach Hause. Die Beleuchtung war herrlich, aber ordentlich malen kann man nicht mehr. Ich muß deshalb die Augen gut brauchen und mich auf das Gedächtnis verlassen. D i e n s t a g a b e n d. Ich habe mein Arbeiten aufgegeben, weil das Wetter es nicht erlaubt und gehe nun bestimmt fort. Viele Sachen sind schon gepackt, Abschiedsbesuche gemacht und das Nötige zur Reise besorgt. Heute Mittag speiste ich beim Baron Brenner, morgen

Motiv aus dem östlichen Holstein. 1862 (?). Ölskizze auf Pappe. 52×39,6 cm.

früh soll ich die Preise der Akademie mit Willers bestimmen und nachmittags den Majestäten vorgestellt werden, die auch meine Skizzen zu sehen wünschten. Heute war Brockhaus bei mir und wiederholte den Wunsch, ich möchte doch etwas nach Leipzig senden und es ihm vorher melden, er wünsche ein Bild, das ihm speziell gefalle, von mir zu besitzen. Lieber hätte ich es gesehen, er hätte es fest bestellt, aber es ist auch so schon gut. Ich machte ihm den Vorschlag, vier kleine Bilder, die ich als Vorarbeit zu den Bildern für Sina zu malen gedenke, ihm zuzusenden, und er fand es sehr gut. Ich habe jetzt eine große Unruhe, da es ernsthaft der Heimat zugeht, und werde mich sehr zusammen zu nehmen haben, nicht gleich bei Korfu vorbei zu segeln. Wenn ich sage, daß es hier kalt ist, so ist das so zu verstehen, daß man gegen Abend und Morgen friert beim Malen, namentlich wenn es weht. Jetzt ist es so, daß man ohne Überzieher es ganz angenehm findet, wenn man sich bewegen kann. So schreibe ich z. B. jetzt bei offenem Fenster, ohne Kälte zu spüren. Der Kontrast, wenn ich über die deutschen Berge komme, wird gründlich sein. Donnerstag. Ich bin in vollem Packen der tausend Siebensachen begriffen. Das Wetter war gestern göttlich, leider habe ich es für die Arbeit verloren. Morgens war ich Preisrichter in der Akademie und um $1^1/_4$ Uhr hatten die Majestäten mich aufs Schloß beschieden, wo ich den allerfreundlichsten Empfang hatte, so daß ich wohl zwei Stunden dort war. Sie hatten gewünscht, meine Zeichnungen zu sehen, die ihren Beifall hatten, und König und Königin waren unermüdlich mir zuzureden, noch zu bleiben, und namentlich aus ihren Gemächern die herrliche Aussicht zu malen. Mein Entschluß stand aber ziemlich fest, und ich machte mein Bleiben von dem heutigen Tagesanbruch abhängig. So wie nun alle Orakelsprüche, war auch dieser zweideutig: es schien zwar die Sonne, aber schlecht Wetter und drohende Nebel gegen den Bergen hin, und ich blieb deshalb bei meinem ersten Entschluß. Gestern Abend brachte mir der Sekretär des Königs die Pläne eines projektierten Museums, um mich im Namen des Königs um meine Meinung zu fragen, ob der

Platz für dasselbe gut gewählt sei. Diese meine Meinung habe ich eben schriftlich bei Zurücksendung der Pläne abgegeben. Gestern schenkte mir der Geheimsekretär des Königs, Herr von Wendland, einen Torso einer antiken weiblichen, kleinen Statue*), deren Schönheit er gewiß nicht erkannt hat, es ist das Schönste, was man sehen kann und wird in Wien Aufsehen machen, ich habe ihm dafür das Versprechen aufgedrungen, ein kleines Bild von der Akropolis von mir anzunehmen. Ich habe den Marmor vom Schmutz gereinigt und kann mich an der Schönheit der Arbeit nicht satt sehen. Es ist auf jeden Fall das Schönste, das ich mitbringe, selbst mein Christus muß sich daneben verstecken, und das will viel sagen!! Sollte ich wieder nach Griechenland gehen, was vom Erfolg abhängen wird, so nehme ich auf jeden Fall kleine Bilder mit, um wo möglich antike Sachen dagegen einzutauschen: ich bin ganz närrisch darauf. Donnerstag abend. So hätte ich denn Athen hinter mir und wäre auf dem Heimweg! Ich schreibe diese Zeilen an Bord des Erzherzogs Ludovico, im Hafen von Piräus. Um 5 Uhr verließ ich, von Willers und Wilberg begleitet, Athen, mit dem Wunsch, es wieder zu sehen. Kurz vor der Abreise erhielt ich Deinen Brief, und bin sehr betrübt, daß ein Brief von mir nicht eingetroffen ist. Ich habe es dem Schuft von Posthalter angesehen, daß er das Geld einstecken werde und daß mein Brief nicht eintreffen wird. Den folgenden Brief aus Athen wirst Du nun hoffentlich erhalten haben, und die Zeit der Angst und Sorge, die ich sehr zu würdigen weiß, vergessen haben. Ich zahle wieder nur für den dritten Platz und bin auf dem ersten. Morgen früh 6 Uhr lichtet das Schiff die Anker, und ich werde mich jetzt ins Bett verfügen, nachdem ich mit den beiden Kapitänen ein gutes Abendbrot eingenommen habe. Das Wetter ist sehr warm, ich spazierte eine Stunde ohne Überzieher auf dem Deck herum in stockfinsterer Nacht und ließ Vergangenes und Künftiges Revue passieren. Sag doch meinem süßen kleinen Elschen, daß ich sie nicht mehr schlagen werde, da sie so brav ist und daß ich sehr Schönes und Süßes für sie mitbringe. Freitag,

*) Jetzt in meinem Besitz.

abends 7 Uhr. Den Vormittag kämpften schönes und schlechtes Wetter miteinander, bis Mittags letzteres die Überhand behielt, es regnete und wehte sehr stark, jetzt ist es wieder so ruhig, daß ich schreiben kann. Ein furchtbares Gewitter ging in der Gegend des Parnasses nieder, der alte Herr war, wie fast immer, in sehr übler Laune, die Blitze zuckten unaufhörlich — jetzt ist ganz stockfinstere Nacht.

Wir sind einige Stunden von Skala entfernt, wo ich vor drei Monaten nachts landete (den Klecks hat das zitternde Schiff gemacht), diesmal geht es morgen in aller Frühe weiter, von den Bergen ist nichts zu sehen, die Wolken tief herunter. Im Hafen von Patras. S o n n a b e n d , 6 Uhr abends. Nach einer meerstillen Fahrt, mitunter mit Sonnenschein und einigen recht hübschen Effekten, habe ich heute den schönen Golf von Korinth durchschifft. Wir legten bei Vastitza Lepanto und schließlich schon um 9 Uhr morgens bei Patras an. Die Luft liegt tief und zeichnen habe ich nichts können; nachdem ich die Stadt, die recht lebhaft ist und bedeutenden Handel hat, besehen hatte, gab ich eine Empfehlung beim östereichischen Konsul ab und habe mit ihm und seiner Frau ein paar recht angenehme Stunden verplaudert. Um 4 Uhr dinierte ich an Bord, und nach Aufhebung der nur von sieben Personen besetzten Tafel hatte ich das unangenehme Geschäft, meinen Nachtsack von Schnupftabak zu reinigen, da die Flasche auf der Reise zerbrochen war und der Tabak sich durch den ganzen Nachtsack vergossen hatte. Die einzigen Passagiere der ersten Klasse sind außer den drei Kapitänen drei Engländer, von denen der eine recht gut deutsch spricht, und mit und durch ihn geht die Unterhaltung, und zwar ganz angenehm. Es ist mir ganz eigentümlich dabei zu Mute, wenn ich bedenke, daß ich jetzt in fünf Tagen bei Euch sein könnte und noch immer nicht sicher weiß, ob es nicht geschieht. Das Wetter ist wirklich derart, daß man mit Sicherheit gar nicht mehr darauf rechnen kann, dabei arbeiten zu können. Wir erreichen erst Montag nachmittag Korfu und Dienstag nachmittag geht das Schiff erst weiter nach Triest. Ich habe also einen

ganzen Tag, mich zu entschließen. Es wird Dich gewiß schon überraschen, den Brief aus Korfu zu erhalten, während Du mich wohl noch wohlbehalten in Griechenland wähnst. Ich habe mit dem österreichischen Konsul gesprochen, ob man von Patras aus einen Diener mit den gehörigen Eigenschaften für die Reise ins Innere finde, und er hat sich mir erboten, mir für den Fall, daß ich wiederkommen sollte, einen zu besorgen. Ich muß sagen, ich hätte Lust, mit einem gesunden Reisegefährten den Peloponnes zu bereisen. — Nun, vorläufig lassen wir dieses Projekt und sehen, welche Vorteile mir diese Reise bringt. Deinen Brief, der heute von Triest nach Athen abgegangen ist, werde ich erst später in Korfu oder wenn ich nicht dort bleiben sollte, in Wien erhalten. Es ist mir recht leid, ich wüßte gar zu gern, ob Du, meine gute Alte, spätere Briefe erhalten hast, und ob der Brief aus Theben noch eingetroffen ist, außerdem, daß sein Ausbleiben Dir so unnötige Sorge gemacht hat, ist es schade, daß dadurch eine Lücke in meinem Tagebuch entsteht. Es regnet diesen Augenblick stark, und ich sitze ganz allein in der Kajüte, während die anderen am Land sind. Sieh doch daß Du, meine liebe, süße Else, ein kleines Kamel und die Militärtrachten der bayerischen Armee findest, die ebenso gekleidet sind wie die Griechen. Ich habe mich vergebens in Athen bemüht, welche zu kaufen. Sie existieren nicht. Halte sie bei meiner Ankunft bereit, da ich sie den Kindern versprochen habe. Ich bringe Euch 20 Pfd. Honig vom Hymettos mit in einer steinernen Kruke, wohl verpackt in einem Korb. Ich denke, es soll Euch gut munden. — Dir, meine gute Else, bringe ich nach Deinem Wunsch nichts mit. Du mußt schon mit mir pure zufrieden sein. S o n n t a g , 2 Uhr nachmittags, im Hafen der Insel Zante. Heute Nacht 4 Uhr verließen wir bei stillem Wetter Patras, bei Anbruch des Tages ankerten wir bei Missolunghi. Das Meer ist hier so seicht, daß die Dampfschiffe $1^1/_2$ bis 2 Stunden vor der Stadt ankern müssen, der Wind war indessen stark geworden und die Ausschiffung der Passagiere und Güter hatte seine großen Schwierigkeiten. Endlich waren sie dann in die Boote gebracht und ein günstiger Wind entfernte

sie schnell von unserem Schiffe. In Missolunghi ist Lord Byron gestorben. Die Gegend scheint schön zu sein, soviel ich bei der bedeckten Luft schließen konnte. Von hier ging es nun ins offene Meer, das schaurig genug aussah, vom Sturm gezauste schwarze Regenwolken lagerten sich aufs Meer, das hellgrün mit großen weißen Schaumköpfen unheimlich gegen die dunkle Luft abstach. Dazu hatten wir jetzt Gegenwind und noch schweren Kampf mit Wind und Wogen. Deshalb warfen wir bei Zante Anker. In der Hufeisenform des Hafens, vom Winde geschützt, schreibe ich Dir, meine geliebte Else, diese Zeilen. Der Regen gießt schon seit drei bis vier Stunden. So viel ich feststellen kann, muß die Insel sehr malerisch sein; sie scheint vortrefflich bebaut. Eben wird uns mitgeteilt, daß wir des schlechten Wetters wegen bis Mitternacht hier liegen bleiben müssen. Es ist zweieinhalb Uhr und fast dunkle Nacht. Die Seekrankheit hat schrecklich gewütet! Auf dem Deck, wo die armen Leute massenhaft zusammenliegen, sieht es grausig aus. Ich bin merkwürdigerweise nicht krank geworden. Dem Wetter zum Trotz werde ich doch in Korfu bleiben. E i n e Zeichnung zu machen, wird mir doch wohl gelingen. Ich werde dann mit einem sehr großen Schiff, das die Wellen nicht beherrschen können, und welches am 19. abends abgeht, die Reise nach Triest machen und demnach den 22. bis 23. bei Euch sein. Sei so gut und schreibe mir gleich poste restante nach Triest. Meinen nächsten Brief bringe ich Dir selbst. Es regnet schauderhaft, mein deutschsprechender Engländer ist krank, mit einem der andern habe ich eben zwei Partien Schach gespielt. Die Kapitäne schlafen, und so ist es entsetzlich langweilig und dazu kommt noch, daß es so stockfinster ist, daß wir wahrscheinlich bis morgen früh liegen bleiben müssen. Es ist heute Neumond. M o n t a g , abends 8 Uhr. Heute morgen 1 Uhr gingen wir in Zante ab und erreichten um 6 Uhr Kephalonia, um 9 Uhr bei sehr bewegtem Meer und starkem Regen St. Maura. Das Schiff schaukelte entsetzlich und der Zustand der Passagiere war mit ganz wenigen Ausnahmen schaurig: ein beständiges Brüllen und Stöhnen. Mir war auch hundsschlecht,

wenn ich auch nicht zum Brechen kam. Um 4 Uhr liefen wir von St. Maura aus, um nach Prevosa in Epirus, einer türkischen Stadt, zu gehen, aber schlechtes Wetter und Dunkelheit zwangen uns, wieder nach St. Maura zurückzukehren, wo wir jetzt wieder ankern. Ich schließe diesen Brief hier, um ihn gleich in Korfu abgeben zu können. Nur fürchte ich, daß wir zu spät kommen und das direkte Schiff nicht mehr treffen, und dann bekommst Du leider diesen Brief wieder mehrere Tage später, was mir sehr, sehr leid tut. Aber ich kann es natürlich nicht ändern. Morgen nachmittag, also $1^1/_2$ Tag später, erreichen wir Korfu. An Gefahr darfst Du bei dieser Seefahrt nicht denken, sie ist nur unangenehm und langweilig. Die jonischen Inseln scheinen sehr schön zu sein. Ich möchte wohl einen Sommer dort Studien machen, aber nicht im Winter, da haben die Leute mir Unsinn geraten. Ich werde mich freuen, in Triest wieder festen Boden unter mir zu haben und in meinem guten Bett in Wien mich nach dieser Tour weidlich ausruhen. Von Korfu geht ein großes Schiff direkt nach Triest und da ist es ein Spaß. Auf frohes Wiedersehen! Montag, den 7." —

Es war hier wohl ein wenig ermüdend, immer wieder von Wind und Wetter und von den alltäglichen Mühen des Künstlerlebens zu lesen ; ermüdend, aber gewiß nicht ohne Nutzen, wenn es uns zu geistigen Teilnehmern an dem schweren Kampfe gemacht hat.

Moderne Kunstjünger, die weder zeichnen noch malen können und im Caféhaus beim Zigarettendunst auf künstlerische Inspiratationen warten, mögen sich diesen Arbeitsheroismus anschauen. Das ist wirklich ein „Ernst, den keine Mühe bleichet!"

Eine gleiche Reihe von Tagebuch-Briefen schrieb unsere Mutter an den Vater nach Griechenland. Sie zeigt sich darin in ihrer ganzen Seelengröße, stets liebevoll, tröstend, ermunternd, dankbar, zufrieden, ja — glücklich. Ihre Berichte über die Kinder sind herzerquickend:

„Glücklich, selig macht es mich, daß unsere Jungen so gefallen. Sie gefallen mir auch so ungemein. Heute mittag aßen wir Griessuppe. Memo frug: „Mama erlaubst Du mir, daß ich mir etwas

braunen Farinzucker holen darf?" Immer ist er freundlich, immer dankbar, stets der gute Sohn, der liebevollste Bruder! Wie er Else die Nacht Halsumschläge machte, hatte er unaufhörlich für sie so liebevolle Worte: „Mein süßes Kind, mein kleines Töchterchen" etc. Aber Otto war ebenso herzlich. — Memo ist ein lieber Junge, voller Güte und Folgsamkeit. Ich gab ihm heute zum Schulbeginn 30 Kr. Er sagte: „Mama, das ist aber zuviel! Ich habe mit der Hälfte auch genug. Behalte es nur, Mama! Und wenn Du an den Vormittagen hungrig bist, so kaufe Dir etwas." Er küßte mich, war ganz rot und sagte: „Ich werde schon nichts Unnützes ausgeben."

So schreibt sie über den Stiefsohn! Dieser kam später einmal aus der Schule und fragte: „Mama, ist es wahr, daß Du meine Schwiegermutter bist?" Dazu stimmt ein Bettgespräch späterer Jahre zwischen der kleinen Else und dem Jüngsten, Hans. Dieser fragt: „Else, wer ist eigentlich der Vater von Memo?" — „Na, unser Papa doch!" — „So, ich dachte, er wär unser Stiefkind." Er hat nichts an Liebe entbehren müssen, war freilich auch ein herrlicher Mensch von klein auf. Ich habe ihm auf sein Grab in Graz die Inschrift setzen dürfen:

„Ein Quell der Weisheit und der Güte,
Der unerschöpft aus seiner Fülle gab."

Und wer ihn kannte, der stimmt dem zu.

Doch zurück zu Mutters Briefen!

„Fritz fragt, ob Papa schon 1000 Griechen tot geschossen hat. Er bittet sehr, Du sollst ihm ein Kamel mitbringen: es braucht gar nicht groß zu sein. — Fritzchen geht zur Schule, tut es aber höchst ungern . . . Ich glaube, ich gebe die Sache auf. Er sieht sehr blaß und kläglich aus. — Cornelius wünscht sich griechische Bilderbogen mit Soldaten, damit er sieht, was sie für Uniformen haben. Auch er arbeitet für die Schule sehr ungern, ist aber keinen Augenblick ohne Beschäftigung. Meinen kleinen Gold-Hans habe ich jetzt in Pflege: das Mädchen hatte ihn zu sehr verwöhnt."

Auch sonst sind die Briefe voller Gehalt und Leben und geben schöne Einblicke in das gesellige Wien vor 50 Jahren:

„Prof. Brücke bat mich für seine Frau um mein Rezept, so heiter zu sein. Die Leute haben es alle zu gut. Sie kennen gar keine Sorgen und sind deshalb blasiert."

Mit diesen klugen Worten will ich schließen.

1859

Wo viele Kinder sind, da fehlt es auch nie an Aufregungen. Im März des Jahres 1859 erkrankte in Wien der erst $1^1/_2$ jährige Hans an einem schweren Typhus. Ärztlicher Berater war in unserem Hause damals mein Pate, der bedeutende Physiologe Ernst Brücke. An meiner Wand hängt ein prachtvoller Stich seines derben charaktervollen Germanenkopfes von der Hand des bedeutenden Kupferstechers Louis Jacoby, der erst in Wien, dann in Berlin lebte. Es trägt die Widmung: „Möge dieses Blatt Ihnen stets eine freundliche Erinnerung an Ihren alten Paten bleiben, Wien, den 22. Juni 1887." Brücke hatte in ärztlichen Fragen auf unseren Vater großen Einfluß, und wenn es zu Streitfragen kam, so meinte Vater mit einem Ausspruch Brückes alle Zweifel niederschlagen zu können. Brücke war allerdings auch ein außerordentlich gescheiter und vielseitiger Gelehrter von weitestem Blick. Ich habe später seine Sprachforschungen mit großem Nutzen studiert. Er selbst hatte meines Wissens nur einen, sehr kränklichen Sohn. Auf die Frage, wohin er zur Sommerfrische ginge, antwortete er meinem Vater: „Sie können sich mit Ihrer Familie eine Sommerfrische leisten; ich darf das mit meinem Kinde nicht riskieren." Er meinte nämlich, daß sich die Menschen in der Sommerfrische viel mehr Gefahren für ihre Gesundheit aussetzen, als wenn sie zu Hause bleiben. Er warnte auch vor allen übertriebenen Abhärtungen der Kinder und meinte, sie wären im Winter im gutgelüfteten Zimmer besser aufgehoben als auf der nassen Straße. Er hat später eine kleine populäre Schrift verwandten Inhaltes herausgegeben, die viele kluge Lebenserfahrungen in sich schließt.

Kaum war das typhuskranke Kind genesen, so legte sich im

Mai und Juni die ganze Kindergesellschaft, mit Ausnahme des Ältesten, an Masern nieder.

Am 16. August verließ dann die ganze Familie Wien. Meine Mutter hielt sich mit den Kindern erst mehrere Wochen im Bade Kösen auf, während der Vater weiter auf Geschäftsreisen ging.

Er erzählt von seiner Reise und seiner letzten Tätigkeit in Wien in vielen Briefen. Zuerst gings natürlich nach Nischwitz, wo „herrliche Tage verlebt" wurden, dann mit Freund „B ö" nach Dresden. Dort wurden die Galerien besucht und der Bildhauer E r n s t R i e t s c h e l — „er sieht furchtbar elend aus —, empfing mich aufs herzlichste. Wir gingen nach einigen Stunden fort, weil ihn das Sprechen zu sehr angriff . . . Abends mit Bö im Theater. ‚Nur eine Seele' wurde recht gut gegeben. Von dort gingen wir in eine Kneipe, um mit Prof. H a e h n e l und Prof. von — ja, nun fällt mir der Name nicht ein, obgleich wir alte Bekannte sind — zusammen zu treffen. Um 1 Uhr nachts mit der Bahn weiter nach Reitz (in Mähren) zu Altgraf Salm-Reifferscheid, wo ich Montags 1/2 3 Uhr eintraf. Man wartete mit dem Diner: tüchtig ausgehungert, ließ ich es mir köstlich munden. Die Fürstin L i e c h t e n s t e i n und die Prinzeß waren zu Gast bei Salms. Die Aufnahme war so herzlich, das Bestreben, mir den Aufenthalt angenehm zu machen, zu verlängern, so liebenswürdig, wie ich es selten gefunden habe. Es hielt schwer, mich gestern Mittag frei zu machen. In Reitz bei Altgraf Salm sah ich eine bedeutende Wirtschaft; bei den Gewerken allein 4000 Arbeiter und 100 Beamte."

Von Wien aus erwägt Vater, ob er auf die Einladung des G r o ß h e r z o g s v o n W e i m a r eingehen soll, der ihn durch Graf K a l c k r e u t h nach Weimar berufen ließ: „Wenn sich der Großherzog zu weiteren Konzessionen versteht, bleibt es in unserer Macht, uns zu entscheiden! . . . Ich lebe hier eine rechte Junggesellenwirtschaft, ‚rein und klein ist meine Hütte'."

18. September: „Von unseren Freunden sind fast alle noch auf dem Lande, L e i s c h i n g war bei mir, B r ü c k e s kommen zum 20. . . . H e b b e l war den Tag vor mir in Leipzig, B r o c k h a u s

sagte es mir. Er ging nach Weimar, ist jetzt aber wieder hier. Ich war bei ihm, traf aber nur seine Frau. Sie wohnen schon in der neuen Wohnung, dem Kunstverein gegenüber. Vorgestern abend ging ich mit den Förster schen Söhnen in den Roten Igel. Förster ist in Brünn. Nach Beckers Aussage sehen meine Bilder im Kunstverein außerordentlich gut aus. Verschiedene Blätter sollen sie auch als das Beste der Ausstellung gerühmt haben. Ich habe das Bild von Delphi noch einmal vorgenommen. Es macht sich im Rahmen ganz gut und heute gehen die Möbel ab. Gestern haben wir den ganzen Tag gepackt." (20. September.) —

„Jahreseinnahme (ca. 9600 fl.) übersteigt um 2400 fl. die bis dahin beste Jahreseinnahme. Gestern Brückes und Hebbels Karten bei mir gefunden. Heute mehrere Griechen bei mir, außer sich über meine griechischen Bilder." (23. September.) — Wien, den 28. September 1859. „Heute vormittag war Rahl bei mir, um meine Bilder anzusehen. Ich hatte ihn gestern abend bei Hebbel getroffen. Er fand, daß meine griechischen Bilder durchaus das Beste seien, was er von mir gesehen hat, und wußte sie nicht genug zu loben und das in jeder Richtung: Farbe, Zeichnung, Erfindung, Beleuchtung etc. Er müsse es mir danken, daß er endlich einmal an Sinas schreiben könne, daß sie Gutes erhalten und er werde gleich schreiben, und zwar mit denselben Worten, die er den Bildern gegenüber zu mir ausgesprochen habe. Bis jetzt habe er als ehrlicher Mann immer nur die Sachen tadeln können, die Sinas bekamen. Sie könnten leicht glauben, es sei Prinzip bei ihm, alles zu tadeln. Darum freue er sich, hier mit gutem Gewissen loben zu können. Seit Montag male ich wieder, und es geht rasch vorwärts. Seit ich den Pinsel wieder in der Hand halte, ist mir auch viel beruhigter zu Mute. Vorgestern Abend war ich bei Brücke, traf dort Prof. Ludwig und den Berliner Physiologen Dubois." — —

In einem Briefe des 4. November erzählt Vater allerlei über die bevorstehende Schillerfeier. Es hat sich eine Komitee gebildet: Fürst Czartoryski, Moritz Gerold, Friedrich

Kaiser, Kuranda, Laube, Mosenthal, Prechtler, Rick, Stache und Graf Thun. Dieser hat Künstler vorzuschlagen. Er schlug unter den ersten mich vor. Das Fest wird äußerst brillant werden. Den Toast auf Schiller hat Grillparzer verfaßt (8. November). „Heute abend Fackelzug und alles in freudiger Erregung. Gestern abend war die Festvorstellung im Theater an der Wien: Gesang, Deklamationen, Orchester-Musik, lebende Bilder und eine große Festrede von Dr. Schuselka, in der manches gesagt wurde, was lange in Wien nicht gehört wurde . . . Sehr gehobene Stimmung! Ich sah den Fackelzug von Figdors Fenster aus, 5000 Fackeln, großartiger Eindruck! Donnerstag war Schiller-Diner bei Todeskos, sehr brillant. Heute abend großes Schiller-Bankett im Sophienbad, — Hansen, Förster und Rahl sind wieder zurück. Beide sagen mir, daß diesen Augenblick von Sina keine Bestellungen zu erwarten seien: Er habe gerade erst 300 000 fl. für Kunst und Ausschmückung der Paläste in Venedig und Wien ausgegeben und sei deshalb sehr schlecht auf die Kunst zu sprechen.

Wie die Schillerfeier eine Demonstration gegen Deutschland sein soll, begreife ich eigentlich nicht, wohl aber, daß sie hier jetzt, wo sie Deutschland nur zu gut gebrauchen, mit Ostentation deutsche Gesinnung an den Tag legen wollen, um Preußen womöglich zu beschämen und sich etwas weniger unmöglich zu machen. Das Volk weiß viel, was uns Schiller bedeutet. Nun, Du kennst sie ja! Hebbel kommt nicht zum Bankett, sondern feiert, wie ich allgemein höre, an demselben Abend den Schillertag durch ein Bankett in seinem Hause. Er ist natürlich gegen alles und jedes der Schillerfeier und macht deshalb viel von sich reden."

Auch im November finden wir den Vater noch in Wien. Er folgt erst im Dezember seiner Familie nach Gotha. Das war also ein Jahr voll Unruhen und Wirren.

Der Abschied von Wien war unserer Mutter sehr schwer geworden. Sie hatte dort viele Freundschaften geschlossen und sich in den fröhlichen Großstadtton der Gesellschaft und die herrliche

Natur eben erst eingelebt. Sie gab den schönen sicheren Besitz für eine ungewisse Zukunft auf. Aber hier wie immer ordnete sie ihre Empfindungen schweigend der Pflicht unter, wie sie überhaupt von einer beispiellosen Selbstlosigkeit war und ihren Beruf darin fand, ganz im Dienste für Gatten und Kinder aufzugehen. Niemals hat sie auf eigene Wünsche und Forderungen gedrängt, ja sie nicht einmal auszusprechen gewagt. Auch ihr Dienst war ein stilles Heldentum, und mein Vater sowohl wie die zahlreichen Bekannten und Freunde, die in unserem Hause verkehrten, haben es stets bekannt, daß sie und nur sie imstande war, durch Fleiß, Umsicht, Selbstlosigkeit, Sparsamkeit und Lebensmut dem schwer kämpfenden Manne eine beglückende Häuslichkeit zu schaffen. In den Briefen kommen solche Gedanken oft zum Ausdruck. Ich habe sie absichtlich im Geiste meiner bescheidenen Mutter zurückgehalten, da sie — echt weiblich — nicht gern von sich reden machte.

Weshalb aber die mühevolle und kostspielige Übersiedlung von Wien nach Gotha?

Mein Vater stellte die Gründe im Alter dar wie folgt:

„Ich hatte schon immer, wenn uns Norddeutsche, namentlich solche aus einer Mittelstadt mit gutem Gymnasium, besuchten, nachgefragt, ob sie uns nicht ein Haus vorschlagen könnten, in dem außer der Wohnung ein gutes Atelier für mich vorhanden sei.

Ein solches wurde mir von Weimar aus angetragen, und da meine Frau mit den Kindern allen gerade in Kösen war, entschloß ich mich, hinzureisen, um mit ihr das Haus anzusehen. Dort empfing ich einen Brief, über Wien gesandt, vom Archivrat Bube in Gotha*), der anfragte, ob ich ihnen das Bild auf ihrer Ausstellung für 350 Taler überlassen wolle. Ich wußte nicht, welches Bild es war, da ich drei Bilder an den Kunsthändler Sachse in Berlin geschickt hatte,

*) Das ist der thüringische Dichter Adolph Bube (geb. 1802 in Gotha), von dem alte Literatur-Geschichten, so Heinrich Kurz (Bd. IV, S. 92), berichten und Leseproben geben: ein feinsinniger Mann, liebenswürdig im Verkehr, heute wohl schon ganz vergessen.

mit der Bitte, sie auf Ausstellungen zu senden. Ich beschloß deshalb, mit meiner Frau in Gotha selbst nachzusehen. In Weimar besahen wir das uns angebotene Haus: es lag schön in der Nähe des Parkes, entsprach aber unseren Anforderungen nicht. Da uns aber Weimar ein geeigneter Wohnplatz schien, suchten wir nach einer anderen Wohnung. An der Ecke des Karlsplatzes war eine, die für uns paßte, und wir waren im Begriff, sie zu mieten, da fiel mir ein, es sei besser, den Abschluß bis auf unsere Zurückkunft von Gotha zu verschieben.

Bei schönem Wetter und herrlichem Sonnenuntergang langten wir in Gotha an und meine Frau sagte: „Hier gefällt es mir aber viel besser als in Weimar, dort war es so öde und still, selbst die Hunde kamen mir eingeschüchtert vor."

Den Abend verbrachten wir sehr heiter beim Maler Hofrat Jacobs, einem Freunde von Rom her*). Er und seine Frau redeten uns eifrig zu, nach Gotha zu ziehen. Am nächsten Morgen ging ich zur Ausstellung. Sie war noch geschlossen. Ein Herr wartete ebenfalls auf die Eröffnung. Wir kamen ins Gespräch. Ich fragte ihn, ob der Archivrat Bube hier in der Nähe wohne. — „Der bin ich selbst." Als ich ihm meinen Namen nannte, war er sehr erfreut und fragte, ob ich ihm das Bild überlassen würde. Im selben Augenblick wurde die Türe geöffnet, und ich sah direkt auf mein Bild: „Guardagna-Tal bei Palermo" und konnte zustimmen, denn bei dem damaligen niederen Stand der Gulden bot man mir mehr als die 600 fl., die ich dafür angesetzt hatte. Das Bild hat Oberhofprediger Carl Schwarz in Gotha gewonnen. Er ist längst tot, und seine Frau hat es im Testament meinen Kindern vermacht, wie sie mir sagte. Als ich ihm mitteilte, daß wir Lust hätten, nach Gotha zu übersiedeln, war er höchst erfreut und meinte: „Nun lasse ich Sie gar nicht mehr aus! Fahren Sie nur gleich mit mir, ich weiß eine passende Wohnung für Sie."

*) Der in seiner Gothaer Abgeschiedenheit schöne Orientalinnen in biblischen Stoffen malte und bei Engländern in höherem Ansehen stand, als in Deutschland.

Diese haben wir denn auch gemietet. Sie wurde noch bewohnt von Staatsrat Brückner, der sich ein eigenes Haus gebaut hatte. Die Wohnung lag in der Gartenstraße an einem freien Platze.

Ich fuhr nach Wien zurück, um unsere dortige Wohnung aufzulösen und die Möbel nach Gotha zu senden. So bald sie dort eingetroffen waren, fuhr meine Frau mit den Kindern auch hin. Aber kaum war sie eingezogen, als ihr auch schon gekündigt wurde. Mein späterer lieber Freund Oberhofprediger Schwarz hatte sie auf drei Jahre vom Hauswirt gemietet. Staatsrat Brückner, der sie nur noch ein halbes Jahr zur Verfügung hatte, wollte sich diese Zeit noch zunutze machen.

Wie ich das hörte, war mir die ganze Freudigkeit für die Übersiedlung genommen, stand uns doch in kurzer Zeit ein neuer Umzug bevor.

Auf der Rückreise nach Wien hatte mich ein Brief von Frau v. Ritzenberg in Nischwitz erreicht. Im Namen des Großherzogs von Weimar schrieb mir sein Kammerherr, der Landschaftsmaler Graf Kalckreuth von Helgoland aus, daß der Großherzog mich in freundlichster Weise auffordere, meine Absicht, nach Weimar zu ziehen, zu verwirklichen. Er stelle mir ein passendes Atelier zur Verfügung. Da ich ängstlich war, in Abhängigkeit zu geraten, so lehnte ich das gütige Anerbieten unter dem Vorwande ab, daß ich in Gotha bereits gemietet habe. Sobald ich in Gotha angekommen war, fingen wir an, eine andere Wohnung zu suchen. Es war aber keine zu finden, in der ich ein gutes Atelier haben konnte. So entschloß ich mich dann, dem Großherzog meine Aufwartung zu machen und, falls er mir jetzt noch ein Atelier anbieten sollte, den schweren Entschluß zu fassen, nach Weimar zu übersiedeln; eine passende Wohnung würden wir dort immer leicht finden.

Der Großherzog empfing mich sogleich, war zuerst etwas zurückhaltend — wohl eine Folge, daß ich sein früheres Anerbieten abgelehnt hatte —, wurde aber immer freundlicher und wohlwollender. Er zeigte mir die Aquarelle Moritz von Schwinds „Die sieben

Raben", und als ich nach stundenlanger Unterhaltung mich endlich verabschieden wollte, sagte er lächelnd: „Nun, Sie sind wohl immer noch durch Ihre Wohnung an Gotha gefesselt?"

Ich konnte nur entgegnen, daß es jetzt sogar nicht der Fall sei, meine Wohnung wäre mir sofort wieder gekündigt worden und bis jetzt hätte ich noch keine passende, in der sich ein Atelier einrichten lasse, auftreiben können.

„Warum kommen Sie denn nicht zu uns? Gefallen wir Ihnen nicht? Ein sehr gutes, neu erbautes Atelier stände für Sie bereit. Sehen Sie es sich doch an!"

Ich dankte dem Großherzog für sein gütiges Anerbieten, bat mir nur einige Tage Bedenkzeit aus und verließ das Schloß. Ich ging dann zum Grafen Kalkreuth, um mit ihm die Sache zu besprechen. Dieser erzählte mir, daß das bewußte Atelier schon dem Maler Schmidson (ausgezeichneter Pferdemaler, starb jung in Wien) versprochen sei, der von Berlin nach Weimar kommen wolle. Der Großherzog müsse das vergessen haben. Ich reiste zurück nach Gotha und schrieb dem Großherzog, daß ich sein Anerbieten dankend annähme, da mir aber Graf Kalkreuth mitgeteilt habe, daß das besagte Atelier schon versprochen sei, so müßte ich die Bedingung machen, daß zum April ein anderes für mich zur Verfügung stände. Noch war das Mädchen, welches den Brief zur Post brachte, nicht zurück, als ein Lakei erschien, um mich mit meiner Frau zur Tafel zum Herzog Ernst von Koburg-Gotha zu laden.

Nach dem Speisen sagte der Herzog: „Gurlitt, kommen Sie doch mit mir! Ich will Ihnen einige sehr schöne Aquarelle zeigen!" Auf dem langen Gang vor mir hergehend, drehte er sich zu mir um und sagte: „Wie sind Sie eigentlich darauf verfallen, in dies langweilige Nest zu ziehen?"

Ich erwiderte, daß ich es gar nicht langweilig fände und es sehr bedauere, Gotha verlassen zu müssen, weil ich kein Atelier finden könnte. Ich hätte deshalb gerade heute den wiederholten Antrag des Großherzogs angenommen, nach Weimar zu ziehen, wo er mir ein schönes Atelier zur Verfügung stelle.

Vom Ansehen der Aquarelle war nun keine Rede mehr. Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr der Herzog herum und eiferte gegen mich: „Das ist schlecht von Ihnen, das hätten Sie mir sagen müssen! Ich lasse Ihnen ein Atelier mitten auf dem Markt bauen! Ich schicke Ihnen morgen meinen Architekten, den können Sie sagen, wie und wo Sie es haben wollen. Ich lasse Sie nicht fort. Gehen Sie nicht nach Weimar! Erst hat es der Großherzog mit der Musik, jetzt möchte er es mit der Malerei treiben. Noch heute schicke ich den Hofbaumeister Scherzer nach Weimar, damit er sieht, wie das Atelier sein soll. Nehmen Sie das Schloß Siebleben! Da finden Sie ein Atelier und in dem schönen Park reichlich Raum zum Spielen für Ihre Kinder." Dann zur Herzogin gewandt: „Sprich Du mit der Frau! Frauen können so etwas rückgängig machen!"

Als ich endlich zu Wort kommen konnte, sagte ich, daß ich ganz überrascht sei, zu hören, Hoheit wünsche, mich in Gotha zu halten; ich sei nicht eitel genug gewesen, zu glauben, daß ihn meine Wohnungsnöte interessieren würden, hätte ihn damit auch nicht belästigen wollen. Das Gegenteil zu erfahren, sei mir im höchsten Grade schmeichelhaft. Da ich aber eben heute dem Großherzog mein Wort gegeben hätte, so könne ich doch in keinem Falle zurücktreten, so leid es mir sei, Gotha verlassen zu müssen.

Aber der Herzog fuhr in derselben Weise fort und schilderte mir namentlich die Annehmlichkeiten Sieblebens. Wohl eine Stunde dauerte das erregte Gespräch, während welchem die Hofleute und Gäste stehen mußten, weil es die Herrschaften selbst taten. Die alte Staatsdame, Frau von Wangenheim bat meine Frau endlich, sich vor sie zu stellen, da sie sich setzen müsse.

Beim Fortgehen sagte ich dem Herzog, welche Bedingung ich an mein Kommen nach Weimar geknüpft hätte. Wenn diese nicht erfüllt werden könnten, dann ließe sich über mein Bleiben in Gotha weiter sprechen.

Nach wenigen Tagen kam die Antwort vom Grafen Kalkreuth, er habe Recht gehabt, das bewußte Atelier sei Schmidtson bereits zugesagt, ein neues solle für mich gebaut werden, das ich aber erst

im Juli würde beziehen können. Nun konnte ich, ohne wortbrüchig zu werden, zurücktreten.

Indessen war meine Frau gleich nach dem Diner beim Herzog ernstlich erkrankt, und ich in so großer Besorgnis um sie, daß ich unserer Wohnungsnot gar nicht gedachte. Da ließ der Herzog Ernst mich wieder zu sich rufen, kam mir bis auf die Treppe mit ausgestreckten Händen entgegen und sagte: „Ich lasse Sie nicht fort von hier, machen Sie mir Vorschläge für Ihr Bleiben!"

Ich aber antwortete: „Ich bleibe, da in Weimar meine gestellte Bedingung nicht erfüllt werden kann."

„Nun, das freut mich! Und Ihre Vorschläge?"

„Ich mache keine, sondern akzeptiere das Anerbieten Ew. Hoheit, nehme das Schloß Siebleben, und Sie lassen mir für den Winter ein Atelier in der Stadt bauen, aber, damit kein Mißverständnis entstehen kann, es ist doch so gemeint, daß, so lange ich das Schloß bewohne, ich der Herr desselben bin?"

„Ganz, wie ich es mir gedacht habe!" sagte der Herzog. „Und nun kommen Sie, eine Zigarre mit mir zu rauchen!"

VI

GOTHA, HOLSTEIN, DRESDEN

1859–1876

1860
Schloß
Siebleben

Am 26. März 1860 bezogen wir Schloß Siebleben bei Gotha. Ich könnte jetzt alle Briefe und Aufzeichnungen meiner Eltern beiseite legen; denn von da ab treten meine eigenen Erinnerungen klar hervor. Die Wagenfahrt, erst auf der mit hohen Pappeln bestandenen Landstraße, dann rechts ausbiegend in die alte Kastanien-Allee, die Einfahrt durch das stattliche Portal auf den freien Schloßplatz — rechts Obst- und Gemüsegärten — seligsten Angedenkens! — links das Schloß, etwa um 1750 gebaut, biedermeierisch mit Doppeldach von roten Ziegeln, Aufstieg auf die Steintreppe, Eintritt in die schattige „dröhnende Vorhalle" und das Wunder der vielen großen Zimmer. Vom Hinterbalkon aus der herrliche Blick über den nahen Teich, auf die jenseitigen alten Bäume, zum Walde verdichtet. Ferner der derbe stumpfe Turm der Ortskirche, dessen Glocken herübertönen. Und wir Kinder unumschränkte Herren in diesem Reiche! Es wäre ein Buch für sich, wollte ich die Freuden dieses Aufenthalts überzeugend darstellen. Ich nenne nur die Stichworte: Raum zum Überfluß, daher Ansammlung von allerlei Getier: Ziegenböcke im Gespann, Kaninchen, Eichhörnchen, Meerschweinchen, Hamster, Uhu, Turmfalke, Hühner, Enten, Volière im Speisezimmer mit etwa 50 Singvögeln. Steter Freund und Gefährte der Dachshund „Waldmann". Und nun die Spiele! Räuber und Gendarm, Indianer, Fischen, Schwimmen, Drachen-Steigenlassen, Schießen mit Armbrust und Blasrohr, Obsternte mit den Kindern der Bauern, auf dem Felde Ähren lesen („Stoppeln"), im Zimmer Theatermalerei und Papperei, Zeichnen, Tischlerei (eigene Hobelbank), Billardspiel, Musizieren auf dem Klavier, Laubsägearbeit, Raupenzucht und was nicht sonst noch alles.

Unseren Vater sehe ich noch mitten in diesem Trubel.

Wenn wir es auf dem Dache des Remisebaues zu toll trieben, dann zeigte er sich mit dem Malstock drohend oben am Eckfenster. Zu Mittag trat er auf den Balkon und zerschnitt die Luft durch seinen schrillen Pfiff, den ihm kein Sohn nachmachen konnte. Dann ertönte zur Antwort aus allen Windrichtungen des weiten

Parkes unser „Ja, ja!“ herüber und wenige Minuten darauf saßen alle neun zusammen am Eßtisch. Und dann wurde tüchtig eingehauen. Mäkelei wurde nicht geduldet, was auf den Tisch kam, mußte gegessen werden. Die Reste kamen abends wieder. Nur Hans, das Nestküken, hatte ein Privileg: „tleine Tinder essen tein emüse.“ Sonderbar, auch das Stimme der Natur. Als ich 20 Jahre später meinen Vater fragte, weshalb er allein gegen Hans so nachsichtig war, antwortet er: „Jetzt darf ich Dir's sagen. Ich habe nämlich als Kind auch kein Gemüse essen können und bin dazu auch nicht gezwungen worden.“ Später wurde er in dem Grade Gemüsefreund, daß er sogar für den Vegetarismus eiferte.

Der Aufenthalt in Siebleben war im Winter nicht aufrecht zu erhalten, seitdem die größeren Knaben das Gymnasium in Gotha besuchten. Einmal kam Memo bei fürchterlichem Schneewehen sehr spät und mit erfrorenen Ohren heim. Sie hingen ihm tröpfelnd wie erfrorene Gurken am Kopfe. In der Not war der Arzt aus Gotha nicht zu erreichen, wenn der Schnee bis einen Meter hoch lag und eisiger Wind vom Inselberg herüber blies. Es wurde deshalb eine Winterwohnung in Gotha in der Schönen Allee gegenüber der Gasanstalt genommen, am Ende der tatsächlich sehr schönen Allee. Da wars für uns Kinder auch sehr hübsch: nette Mädchen im Hause und in der Nachbarschaft. Eugenie mit den dicken Goldzöpfen, die Käthe, schöne Klara, gegenüber die brünette, schnippische Berta. Ich sehe sie noch alle vor mir. Im Sommer gings dann immer wieder nach Siebleben. Zur Schule hatten wir von da $^3/_4$ Stunden Weg. Wir gingen durch wogende Kornfelder und lauschten dem Morgengesang der Lerchen. Es war oft berauschend schön. Und abends zur Heimkehr lockten die reifen Äpfel, Birnen, Pflaumen und Stachelbeeren. Dann waren wir meist im Freien. Vater ließ den Drachen steigen oder erzählte uns lustige Dinge aus seiner Kindheit und von seinen Reisen, oder es kamen Gäste: so öfters ein großer blonder Mann, eckig von Körper und Gesicht, der mit Vater, der klein und rundlich war, im Schatten der großen Kastanien-Allee auf und ab pendelte. Das war Gustav Frey-

t a g. Oder eine Hofequipage fuhr vor und mit hastigen Schritten kam H e r z o g E r n s t die Treppen hinauf ins Atelier, um schnell einmal zu sehen, was es Neues auf der Staffelei gab. Meinen Vater freuten stets diese Besuche, weil der Herzog ein sehr schnelles und sicheres, feines Kunsturteil hatte. „Er ist mein bester Kritiker in ganz Gotha," pflegte mein Vater zu sagen. Der Herzog schätzte meines Vaters Kunst sehr hoch und hatte stets Worte der Anerkennung für ihn und eine scherzende, liebenswürdig frische Art. Dafür nur einen urkundlichen Beweis. Ich finde einen Brief meiner Mutter aus Siebleben; darin heißt es: „— Während Cornelius, Fritz und Lulle (c'st moi) heute die Ausstellung in Gotha besuchten, kam der Herzog mit einigen Herren. Er freute sich sehr, Deine Bilder zu sehen, fand sie sehr hübsch, und Herr Archivrat B u b e sollte Dich fragen, ob das Bild mit der Mühle nicht für ihn käuflich sei, und wie hoch der Preis dafür wäre. Dann wollte er seine Akropolis mit der, die auf der Ausstellung ist, vertauschen und wieviel er dann nachzahlen sollte. Er fand, daß diese Akropolis mehr ein Galeriebild sei als das seinige. Was und wie denkst Du darüber, Geliebter? Eben las ich Cornelius diese wenigen Worte vor und fragte, ob er noch etwas über den Herzog zu melden wisse. Er bat mich noch hinzuzufügen, daß der Herzog laut gesagt hätte: „Gurlitts Bilder machen alle anderen tot," und daß er Deine Bilder im Katalog alle anstreichen ließ, die Mühle und die Akropolis, aber mit blauem Stifte. Zwei kleine Brüssler Bilder hat heute der Herzog noch gekauft. So wird mir das Glück zu Teil, Dir, mein lieber Louis, eine Freude zu bereiten, damit folgt zugleich die Bitte, nun auch das Leben etwas zu genießen und Dir sorglos manche Bequemlichkeit zu bieten. Arbeiten ist nicht die alleinige Aufgabe der Menschen, Du hast genug für die Familie getan, denke nun auch an Dich!" — —

1861—64 Studienreisen nach Schleswig-Holstein

Um sich immer wieder neu anzuregen im Verkehr mit seiner heimatlichen Natur, reiste unser Vater in den Jahren 1861—64 alljährlich nach Schleswig-Holstein. Er verband einmal damit den Zweck, für seine Professur in Kiel zu werben, sodann auch, Verkäufe seiner Bilder herbeizuführen.

Seine Abgeschiedenheit von der Kunst und von Kaufzentren erwies sich als Fehler. Der Künstler darf nicht im Verborgenen leben; er gehört ins große öffentliche Getriebe, damit er, den Pulsschlag seiner Zeit lebhaft mitempfindend, ihr Interpret werden kann. Es fehlte meinem Vater in Gotha die unmittelbare Anregung durch den Verkehr und den Wettbewerb mit gleichstrebenden Künstlern und bei seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit und Vorsorglichkeit in Geldfragen befielen ihn leicht trübe Gedanken. Es war ja auch kein Spaß, für neun Menschen die Zukunft sicher zu stellen. Seine Kunst mußte nach Brot gehen. Vater stand für sich allein: Er gehörte keiner Schule und Kunstclique an und hatte keine Presse, die ihm nahe stand und gefällig war. All dergleichen hielt er sich stolz vom Leibe, aber sein Stolz trieb ihn in die Vereinsamung.

Treue war ein Grundzug seines Lebens. Mit seinen alten Kunstgenossen in Hamburg blieb er stets in freundschaftlicher Beziehung, wenn auch der Briefwechsel oft lange schlief.

Diese Treue kam auch in seiner Heimatsliebe zum Ausdruck. Im Alter beklagte er sogar, daß er sich nicht ausschließlich auf auf die Darstellung seiner deutschen Heimat beschränkt habe und jeder Besuch seines engeren Vaterlandes Schleswig-Holstein steigerte seine Liebe zu Land und Leuten.

K a u f f m a n n war einer der besten Künstler, die Hamburg hervorgebracht hat, einer, der ohne Zweifel der damaligen Genremalerei Deutschlands weit voraus war, der nicht wie die Düsseldorfer und Münchner im Atelier ersonnene und zusammenkomponierte Genrebilder mit irgendeiner novellistischen Spitze malte, sondern in treuer, ungekünstelter Darstellung das Leben seines norddeutschen Landvolkes erfaßte und in die heimische Landschaft (Blankenese,Probstei, Ehstorf) wahr und sicher hineinstellte: Darin ein Genosse und Ebenbürtiger J a k o b G e n s l e r s. Dieser Kauffmann also schrieb am 14. Januar 1857 aus Hamburg nach Wien an meinen Vater, „seinen lieben Freund", wegen der Sendung seines Bildes „Winter" an den Wiener Kunstverein. Er möchte es aufs Geratewohl nicht expedieren. „Hier in unserem

Bei Lütjenburg (östl. Holstein), 1861. Bleistift auf gelbbraunem Papier. 57,8×28,2 cm.

Hamburg leben wir in unserem alten Stiefel weiter los. Werden wir Dich im Laufe des kommenden Sommers hier sehen? Das Heimatsgefühl pflegt Dich immer von Zeit zu Zeit in unsere Mitte zu führen, und ich freue mich jedesmal, Dich zu sehen . . .!" (Gurlittstr. 18, St. Georg).

Dieses Heimatsgefühl ruhte auch nicht eher, als bis es seine Befriedigung fand. Am liebsten wäre Vater ganz nach Kiel übergesiedelt, da das unausführbar war, so mussten fast alljährlich Studienreisen nach Schleswig-Holstein Ersatz schaffen.

Vom 6. August bis Ende November 1861 ist er in Flottbeck, Altona, Kiel, Haßberg, Stöfs, Eutin, Sierhagen und Neumühlen und nun liegen 16 Briefe von dort vor und daneben zwölf Zeichnungen, z. T. datiert aus Lütjenburg, Sorau, Haßberg, Stöfs und Blankenese — meist Buchen und Buchenwälder oder ein Bauernhaus im Grünen (Haßberg) und Schiffe mit Figuren beim Ufer von Blankensee.

Im Sommer 1862 befiel unsern Vater ein periodisches kaltes Fieber, das ihm lange hart zusetzte. Er nahm erst Station in Altona, um Mitte August nach Kiel und von da gleich aufs Land zu gehen, wo er wieder zu Kräften zu kommen hoffte. In Kiel hörte er, der einzige Grund, weshalb man ihn nicht dort haben wolle, wäre, daß er in einem Schloß des Herzogs Ernst wohne. Bald darauf aber schrieb er: „In Kiel glaubt man noch immer, meine Berufung dorthin durchzusetzen. Auch der Kurator, Graf Reventlow, sagt: „Wir wollen nur Sie, sonst lieber keinen!"

Am 16. August ist er in Ploen, von wo er nach dem Gute eines Herrn von Cronstern segelte; dort auf Nehmten fand er schöne Motive. „Der 78 jährige Herr v. C. hat stundenlang mir beim Zeichnen zugesehen und beim Nachhausegehen mir Schirm und Stuhl getragen. — — — Mir geht es gut und ich finde hier wundervolle Sachen. Hätte ich sie nur schon in der Mappe! Die Familie von Cronstern ist ungemein liebenswürdig und gut zu mir: ich könnte den ganzen Sommer hier bleiben." (D. 23. August): „Ich war fleißig und habe tüchtig sieben Stunden gezeichnet."

Anfang September kam unsere Mutter auf 14 Tage dem Vater nach, der immer wieder heftige Fieberanfälle bekam. Sie genoß auch die weitgehende Gastlichkeit auf Nehmten und in Wetterode bei Lütjenburg auf dem Gute einer Familie Schwerdtfeger. Von da ging Vater nach Eutin, vorbei am herrlichen Uklei- und Kellersee.

Er wurde zum Großherzog von Oldenburg befohlen, mit dem er eine halbe Stunde „sehr freundliche, eingehende Unterhaltung hatte"; worauf der Großherzog den Baron von Dalwigh beorderte, mit ihm die schönsten Punkte der Gegend aufzusuchen. Nach einer Fahrt von 3 Stunden kehrten sie zum Diner beim Großherzog zurück, wo sich auch Graf und Gräfin Plessen einfanden. Die Nacht nahm er Quartier in Siesebeck in einem höchst bescheidenen Kämmerchen, nahe dem schönen Ukleisee. „Der Herbst trat ein mit Nebeln und empfindlicher Kühle, aber die Gegend ist ganz außerordentlich anziehend und reich. Von vielen schönen Seen, von herrlichen Wäldern umgeben, bietet sie Stoff zu Bildern fürs ganze Leben. Der ganze Hof behandelte mich mit vieler Auszeichnung." Am 3. Oktober schreibt er aus Malente: „Morgen nach Sieshagen zu Plessens, von dort nach Kiel." Nach Altona zurückgekehrt, verkaufte er ein großes Bild von Stöfs für 385 Taler an Herrn Johannes Bauer. „Wir nehmen jetzt schon 1150 Taler mit ins neue Jahr hinüber. Wir wollen nur treu unsern Weg aushalten! So können wir wenigstens ohne Selbstvorwürfe einst abtreten." Ähnlich schrieb er schon am 15. November 1861: „Reichtum macht nicht glücklich. Ich habe kein Haus getroffen und in keiner Familie gelebt, die Neid in mir erregt hätte und mit keinem in der Welt möchte ich tauschen, wenn ich gesicherte Einnahme für die mäßigsten Lebensansprüche weiß."

Am 10. Oktober kam er in Neumühlen in das Donnersche Haus. Gleichzeitig traf der Maler W. von Kaulbach mit seinem Schwiegersohn, dem Maler August von Kreling, ein: „Kaulbachs Besuch schmeichelt Donners natürlich außerordentlich. Mir war lieb, daß er mich als alten Freund mit größter Herzlichkeit begrüßte, und daß ich gleich mit ihm in kordialem Ton verkehren konnte. Heute be-

sah er meine Zeichnungen und wußte des Rühmens und Lobens kein Ende, meinte sogar, es sei in München keiner, der so zeichne. Das machte auf Donners sichtlichen Eindruck . . . Besuche habe ich nur wenige gemacht, weil Kaulbach und Donners mich auch so sehr bitten, in den Tagen seines Hierseins, nicht von ihm zu gehen. Er reist übermorgen."

Wir können heute Kaulbachs Urteil in denselben Blättern nachprüfen, die in großem Format (58×87; 41×71; 35×54 etc.) die landschaftlichen Reize der Holsteinischen Schweiz (Kellersee, Diecksee, Panker und Ploen) festhalten. Sie sind das Reifste, was Vater mit dem Bleistift geschaffen hat. Er benutzt weicheren Stift und trägt die Flächen breiter auf, erzielt so eine mehr koloristische Wirkung, ohne deshalb das Detail zu vernachlässigen. Wohl unbewußt folgt er hierin dem ganzen Zug der Kunstentwicklung: vom rein zeichnerischen Vortrag zum mehr getönten, farbigen.

1863 Auch das folgende Jahr 1863 kehrte er im August in sein geliebtes Holstein zurück, zeichnete erst das Herrenhaus des Etatsrats Donner, Bredeneck, eine Vedute, wovon ein Ölbild in Altona im Donnerschen Haus zu sehen ist. Solche Veduten sind das Elend jedes rechtschaffenen Landschafters. So klagt mein Vater auch in seinem Briefe vom 2. Juli 1863: „Der Gegenstand meines Bildes hier in Bredeneck ist unter aller Kritik miserabel. Mit Not habe ich heute Vormittag eine Ansicht vom Herrenhause aus ziemlicher Entfernung gefunden, die sich hoffentlich zu einem Bilde wird gebrauchen lassen." Am 5. Juli macht er eine Meldung, die kunsthistorisch wertvoll sein dürfte. Bekanntlich hat man von Bendixen, dem Lehrer mehrerer bedeutender Hamburger Künstler, so gut wie gar keinen Kunstnachlaß. Nun höre man! „Gestern machte ich mit dem Förster der Donnerschen Güter (von Bredeneck aus) eine hübsche Fahrt nach der Rasdorfer Mühle — eine äußerst liebliche Landschaft und wohl wert, daß man eine Zeitlang dort zubringt! — Unterwegs besuchten wir einen Bauernhof, wo die Bäuerin Schwester meines alten Lehrers Bendixen ist. Es war mir ganz eigentümlich,

Arbeiten von B. hier an der Wand zu finden und alle die alten Erinnerungen wurden wieder wach."

Bald darauf traf er in Neumühlen bei Donners wieder mit Kaulbach und seinen beiden Töchtern zusammen. Am 11. Juli 1863 wurde die Photographie unseres Vaters aufgenommen, die das Titelblatt hier schmückt (51 jährig!). Gleichzeitig ließ er sich von einem Arzt, Dr. Trier, mit dem Endergebnis untersuchen: „Wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren." Darauf zeichnete und malte er Motive von dem Elbufer (Blankenese, Teufelsbrücke, Bauers Garten mit chinesischem Glockenturm) und fand daneben Zeit zu sehr anregender Geselligkeit in den Hamburg-Altonaer Patrizierhäusern, bei Senatorin Jenisch, wo der Großherzog von Mecklenburg ihm sehr Anerkennendes über seine Kunst sagte; bei Donners, zu denen er wieder ziehen mußte, solange Kaulbach dort Gast war, wo er mit Graf Plessen, damaligem Präsidenten der Holsteinischen Ständekammer und Herrn von Cronstern ein herzliches Wiedersehen hatte; bei Senator Godefroi, der ihm ganz besonders gefällt, bei Schröders, den Eltern der Frau Donner, in der Nähe von Flottbeck, wo er „wie ein Bruder" empfangen wurde, bei Konsul Schiller, der die größte Orchideen-Sammlung in Deutschland hat. Dabei war das Wetter „ganz unterm Nachtwächter". Alte holsteinische Eichenschnitzereien (1598), später zu Schränken zusammengesetzt, 130 Pfund Gewicht, von Bruder Emanuel geschickt, gingen am 17. Juli nach Siebleben ab. Sie schmücken jetzt die Wohnung unserer Schwester in Steglitz. Am 24. Juli war mein Vater beim Großherzog von Oldenburg in Eutin zum großen Diner. Der Großherzog hatte ein Bild von ihm gekauft, das ihm vom ganzen Hofe viele Lobeserhebungen eintrug. „Der Großherzog, die Herzogin und die griechischen Majestäten waren ungemein freundlich." Nach Fertigstellung eines anderen großen Bildes für Etatsrat Donner ging Vater nach Selent und Hasbeck bei Lütjenburg: „Auf dem ganzen Wege von Kiel her hatte ich Gelegenheit, mich an dem herrlichen Baumwuchs zu freuen. An vielen Orten mußte ich vorbei fahren, die ich gern in

der Mappe mit nach Siebleben gebracht hätte. In Lütjenburg machte ich gleich eine Streiftour, sah hübsche Sachen, konnte aber nirgends einen Standpunkt finden. Den 13. August habe ich von morgens 7 Uhr bis abends $8^1/_2$ die Umgegend auf Meilen durchforscht." Große Ermüdung, schöne Sachen, nirgends unterzukommen, Mangel an Gastlichkeit der Gutsbesitzer und Pächter, die erste Bekanntschaft einer zugeknöpften, mißtrauischen Art" — —

Eichbäume mit Hindernissen

Schöne Eichenstudien, die er dort gezeichnet hat und von denen ich Proben mitteile (S. 361, 433), sind mit Mühen und Schmerzen geboren. Unser Vater erzählte davon im Alter: — — „Immer weiter gelockt von der Schönheit der Gegend, fand ich mich bald auf einer Straße, an deren beiden Seiten herrliche, alte Eichen standen, die zu einem Herrenhause führte. Auf meine Frage erfuhr ich von einem Arbeiter, daß es das Gut Neudorf und sein Besitzer Kammerherr von Buchwald sei. Den Herrn, dachte ich, hast du ja bei seinem Schwager Theodor Arnemann in Altona einige Mal zum Tischnachbarn gehabt. Seine Frau war die Schwester von Arnemann. Einen Brief an ihn hatte ich in meinem Gepäck, glaubte aber auch ohne ihn einen Besuch machen zu dürfen, ließ mich anmelden, wurde sogleich, aber sehr kühl empfangen, obgleich mich Herr v. Buchwald von seinem Schwager her erkannte. Da ich sehr gerne von den schönen Eichen einige Studien machen wollte, fragte ich ihn, ob hier ein Gasthaus sei, wo ich logieren könnte. Er verneinte dies. Ob ich vielleicht bei einem seiner Beamten gegen gute Bezahlung Unterkunft finden würde? Auch dies hielt er für untunlich und meinte: „Weiter hinunter in Hasberg habe ich ein Logishaus, dort finden Sie vielleicht Wohnung." Ich hatte immer von der großen Gastfreundschaft meiner Landsleute gesprochen und war innerlich empört, hier ganz das Gegenteil zu erleben, und zudem hatte ich gesagt, daß der Brief, in dem ich an ihn von unsern gemeinsamen Freunden empfohlen sei, in meinem Koffer in Lütjenburg liege. Ich wollte fortgehen. Herr v. Buchwald forderte mich aber auf, erst seine Frau zu begrüßen, wozu ich jetzt wenig Lust ver-

spürte. Dann wollte er mir noch einige schöne Punkte zeigen. Das lehnte ich aber ab, da ich noch nüchtern war und mich sehr nach einer Tasse Kaffee und einem ordentlichen Frühstück sehnte. Da mir Haßberg näher lag, ging ich dorthin, nahm mir auch für den nächsten Tag ein Zimmer, um mir von da aus die Gegend näher anzusehen. Auf dem Rückwege nach Lütjenburg wurde ich durch einen schönen Wald am Ufer des sogenannten Binnensees abgelenkt und kam nach Stöfs, vielleicht dem schönsten Punkte von ganz Holstein. Vor mir lag ein Haus, das sich durch ein Hirschgeweih über der Tür als Forsthaus ankündigte. Der Förster trat soeben aus der Tür. Ich ging an ihn heran, sagte ihm, daß ich Landschaftsmaler sei und gerne in dieser Gegend bleiben möchte, um Studien in dieser herrlichen Natur zu machen.

„Hier können Sie nirgends wohnen." Ich: „Da liegt ja doch ein ganzes Dorf! Sollte da wirklich nicht unterzukommen sein? Ich nehme mit allem vorlieb und zahle, was man verlangt."

„Nein", erwiderte er, „darf ich Sie aber um Ihren Namen bitten?" Als ich ihn genannt hatte, meinte er: „Von Ihnen hat der Maler B u s o w, Ihr Schüler, der einen Sommer bei mir wohnte, viel gesprochen."

„Nun, so nehmen Sie mich doch auch auf!"

„Das geht nicht: meine Töchter sind jetzt erwachsen und jeder Raum im Hause besetzt." So mußte ich weitergehen. In der Tiefe vor mir lag das Schloß H o l s t e i n - N e v e r s d o r f. Zu dem schönen Gute gehörte auch Stöfs. An den Grafen hatte ich auch einen Empfehlungsbrief in meinem Koffer. Da ich aber annehmen konnte, daß die Herren mich als Maler alle kannten, sprach ich auch dort an. In der Vorhalle traf ich einen Diener. Ich gab ihm meine Karte. Der sah mich von oben bis unten an, wollte meine Karte nicht nehmen und sagte: „So lange der Graf frühstückt, melde ich Sie nicht an."

Ich wurde wild und warf ihm mit einem: ‚Hol' Sie der Teufel!' meine Karte zu Füßen.

Als ich bei der Meierei vorbeikam, ließ ich mir ein Glas Milch

geben. Ich hatte ein großes Stück Weges zurückgelegt, Staub und Hitze waren sehr lästig. Weiter gehend, immer in herrlichster Gegend, kam ich nach Panker, der Besitzung des Prinzen von Hessen-Rumpenheim, dem Vater der Königin von Dänemark und des Landgrafen von Hessen.

Dort fand ich ein Wirtshaus, die „faule" oder „alte Grete" genannt. Ich bekam ein vorzügliches Mittagsessen, wie man das überall in Holstein haben kann, aber Wohnung auch da nicht, da bereits alles besetzt sei. Von dort weiter durch herrlichsten Buchenwald nach dem Hessenstein, einem Aussichtsturm auf dem höchsten Punkt dieser recht hügeligen Gegend. Von da ein herrlicher Ausblick über Land und Meer. Das dazu gehörige Wirtshaus hatte ein flaches Dach, um den Ausblick vom Turm aus nicht zu hindern. Ich fragte den Wirt, ob er mich für einige Zeit aufnehmen könne. Er verneinte. „Lassen Sie mich in der Gaststube schlafen, spät abends werden ja doch keine Gäste bei Ihnen sein!" „Aber desto mehr ganz früh am Morgen, den Sonnenaufgang vom Turme aus zu genießen." Auch im Turm wollte er mich nicht schlafen lassen, dazu habe er kein Recht und ein Boden war des flachen Daches wegen nicht vorhanden. So mußte ich wieder weiter trollen — kam über einen Gutshof, wo der Pächter mit mehreren alten Damen vor der Türe Kaffee trank. Ein Arbeiter nannte mir den Namen des Pächters und mir fiel ein, daß Herr Georg Hesse (Hesse und Neymann), großer Kaufmann in Altona, mir beim Abschied nachgerufen hatte: „Wenn Sie meinen Vetter auf Katharinenhof sehen, grüßen Sie ihn von mir!"

Um diesen Gruß auszurichten, trat ich an die Gesellschaft heran. Er dankte, erkundigte sich, wie es dem Vetter gehe, forderte mich aber nicht zum Bleiben auf, und auf meine Frage, ob hier ein Unterkommen für mich sei, erhielt ich dieselbe verneinende Antwort.

Ich ging fort, empört über diese Art der Behandlung und dachte: Hole euch alle der Henker! Keinen Fuß setzt du je wieder in eines dieser Häuser.

Abends kam ich sehr ermüdet von meiner Exkursion nach

Eken-Sund (Alsen), 5. Juni 1864. Bleistift. 66,2×42 cm.

Lütjenburg zurück und fuhr in nächster Morgenfrühe nach Hasberg. Meine Empfehlungsbriefe gab ich aber abends schon auf die Post.

Nun muß ich bemerken, daß nach meinen späteren Erfahrungen hier fast niemand zu Fuß geht, und daß das Dienstpersonal einen Fußgänger für einen halben Landstreicher ansieht.

Ich wollte eben an die Arbeit gehen, eine Eiche zu zeichnen, als Herr von Buchwald zu mir geritten kam und mich anredete: „Warum wollen Sie denn nicht bei m i r wohnen? Sie hätten es doch angenehmer?" Ich konnte ihm nur erwidern, daß ich ihm meinen Wunsch, in der Nähe der schönen Eichen zu bleiben, nahe genug gelegt hätte. Er wurde sehr dringlich mit seiner Einladung, ich aber blieb dabei, sie abzulehnen, da ich vorläufig in Hasberg bleiben wollte. Kaum war er fortgeritten, so kam der Förster M a n n w e i l e r von Stöfs, um mir mitzuteilen, daß sein Bruder, der Pächter von Stöfs, mich gewiß zum Bleiben auffordern würde, wenn ich ihm meinen Besuch machte. Dem wollte ich gerne nachkommen, und auf diesem Stöfs habe ich später und in vielen folgenden Jahren herrliche Tage in warmer Freundschaft verlebt. Auch meine Frau und Tochter waren später einen Monat dort, und Fräulein Wilhelmine Mannweiler auch unser lieber Gast in Dresden.

Dann sah ich ein Boot über den Binnensee nahen: Graf Holstein kam und sagte zu mir beim Eintreten: „Aber, lieber Herr Gurlitt, warum haben Sie sich von dem Esel von Bedienten abhalten lassen, zu mir ins Zimmer zu kommen? Der Kerl hat einen gehörigen Rüffel bekommen. Bitte, kommen Sie nur gleich mit mir, wir nehmen das Gepäck ins Boot." (Neversdorf liegt an der entgegengesetzten Seite des großen Sees.) Ich hatte mich aber darauf gesteift, zu keinem der Herren wieder zu gehen, bei denen ich gestern so wenig günstig aufgenommen worden war. Freilich mußte ich mir selbst die Hauptschuld zuschreiben, weil ich versäumt hatte, die Empfehlungsbriefe mitzunehmen. Nachdem ich meine Eiche gezeichnet hatte, besuchte ich Herrn Inspektor Mannweiler auf Stöfs, wurde freundlichst eingeladen, bei ihm zu wohnen, und siedelte am nächsten Tage schon zu ihm über. Die anderen hochstehenden Herren mögen sich

nicht wenig darüber gewundert haben, da ich ja zu ihnen nicht hatte kommen wollen."

Aus den Briefen an unsere Mutter erfahren wir weiter:

„In Selent habe ich das Wenige unter schweren Kämpfen zeichnen können." Von da gings nach Salzau (2. Sept.) zum Grafen Blom, wo ihn trostloses Wetter 14 Tage lang aufhält, „höchst unbehaglich und äußerst langweilig als einziger Bürgerlicher in hochadeliger Gesellschaft. Für vornehme Herablassung habe ich nun einmal kein empfängliches Organ und zur demütigen Unterwürfigkeit fehlten mir auch die Anlagen. So stehen wir denn eigentlich auf Kriegsfuß—Ansprüche gegen Ansprüche. Es ist doch ein zu herrliches Ding, die Freiheit!" Stöfs, den 20. Sept. „Heute der erste schöne Tag seit Altona!" Dort entstanden schöne, große Blätter. Nachdem er auf Stöfs, Feem und Weterade alte herzliche Gastlichkeit wieder genossen hatte, zog Vater über Lütjenburg und Kiel nach Neumünster zurück, um den 26. an der Hochzeit des Fräulein Donner mit Herrn Leutnant von Schellendorf teilzunehmen. Am 29. malte er den ganzen Tag an dem „Hünengrab" in Kiel, wo ihn Claus Groth in seinem Hause beherbergte. Dort stellte er im Kunstverein, der unter Professor Forchhammers Leitung stand, 3 Bilder aus: Das Hünengrab, See mit Kühen, Mühle (für Herrn Schult).

Als sein Freund Samwer, koburg-gothaischer Ministerialrat, später Minister des Herzogs Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein, dann wieder Staatsrat in Gotha, erfuhr, daß ihm auf dieser Studienreise wohl wegen des Titelmangels das rechte Entgegenkommen gefehlt hatte, veranlaßte er Herzog Ernst, unserem Vater den schon früher angetragenen Professortitel zu verleihen, den er jetzt auch dankend annahm.

1864 Kriegsschauplatz

Die Vorgänge in Schleswig-Holstein im Jahre 1864 erregten unseren Vater so sehr, daß es ihn nicht mehr zu Hause duldete. Er wollte die Schlachtfelder besuchen und malen.

Um sich frei bewegen zu können, schrieb er an den ihm be-

freundeten General von Schack, Kommandanten von Magdeburg, und an Fürstin Elise Salm-Reifferscheid, geb. Liechtenstein mit der Bitte um Empfehlungsschreiben. General von Schack schrieb an Feldmarschall Moltke. Wenige Tage darauf kam von diesem eine Karte: „Gurlitt braucht keinen Empfehlungsbrief; ich freue mich, einen alten Freund wieder zu sehen." Die Fürstin Kinsky, Schwester der Fürstin Salm, sandte drei Briefe: an General von Gablenz, Erlaucht von Neipperg, Graf Oberst Pejaczewicz.

Als Vater auf den Kriegsschauplatz kam, war Waffenstillstand und er hatte die Empfehlungsbriefe an die hohen Militärs nicht nötig, um sich frei bewegen zu können.

„Auf den Düppler Schanzen", schrieb er später wieder, „sah ich die fürchterlichen Verheerungen, die unsere preußische Artillerie angerichtet hatte. Ich war ergriffen von den Zeugnissen solchen Heldenmutes. Auf der Insel Alsen war die ganze Küste von den Dänen zur Verteidigung eingerichtet. Ich hätte nimmer für möglich gehalten, daß Alsen trotzdem eingenommen werden könnte. Und doch ist es später geschehen.

Von Schleswig ging ich nach Jütland. Schwager Georg Saxild war dort Hardesvogt. Die Österreicher standen in Jütland. Herr von Gablenz wohnte Saxild gegenüber. Als General Gablenz von mir hörte, daß ich noch zwei Empfehlungsbriefe von der Fürstin Kinsky bei mir hätte, sagte er mit großer Liebenswürdigkeit: „Ich will es Ihnen bequem machen mit diesen Briefen, werde gleich nach Randers und nach Veile an beide Herren telegraphieren, daß sie morgen zu mir zum Frühstück kommen sollen, an dem ich Sie teilzunehmen bitte."

Beim Frühstück war die Unterhaltung sehr heiter. Darauf wurde eine Spazierfahrt beliebt. „Wie haben Sie die preußischen Truppen gefunden?" fragte ich General Gablenz. Er antwortete sehr überlegen: „Nun ja, sie sind im Grunde ganz tüchtig. Wir hatten sie mehr für Paradesoldaten gehalten, aber wie gesagt, im Grunde sind sie doch ganz tüchtig." „Aber die Artillerie" fiel Graf Neipperg lebhaft ein, „die

Artillerie ist eine ganz famose Waffe, eine ganz famose Waffe!" Das schien wieder dem Grafen Pejaczewicz zu viel des Lobes zu sein, er schlug mir auf das Bein und sagte lachend: „Aber die Kavallerie ist so elend! Die Kerle können nicht reiten: die fallen vom Pferde, ehe wir noch herankommen. Darin sind wir ganz überlegen."

Der Graf lud mich ein, mit ihm nach Veile zu fahren. Ich nahm das gerne an: ich hatte schon früher dort Studien gemacht. Er wies mir ein großes Zimmer im Gasthof an. Es lag neben dem Saal, in dem die ganze Nacht hindurch die österreichischen Offiziere sich von einer italienischen Sängertruppe unterhalten ließen. Der Lärm ließ mich nicht zu Schlaf kommen. Nächsten Tages schickte mich der Graf mit einem Quartierzettel in ein schönes Privathaus. Dort empfing mich eine sehr schöne junge Frau in tiefster Trauer und mit ganz verweinten Augen. Ich wollte als Schlachtenbummler von ihrer schönen Wohnung nicht Gebrauch machen und ging gleich ins Freie, wo ich einen dänischen Maler traf, der unter seinem Schirm sitzend eine Ansicht von Veile zeichnete. Er war hoch erfreut, mich kennen zu lernen, hatte auf der Akademie in Kopenhagen viel von mir gehört. Ich durfte bei ihm schlafen. Freilich auf einem viel zu kurzen Sofa.

Tags darauf verfehlte ich bei meinem Besuch den Grafen Pejaczewicz, der dann ganz erregt am folgenden Tage sagte, er habe mich wie eine Stecknadel gesucht, wo ich denn nur gesteckt hätte. Ich entschuldigte mich mit einem Unwohlsein, das mich in befreundete Familie getrieben hätte. Dann verabschiedete ich mich von ihm und trat meine Rückreise an."

Die Briefe geben noch viel mehr Detail. Die Studien sind zumeist Bleistiftzeichnungen, 12 große Blätter (von 30 × 53, 41 × 58, 57 × 89 cm und ähnlichen Maßen) und ein Skizzenbuch mit 14 Blättern. Mehrere sind datiert und veranschaulichen den Studienweg: „Düppeler Mühle, den 4. Juni, Eken-Sund, 5., Veile, d. 17. 18., Kolding, d. 20., Oeversee, d. 26. 27., Schleswig, d. 29. Juni, Schloß Gottorf, d. 1. Juli 1864." — Daneben haben wir von der

Düppeler Mühle eine farbige Studie und eine von Eken-Sund (20×34). (Mein Vater schreibt „Eggesund" — ist das richtig?)

Ich sollte meinen, daß diese Arbeiten als historische Dokumente immer mehr an Wert gewinnen müßten. Denn von welchem Künstler hat man so verläßliche Darstellungen dieses Bodens, der durch die Taten unseres Heeres zu dauerndem Ruhme gelangt ist?

1865 Kalenberg

Im Jahre 1865, so erzählt unser Vater weiter in seinen „Erinnerungen", lud mich Se. Hoheit der Herzog Ernst von Koburg-Gotha ein, sein Gast auf Schloß Kalenberg bei Koburg zu sein. Zugleich mit mir war der Vertreter des Herzogs in Paris, Bankier Königswinter nebst Gattin, anwesend, und nach deren Abreise trafen der Vetter des Herzogs Graf Mensdorff nebst Gemahlin ein.

Ich wurde von den Herrschaften sehr gütig auf diesem herrlichen Fürstensitz empfangen und sehr angenehm einlogiert. Am ersten Morgen forderten mich die Herrschaften auf, mit ihnen die Musterwirtschaft anzusehen, die der Herzog in der Nähe des Schlosses errichtet hatte: herrliches Rindvieh, sehr schöne Pferde usw. usw. Kaum waren wir ins Schloß zurückgekehrt, so hörten wir, daß soeben der Bulle, ein Prachttier, den alten Aufseher des Stalles hatte liebkosen wollen, ihn dabei so an die Wand gedrückt habe, daß ihm mehrere Rippen gebrochen waren und der unglückliche Mann auch noch andere schwere innerliche Verletzungen erlitten hatte.

Die vortreffliche Herzogin, die vom ganzen Lande und auch von mir aufs höchste verehrt wurde, war ganz außer sich über das Unglück. Trotz aller von ihr angeordneten Hilfe und obgleich sie persönlich tat, was in ihren Kräften stand, starb der arme Mann.

Als ich am nächsten Tage die Ehre hatte, mit der Frau Herzogin spazieren zu gehen, begegnete uns der Briefträger. Die Herzogin winkte ihn heran und fragte: „Haben Sie keinen Brief für Herrn Professor Gurlitt?" Auf dessen Verneinung wandte sie sich ganz erstaunt zu mir: „Bekommen Sie denn nicht täglich Nachricht von Ihrer Frau?"

Auf mein „Nein" sagte sie: „Ich würde glauben, nicht leben zu können, wenn mir der Herzog nicht jeden Tag schriebe!"

Am folgenden Tage stand ich mit den Herrschaften am Fenster, die Herzogin rief den Boten heran, und als er wieder keinen Brief von meiner Frau an mich hatte, sah ich, wie die Herzogin sich darüber betrübte. Sie mochte wohl glauben, daß unsere Ehe keine glückliche sei. Ich schrieb deshalb sofort nach Hause und bat meine Frau, bald und so oft wie möglich zu schreiben, damit die gute Herzogin sich beruhige.

K ö n i g s w i n t e r s kamen bald nach mir, und obgleich ich täglich stundenlang mit ihnen zusammen war, wüßte ich nichts von ihnen zu erzählen. Sie reisten ab und Graf Mensdorff traf ein mit seiner sehr schönen, außerordentlich heiteren Gemahlin. Sie erzählte köstliche Geschichten in der Mundart von Cilli, wo sie begütert sind, und in so scherzhafter Weise, daß des Lachens kein Ende war. Sie war früher Kunstreiterin gewesen. Nachmittags wurde häufig spazieren gefahren: der Herzog kutschierte, die Herzogin, der Graf, seine Frau und ich saßen hinter ihm in dem offenen Jagdwagen. Gewöhnlich ging es durch Koburg, über die Veste Koburg nach Rosenau und zurück nach Kalenberg.

Auf einer solchen Fahrt wurde vom Bundestag gesprochen. Als der Herzog es hörte, hieb er mit der Peitsche durch die Luft und wandte sich zu uns um: „Wenn ich doch noch erlebte, daß man die Kanaille aus Frankfurt hinausjagte!" Ich entgegnete darauf: „Ew. Hoheit haben ja selbst einen Vertreter dort!" „Den natürlich mit", meinte der Herzog.

Bei einer anderen Ausfahrt äußerte Graf Mensdorff (er war österreichischer General): „Das möchte ich nur noch erleben, daß wir die Preußen so recht gründlich zusammenhauen!"

Ich fragte: „Sind Sie denn so sicher, daß Sie sie hauen würden?"

„Nun, das versteht sich doch von selbst," antwortete er.

Er hat es erleben müssen, daß das Gegenteil geschah! Als der Krieg 1866 ausbrach, war der Graf dabei, ein Freiwilligen-Korps bei Cilli zu bilden. Er ist aber gar nicht mehr mit ihm zur Aktion gekommen.

Die Gegend reizte mich, nach der Natur zu arbeiten. Da ich aber die verschiedenen Mahlzeiten, Kaffee, Frühstück usw. mit den Herrschaften einnahm, war meine Zeit zu sehr beschränkt. Ich bat deshalb den Herzog, mich etwas freier zu stellen. Er schlug mir vor: „Ziehen Sie in die Cottage! Da stört sie kein Mensch. Ich gebe Ihnen einen Lakaien zu Ihrer Bedienung mit und Sie bestellen sich das Diner usw. zu der Stunde, wo Sie es haben wollen. Ist das Wetter aber ungünstig, so kommen Sie zu uns ins Schloß!"

Und so geschah es. Ich zog in die reizende Cottage, hatte drei, vier schöne Zimmer, nebenan einen kleinen zoologischen Garten, schöne Aussicht auf den großen Wiesenplan, der von den Waldbergen sich herabzog, und auf dem eine große Menge einheimischer und fremder Hirsche grasten. Zu ebener Erde wohnte der Diener. Hier habe ich viel gezeichnet und gemalt. (Die Zeichnungen sind noch alle im Nachlaß.) Als wir eines Tages bei einer Ausfahrt in Rosenau anhielten und ich mein Wohlgefallen an dem Ort äußerte, bot mir der Herzog auch dort eine Wohnung an. Als ich dankend annahm, ließ er den Kastellan rufen und trug ihm auf, zwei Zimmer herzurichten und für mich zu sorgen. Ich ging auf 8 Tage hin, zeichnete die Terrasse mit dem Blick in die Berge und anderes.

1866 Im nächsten Jahre bewohnte die Königin von England die Rosenau, die sie besonders liebte, weil ihr Gemahl in seiner Kindheit fast immer dort gelebt hatte. Ich wurde von Gotha telegraphisch zur Königin berufen und malte für sie ein großes Bild von der Terrasse, hatte zweimal die Ehre, von der Königin empfangen zu werden, bei welcher Gelegenheit sie mich aufforderte, ihr mehrere Aquarelle von der Gegend zu malen. Auf meine Erwiderung, daß ich noch nie aquarelliert habe, meinte die Königin: „Versuchen Sie es nur!"

Ich kaufte mir Farben und Papier und habe fünf Blätter für sie gemalt. Später erhielt ich von der Königin von England aus einen Aquarell-Farbenkasten und Papier als Geschenk zugesandt.

Der Herzog Ernst war damals vielleicht der populärste Mann in

Sorau, 1864. Bleistift auf hellbraunem Papier. 53,8×33 cm.

ganz Deutschland. Im Eisenbahnwagen oder wo irgend sonst man erfuhr, daß ich von Gotha käme, brach sogleich die Begeisterung für den Herzog hervor und man meinte, er müsse Kaiser von Deutschland werden. Ich sagte das einst dem Herzog, worauf er ganz zornig antwortete: „Das ist ja ausgeschlossen! Kaiser von Deutschland kann nur ein Fürst werden, der eine große Hausmacht hat!"

Ich habe es immer besonders hoch zu schätzen gewußt, daß der Herzog als deutscher Fürst stets bereit war, jedes Opfer zu bringen, um unserem lieben Deutschland zur Einheit zu verhelfen; und daß er alle Wege einschlug, um dieses Ziel erreichen zu helfen. Daß diese Wege wohl mitunter verfehlte waren, hindert mich nicht in meiner dankbaren Anerkennung."

1867/68 Portugal und Spanien

Das Kriegsjahr 1866 war mit klopfenden Herzen von Anfang bis zu Ende mit durchlebt und durchbebt worden. Der Schlachtendonner von Langensalza war auch an unsere Ohren gedrungen. Verwundete und Kriegsgefangene hatten die Häuser der Bürger und die Straßen von Gotha erfüllt. An all dem nahmen wir den unmittelbarsten Anteil: Das Schicksal Schleswig-Holsteins traf uns noch im besonderen.

An einen „verehrten, lieben Freund", der ihm ein historisches Werk seiner Hand aus Wien geschickt hatte (vielleicht Prof. Ottokar Lorenz), schrieb Vater am 1. September 1866 einen im Konzept erhaltenen Brief, der seinem politischen Urteil Ehre macht.

„— — Wie viel habe ich an Sie, die Ihrigen und an Wien gedacht! Wie gerne hörte ich, wie Sie sich zu den großen, eben erlebten Ereignissen stellen, inwieweit Sie auf Ihre Stellung und auf Ihr Wohlbefinden Einfluß haben. Ich als „Deutschlands Vorraunzer", wie mich die Wiener gern nannten, bin mit dem Resultate insoweit zufrieden, als sie uns der deutschen Einheit einen bedeutenden Schritt näher zu bringen scheinen. Vorläufig ist wenigstens eine kompakte, feste Kraft geschaffen, die voraussichtlich die anderen

Teile Deutschlands bald an sich ziehen wird. Der Kampf mit Österreich mußte über kurz oder lang doch eintreten, und damit werden Sie wohl mit mir einig sein, daß Preußens Unterliegen das größte Unglück für Deutschland gewesen wäre.

Wollte ich persönlichen Vorteilen folgen, so müßte ich ein selbständiges Schleswig-Holstein über alles wünschen, denn mit dem Anschluß desselben an Preußen geht mir die sichere, höchst erwünschte Anstellung (als Kunstlehrer in Kiel) bei unserem Herzog verloren. Ich muß, wie bisher, unsicher und mit Sorgen mich bemühen, meinen schwer beladenen Lebenskahn über Wasser zu halten. Es sei darum! Nur ein Ende der deutschen Misere! — — Seit 5 Wochen bin ich von Gotha abwesend und stehe auf der Wacht, sonnige Augenblicke, die der nordische Himmel spärlich genug spendet, für mein Studium zu erhaschen — —"

Im Frühjahr 1867 schrieb unser Vater einen Brief an seinen jüngsten Bruder E m a n u e l, der sich als Kämpfer für Schleswig-Holsteins Freiheit leicht erklärlicher Weise in die neugeschaffene politische Lage zunächst nicht finden konnte:

„Lieber Emanuel! Der Grund meines langen Schweigens auf Deinen lieben Brief ist die Unlust und das Bedenken, mich auf eine Kontroverse in politischen Fragen einzulassen und die Furcht, Dich, da wir allerdings, wie Du annimmst, in wichtigen Fragen unseres engen Vaterlandes nicht ganz übereinstimmen, durch meine abweichende Anschauung zu verletzen. In einem Punkte bin ich vollkommen mit Dir einverstanden, daß unserem Lande Gewalt vor Recht zugefügt ist, aber die Folgen dieser Gewalttat halte ich nun allerdings nicht für das große Unglück, wie Du es ansiehst, sondern hoffe im Gegenteil mit Zuversicht, daß es ihm zum Glücke gereichen werde. Größere Opfer mußten dem Kleinstaate auferlegt werden, vielleicht zu große, sollten wir nicht länger der Spott des Auslandes bleiben. Und ich meine, der Stolz jedes Deutschen müßte sich dagegen empören, länger zuzusehen, wie das preußische Volk allein bis jetzt die Kosten tragen mußte, um den Kleinstaaten eine genügende Existenz möglich zu machen. Schaut nur hinaus, wie

andere Völker, wie die ganze Welt über die großen Ereignisse des vergangenen Jahres denken und lernt, früher lieb gewordenen Wünschen entsagen, wie es mir auch schwer wurde, für meinen Teil und für die Meinigen. Wir fühlen uns aber jetzt glücklich, einem so großen Gemeinwesen anzugehören. Möge es sich bald noch weiter entwickeln, da es ganz dazu angetan ist, sich nach eigenem Belieben einzurichten und, wenn es sich beeinträchtigt glaubt, Europa Gesetze vorzuschreiben. Daß Eure Wahlen bei diesen meinen Anschauungen mir einen betrübenden Eindruck machen, ist wohl selbstverständlich. Sie werden aber den ehernen Schritt der Geschichte nicht aufhalten, selbst wenn unsere Vertreter den für einen Deutschen beschämenden Platz neben den Polen einnehmen. Solange ich politisch denken kann, sah ich die einzige Hoffnung für Deutschlands Einheit, die wir doch alle wünschen, in der Besiegung Österreichs, und ich werde glauben, nie genug dankbar dafür sein zu können, daß der preußische Staat, durch harte Arbeit und strenge Zucht gestählt, es fertig gebracht hat, die scheinbar unübersteiglichen Hindernisse mit unerhörter Schnelle und Bravour zu überwinden. Jetzt sehe ich freie Bahn und Deutschland seinem großen geschichtlichen Ruhm entgegenschreiten. Ich werde mit dankbarem Herzen die deutsche Macht sich entwickeln sehen, sollte es vorläufig auch mit Einbuße einiger Freiheiten geschehen. Die Arbeit, volle Freiheit für Deutschland zu erwirken, mögen meine Jungens als Lebensaufgabe mit übernehmen. Das heranreifende Geschlecht wird sie schon fertig bringen!

Auch mir sind schöne Hoffnungen und Wünsche dadurch, daß unser Herzog nicht auf den Thron kam, vernichtet worden (Vater meint damit die ihm entgangene Professur in Kiel), aber meine Liebe für unser großes Vaterland läßt mich persönliche Opfer leicht tragen, so auch meinen ältesten Sohn Memo, der im Mai einen Antrag als Erzieher des Grafen M e n s d o r f f in Wien mit glänzender Besoldung und lebenslänglicher Pension ablehnte und seinen Brief an uns, in dem er seine Ablehnung zu entschuldigen sucht, damit schloß: ‚und schließlich ist es mir unmöglich, meinen Lebensnachen

Braga, d. 27. Okt. 1867. Pinie, aus einem Skizzenbuch. Bleistift. $^2/_3$ des Originales.

an ein untergehendes Wrack zu knüpfen.' Das war im Mai. Der Juli bestätigte seine Prophezeiung."

Das Jahr 1867 wurde unserem Vater im wesentlichen durch eine lange Studienreise nach Portugal und Spanien ausgefüllt. Ich glaube am besten den ganzen Plan vorzulegen durch Wiedergabe eines Briefes, den er an seine verehrte Freundin und Gönnerin Frau Etatsrätin Donner in Altona richtete:

„Verehrte Frau Etatsrätin! Diesmal ist es nicht allein die tadelnswerte Schreibfaulheit, dieser lästige Erbfehler der ganzen Künstlerschaft, der bis jetzt mich vom Schreiben abhielt, sondern auch der Wunsch, Ihnen auf Ihre so überaus gütige, freundschaftliche Einladung, auch in diesem Sommer Ihr Gast in Neumühlen zu sein, eine bestimmte Antwort zu geben. Schon lange hege ich den Wunsch, den Süden noch einmal, ehe es zu spät ist, zum Zwecke meiner Studien zu besuchen. Die Reise meines Schwagers Prof. Stahr und seiner Frau Fanny Lewald legte mir den Wunsch nahe, ihnen mich in Rom anzuschließen. Nachdem dieser Plan vielfach besprochen, dann wieder aufgeschoben, endlich zur Ausführung kommen sollte, wurde

er mir dadurch vereitelt, daß die Berichte Stahrs es mir unzulässig machten, der Briganten wegen, dorthin zu gehen, und dazu bekam das Klima Prof. Stahr so schlecht, daß er schleunigst das Land verlassen und hinter die Alpen zurückkehren mußte. Nun trat wieder der Wunsch, das liebe Neumühlen zu besuchen, in den Vordergrund, aber auch dieser Plan wurde durch neue eigene Pläne durch Herzog Ernst in mir wieder verdrängt, und so steht es denn endlich fest, daß ich Mitte September im Verein mit meinem ältesten Sohne eine achtmonatige Reise nach Portugal und Spanien antreten werde; ich, um meinen künstlerischen, mein Sohn, um seinen philologisch-archaeologischen Zwecken zu dienen. Und deshalb, verehrte Frau, bin ich nicht in der Lage, von ihrer liebenswürdigen Einladung Gebrauch zu machen. Mit dem herzlichsten Danke für diese verbinde ich die Bitte, mir stets Ihr freundliches Haus offen zu halten. Der Entschluß, mich so lange von den Meinigen zu trennen, kostete viel Überwindung. Ginge mein Sohn nicht mit mir und hoffte ich nicht für meine Kunst gute Erfolge, so hätte ich mich wohl schwerlich dazu entschlossen. Auch gehen die Kosten einer solchen Reise bis an die Grenzen meiner pekuniären Leistungsfähigkeit. Aber alle Bedenken sind überwunden, und ich hoffe das Schöne und Erhebende einer solchen Reise in Gesellschaft meines lieben Sohnes zu genießen. Zu einer solchen Reise sind Empfehlungen durchaus nötig. Wie Herzog Ernst mich an die dortigen Höfe empfehlen wird, so hoffe ich von Altona und Hamburg gute Empfehlungen besonders an dortige Handelshäuser zu bekommen, und ich denke keine Fehlbitte zu tun, wenn ich auch Sie, liebe Freundin, ersuche, mir darin behilflich zu sein. Frau von Roveredo wird gewiß wegen der alten Bekanntschaft, Ihr Herr Sohn Konrad einem alten väterlichen Freunde gern gefällig sein, und auch Ihr Herr Vater wird mir das so oft erwiesene Wohlwollen auch bei dieser Gelegenheit gewähren.

An den Kronprinzen von Preußen, welcher mich mit seiner Gemahlin eine Stunde lang mit seinem Besuch beehrte, um, wie er sagte, ‚eine alte Bekanntschaft aufzufrischen', werde ich mich mit derselben Bitte wenden. So hoffe ich, mir die Reise nach Möglichkeit

erleichtern zu können. Ich will nur noch die Städte nennen, in welchen wir uns wahrscheinlich aufhalten werden: Lissabon, Oporto, Coimbra, Cintra in Portugal; Cadix, Sevilla, Algeciras, Gibraltar, Malaga, Granada, Valencia, Barcelona in Spanien.

Ich schließe mit nochmaligem Dank für die gütige Einladung und mit den ergebensten Grüßen von Haus zu Haus — —"

Gegen den Plan einer so weiten Reise regten sich in der Familie allerlei ernstere und wohlwollende Bedenken. Ein Brief an seinen Schwager Otto Lewald beruhigte diesen nach besten Kräften:

„Lieber Otto! Sei bedankt für Deinen herzlichen Brief. In Beantwortung Deiner teilnahmsvollen Fragen werde ich Dir hoffentlich die größte Beruhigung über unsere Reiseunternehmen geben. Ich teile ganz Deine Absicht, daß ich so großer Reisen eigentlich nicht bedarf, um gute Bilder zu malen. Würden meine Arbeiten von näher liegenden Motiven so viele Abnehmer finden, als ich brauche, um den Meinigen das Nötige gewähren zu können, ich machte wahrhaftig keine solche Reise, die doch immer mit Gefahren verbunden ist. So aber muß ich versuchen, meine durchaus nötigen Naturstudien an solchen Orten zu machen, wo sich mir die wahrscheinliche Aussicht eröffnet, größere Einnahmen zu erzielen. So hätte ich auch wahrscheinlich die Reise nach Griechenland nicht gemacht, wenn ich damals nicht von Baron Sina Aufträge bekommen hätte. Die 4 großen Bilder, die ich ihm malte, deckten nicht allein die Reisekosten, sondern den ganzen Jahresbedarf.

Andere Bilder hätte Sina nicht gekauft. Italien und die Orte, die von mir angegeben werden, gewähren mir keine solche Aussicht auf Vorteile. Ich könnte deshalb ebenso gut hier in Thüringen und mit noch mehr Hoffnung auf leichteren Absatz bleiben. Portugal aber gewährt mir solche Aussichten. Die Höfe von hier und Portugal sind nahe verwandt, vom Herzog habe ich einen eigenhändigen Brief an den alten König Don Fernando, von der englischen Prinzessin einen solchen an den jungen König. Von hier nehme ich Bilder aus Thüringen mit dahin, um sie an den Hof dort zu verkaufen. Ich hoffe dort auch auf Bestellungen und zurückgekehrt auf den Verkauf

eines großen Bildes an den Herzog. Trifft auch nur eine dieser Voraussetzungen ein, so ist mir die Reise schon großen Teils bezahlt, ich habe wünschenswerte neue Eindrücke empfangen, produziere leichter und besser, als wäre ich hier auf dem Lande, oder was noch immer nötig ist, anderswohin gegangen. Dazu kommt noch, daß Portugal ein außerordentlich schönes und wenig bekanntes Land ist, daß man dort eben so sicher reist wie in anderen Landen, und daß Memo für seine Studien dort wenig ausgebeutete Stoffe findet. In Portugal beabsichtigen wir bis zum März zu bleiben. Ob es dann ratsam sein wird, die Reise auf Spanien auszudehnen, werden wir dort am besten beurteilen können, keinesfalls aber etwas unternehmen, was uns ernster Gefahr aussetzen würde. Um malerischen Stoff bin ich nie verlegen gewesen. Er bietet sich überall dem Auge dar, das ihn zu finden weiß, aber der Unterschied ist der, daß der Verkauf des Bildes nur zu häufig — ich bedauere es — vom Was und nicht vom Wie abhängt. Die lange Ausdehnung der Reise, 8 Monate, hat darin ihren Grund, daß es durchaus wünschenswert ist, namentlich südliche Länder im Herbst und auch im Frühjahr zu sehen, wo die Natur sich ganz verschieden darstellt. Die eigentlichen Wintermonate Dezember und Januar werden wir in Lissabon zubringen, ich, um Bilder zum Verkauf zu malen, Memo, um sich auf den zweiten Teil der Reise vorzubereiten. Und so kann ich Dir, mein lieber Otto, zu Deiner Beruhigung sagen, daß ich diese Reise, bei welcher ich das Glück und die Freude habe, meinen ältesten und lieben Jungen mit mir zu nehmen, freudig antrete, und daß ich davon für mich und das Wohl der Meinigen nur Segensreiches zu erwarten allen Grund habe, wie schwer es mir auch auf der anderen Seite wird, meine beste, tapfere Else mit den Kindern solange zu verlassen und entbehren zu müssen! Ich grüße Dich und grüße die Deinen. Deine guten Wünsche werden uns auf der Reise begleiten. Ich liebe und schätze Dich sehr und bin Dein Dir treu ergebener Schwager Louis.

Sei unserem Cornelius, der bald nach Berlin kommt, ein väterlicher Freund! Darum bitte ich Dich sehr."

Setubal, d. 28. Febr. 1868. Bleistift, Originalgröße (Skizzenbuch).

Es folgte die Reise nach Portugal und Spanien.

Ich kann leider aus Überfülle des Stoffes die Reisekorrespondenz, durch die diese Reise anschaulich wird, hier auch nur in einem kleinen Auszug mitteilen.

Eingänge und Ausgänge würden schon allein ein kleines Buch füllen. Sie sind auf blaues, ganz durchlässiges dünnes Papier, oft auch noch quer geschrieben und für meine Augen eine Qual.

Ich gebe von allen zunächst einen Brief aus Lissabon datiert vom 20. November 1867, der mir besonders wichtig erscheint:

„Meine geliebte, beste Else! Wie glücklich macht mich Deine Freude über den Verkauf von Bildern in New York. Auch ich, darfst Du glauben, teilte sie lieber, statt brieflich, persönlich mit Dir. Mir gibt doch dieses glückliche Ereignis mehr Selbstvertrauen und wird meiner Arbeit hier und den Studien des Frühjahres gewiß zugute kommen. Ich habe gleich an Herrn Althaus in New York geschrieben, ihm gedankt und gesagt, daß ich unter einem größeren Bilde ein

solches von etwa $1^1/_2$ m verstehe, welches ich in Deutschland zu 80—100 Friedrichsd'or verkaufe. Unsere Jahreseinnahme beträgt jetzt schon mit den Zinsen 3700 Th.: Eine stattliche Summe! Und es ist ein wahres Glück, daß ich dieses Jahr zur Reise wählte. Ich fühle, daß in einem anderen Jahre mich der Mut würde verlassen haben. Für meine Arbeiten wird die Reise von gutem Erfolge sein: Ich sehe es schon an den beiden jetzt hier vollendeten Bildern. Sie sind energisch im Ton, ganz verschieden von meinen letzten in Gotha gemalten Bildern. So hoffe ich, daß ich die Ausgaben bald und leicht wieder einbringe, und daß ich schon auf der Reise, d. h. hier soviel einnehmen werde, wie die Reise kostet. Die paar Leute, die Bilder bei mir sahen, erwärmten sich schon sehr dafür und meinten, daß noch kein portugiesischer Maler ihre Natur so wahr und schön aufgefaßt habe. Nach und nach werden sich auch Verkäufe anschließen.

Mittag: Der Verkauf h a t sich schon eingestellt!! Ich darf Dir, meine Alte, doch nicht ganz allein das Geldverdienen überlassen. Eben war der Graf B r a n d e n b u r g bei mir und bestellte ein Bild von Cintra für 230 Th., also Glück auf!" — —

Donnerstag, den 28.: — — „König F e r n a n d o hat keins der Bilder behalten. Er interessiere sich nicht für Koburg-Gotha. Er sei ein ‚Östreicher'. Überhaupt scheint er mit Herzog Ernst schlecht zu stehen. Mit keinem Worte hat er seiner erwähnt. Dieselbe Bemerkung machte mir gestern der Graf Brandenburg, der außer sich war, wie schofelig der König sich gegen mich benommen habe. Besser als ich könne ihm kein Mensch empfohlen sein, und er habe selbst noch mit dem Könige über meine Bilder gesprochen und ihm gesagt, daß ich sie nur seinetwegen gebracht und gemalt hätte. Er bekam aber dieselbe ablehnende Antwort. Zur Erklärung teilt mir der Graf, mit der Bitte, es nicht weiter zu erzählen, mit, der König habe vor einigen Jahren zwei Herren an den Herzog Ernst empfohlen, die bei diesem eine schlechte Aufnahme gefunden hätten, daher die Verstimmung. Der Graf meint, der König werde die portugiesischen Bilder gewiß von mir kaufen wollen. Ich aber werde mich jetzt sehr zurückhalten."

In seiner Freude über die guten Einnahmen macht er eine recht kräftige Bestellung vorzüglicher portugiesischer Weine bei der Firma Mathias Feuerheerd und Comp. in Oporto. Diese Weinsendung hat in unser Haus viel Freude gebracht und uns Jahre lang bei frohen Festen in Stimmung gebracht, und mit uns all die lieben Tischgäste in Gotha.

„Donnerstag 3 Uhr: Eben aus dem Atelier gekommen, wo ich 2 Bilder zu malen vorbereitet habe, um morgen daran zu gehen. Das eine aus Busacco, das zweite der Strand von Foz bei Porto. Mit Graf Brandenburg werden wir dieser Tage nach Cintra fahren, um das Motiv zu sehen, das er von mir gemalt wünscht."

Über das Busacco, von dem eben die Rede war, nur wenige Worte. Der König von Portugal hatte es meinem Vater als den schönsten Teil seines Reiches gerühmt. Das Kloster, weit im Norden gelegen und damals schon verlassen, steht mitten in einem Walde, den nie die Axt berühren darf. An dem Kloster stehen herrliche alte Cedern. Im Kloster selbst, das mein Vater mehrfach gezeichnet und auch gemalt hat, fanden die beiden Reisenden zwei alte kranke Mönche vor, außerdem eine fürchterliche Bevölkerung von Flöhen und Wanzen. Sie haben sich davor nur retten können, indem sie sich auf dem Tische ihre Lagerstatt bereiteten und die Tischbeine in wassergefüllte Becken stellten. Bald half auch das nicht, denn die schlauen

Wäscherinnen am Mondego. Coimbra, d. 30. Oktober 1867

Wanzen fanden ihren Weg von der Decke herab. Ein großes Bild dieses Klosters Busacco, eigentlich bestimmt für den Herzog von Wellington (da der berühmte Herzog von Wellington, sein Vater, dort gegen Napoleons Heer einen Sieg erfochten hat), ist jetzt im Besitz der Kgl. Galerie in Dresden. Dieses große Bild hat meinem Vater, wie ich aus eigener Anschauung weiß, viel zu schaffen gemacht. Er war auch mit dem letzten Ergebnis nicht ganz zufrieden.

Während dieser ganzen Reise hat mein Vater außerordentlich stark an Heimweh gelitten und seine Briefe schlagen häufig von einem künstlich-heiteren Tone in tiefe Schwermut über. Die Strapazen der Arbeit gingen ihm schon über die Körperkräfte. Er wollte sich nicht mehr weit aus den Städten hinauswagen und fand andererseits dort selbst nicht, was er suchte. Unser Bruder Memo erzählte uns oft, daß es dem Vater recht sauer wurde, und daß auch er dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurde. Oft lag Vater nachts schlaflos, mit Gedanken an die Heimat beschäftigt. In solchen Nächten hat er zahlreiche Gedichte zusammengereimt, die er dann selbst oder nach seinem Diktat unser Bruder niederschrieb. Sie liegen mir sämtlich vor. Er war selbst weit davon entfernt, sie für Kunstwerke zu halten, aber es waren ihm ernste, notwendige Stimmungsergüsse. Sie knüpften an deutsche Volkslieder an, deren Rhythmus und Melodie er wählte. Ich gebe gleich von allen nur eine Probe, nicht Probe der Dichtkunst, sondern Probe der Stimmung: Zuweilen aber, gleichsam um sich selbst über seine Stimmung hinwegzutäuschen, schlug er auch seinen heiteren Ton an. So erhielt seine Kegelgesellschaft in Gotha aus Gibraltar einen scherzhaften Brief, in dem er die Vermutung ausspricht, die beiden Felsen an der Straße von Gibraltar wären die beiden Eckmänner, die Herakles beim Kegelschieben hätte stehen lassen. Er erhielt für seinen launigen Brief eine ebenso launige Antwort seiner Kegelfreunde, und als er dann nach Gotha zurückkehrte, da fand er an der Wand der Kegelbahn von der kunstgeübten Hand des Malers Prof. Schneider einen Bildstreifen, auf dem seine Heimkehr aus Spanien gefeiert wird. Er reitet auf einer reich geschmückten Rosinante, selbst als Spanier bekleidet, mit dicken Geld-

Alora, unweit Malaga, 23. April 1868. Bleistift. 43×28 cm.

beuteln versehen, in die Kegelbahn ein, wo sämtliche ihm befreundeten Herren, jeder einzelne vortrefflich charakterisiert, bei ernster Kegelarbeit beschäftigt sind.

Ein Brief, den mein Vater am 7. Dezember 1868 an einen General . . . . schrieb, gibt im Rückblick das Wesentliche: „Unsere Reise ging von Lissabon aus. Nachdem wir erst noch einen Teil des südlichen Portugals besucht hatten, über Merida nach Sevilla, dann über Cadix, Algeciras nach Gibraltar, von dort nach Malaga, Alora, Antiguera nach Granada. Von da, weil ich die sehr beunruhigende Nachricht über eine ernstliche Erkrankung meiner Frau bekam, direkt über Madrid und Paris nach Hause.

Von meinem Sohne, der sich Ihrer freundlichen Grüße sehr erfreuen wird, trennte ich mich in Madrid, von wo er nach 14 tägigem Aufenthalt über Barcelona, Marseille nach Rom reiste. Sein letzter Brief an mich ist aus Neapel. Er stand eben im Begriff nach Athen zu gehen, wo er wahrscheinlich diesen Augenblick sein wird. Zum Winter kehrt er nach Rom und im nächsten September ins elterliche Haus zurück, um dann voraussichtlich als Einjährig-Freiwilliger seiner Pflicht für das Vaterland zu genügen. Ich fürchte, Deutschland bedarf für die nächsten Jahre all seiner Söhne, um sich sein Selbstbestimmungsrecht zu erkämpfen, das man ihm unberufenerweise bestreiten will. Ich selbst habe im nächsten Jahre 3 meiner Söhne zu stellen." — —

Aus den Skizzen läßt sich die Reise vollständig rekonstruieren (Skizzenbuch 16×10,5): 21. Sept. Havre, 5. Okt. Coimbra, 8. Kloster Busacco, 15. Luso, 20. da Foz. 15. Porto, 24. Vianna d. Castello, Setubal, 27. Braga, 28. Setubal, 30. Coimbra. Daneben in einem größeren Skizzenbuch (27×38 cm) auch noch 19 Blätter aus dem Oktober.

In den Wintermonaten malte Vater in Lissabon Bilder nach diesen Motiven, die er sämtlich an Ort und Stelle absetzte.

Lissabon, den 31. 12. 1867. Neujahr 1868 Heimweh

„Meine geliebte Else!

Nach einer schlaflosen Nacht habe ich am letzten Tage dieses Jahres unserem guten Memo folgende Verse in die Feder diktiert:

Mel.: Ach, wie ist's möglich dann...

Schlaflos in langer Nacht,
Hab an Dich gedacht,
Du, mein geliebtes Haus
Im fernen Nord!
Du bist der Altarschrein,
Schließest mein Liebstes ein,
Bist für des Lebens Kampf
Mein Siegespreis.

Meere und Länder weit,
Berge und Ströme breit
Trennen von Dir mich jetzt,
Mein teures Haus.
Doch als ein treuer Hort
Weilt meine Seele dort,
Wollte nicht mit mir ziehn,
Blieb gern zurück.

Gott! Schaue gnädig drein,
Laß es gesegnet sein,
Dies Opfer, schwer und groß,
Gern dargebracht.
Segne Du Müh' und Fleiß,
Schenke als schönsten Preis,
Daß mir der Trennung Pein
Nie wiederkehr'!

Tage, beeilt den Lauf,
Schlaf, nimm des Nachts mich auf
Eile, o, eile Zeit.
Führ mich zurück!
Flieg', Weib, an meine Brust,
Teile die reinste Lust,
Kinder herbei, herbei! —
Heil, schönster Tag!

Meine guten Jungen sollen die Melodie tüchtig auf dem Klaviere einüben, die Verse auswendig lernen und sie mir am Abend meiner Rückkehr vorsingen — —"

Lissabon, 1. Januar 1868: Prosit Neujahr!!! Wir waren mit einigen Deutschen bei Herrn Jansen und haben das Jahr mit einem „Hoch" auf die Unsrigen begrüßt — —. Mittags 6 Uhr sind wir bei Herrn Schröder zum Diner. Morgen 7 Uhr beim russischen Gesandten von Kudrafski — —. 3. Januar: Mit steifen Fingern bei nur wenigen Graden und sonst ganz heiterem Himmel. Den Abend wollen wir zu Hause bleiben, um nach all den Schwärmereien auszuruhen. Nächste Weihnachten sind wir, wenn Gott uns 1868 Spanien

Gesundheit schenkt, wieder beisammen und werden hoffentlich es stets zusammenfeiern, so oft uns Alten das schöne Fest noch beschieden sein wird. Du wirst Dir kaum eine Vorstellung davon machen können, aus wie tief erregtem Gefühle meine Neujahrsverse entsprungen, wie sie gleichsam mit meinem Herzblut aufs Papier gebracht sind. Da ich nicht gewohnt bin, meine Gefühle als Scheidemünze auszugeben, erschüttert mich ihr Durchbruch immer aufs tiefste. Ich bin gespannt, von Dir zu hören, ob die einfachen Reime Dir so zu Herzen gegangen, wie sie mir aus dem Herzen geflossen sind. Mache unseren abwesenden Jungen eine Abschrift davon: Sie mögen ihnen einst ein Denkmal sein, was ihre Eltern einander waren, und welche Opfer sie gern und freiwillig gebracht, um ihr Glück zu fördern und ihre Zukunft zu sichern, so viel in ihren Kräften stand. Denn wahrlich, nur ihretwegen legten wir uns das Schwere auf! Mir waren diese Verse eine Befreiung; und singe ich sie jetzt in meinem einsamen Arbeitszimmer bei meiner stillen Arbeit, so erfüllen sie mein Herz mit sanfter Wehmut. Auch S t a h r s sende die Verse als Neujahrsgruß vom fernen Schwager und Freund. Ihnen, denen das Schreiben so leicht wird, gibt es vielleicht Veranlassung, ein paar Zeilen direkt an mich zu richten — —"

Die Wirkung dieses Briefes?

Gotha, den 10. Januar 1868.

„Mein allertreuester, mein bester, viel geliebter Mann!

Auf der Straße gegen 5 Uhr Abends traf ich den Postboten und frug: ‚Haben Sie einen Brief für mich?' — ‚Ja, aus Lissabon.' Mein Glück war so groß, daß der Briefträger es fühlte. Ich öffnete den Brief. Welche Verse, — welche Empfindungen! Ja, Du hast, getreues Herz, in dem Gedichte auch meine Gefühle ausgesprochen, und nun will ich es Dir sagen, ich kann eine solche Trennung vor Herzweh nicht mehr ertragen. Kannst Du Deinen Empfindungen künstlerische Form geben, so kann ich mir das Herz durch wohltuende Thränen erleichtern. Meine Kräfte halten die letzte Probe kaum aus; und ich werde lange die Folgen unserer Trennung zu tragen haben.

Blick von Villa Calderon auf die Alhambra. 2. Mai 1868. Bleistift. 50×30,7 cm.

Aber nur mutig, mein Louis, auch die nächsten vier Monate werden zu Ende gehen, und dann wird für das Opfer, das wir den Kindern gebracht haben, unser Lebensabend noch hell und freudig leuchten!

Ich danke es Dir, mein gutes, ältestes Kind, daß Du mir sagst, Papa sei heiter. Sorge für ihn, wie Du kannst, pflege ihn und sei meines besten Dankes gewiß! Ich habe das größte Vertrauen zu D i r."

So unsere Mutter!

Ich erinnere mich aber, daß Vaters freundliche Gesinnung für Stahr einen unerfreulichen Ausgang nahm. Stahr schrieb einen Brief, worin er sich über den verliebten Troubadour lustig machte, der mit der Guitarre unter dem Fenster der Geliebten klagt. Es war wohl nicht böse gemeint, verletzte aber meine Eltern doch.

Unsere Mutter stand Neujahr 1869 noch immer unter dem Eindruck, daß Stahr und Fanny versucht hätten, das Gedichtchen ihres Mannes lächerlich zu machen und schreibt deshalb: „Ich nahe mich Dir nicht als Bittende: wir haben bis jetzt allein die große Aufgabe gelöst, die uns von Gott auferlegt ist, und wenn Du mir bei der Geburt des kleinen Hans schriebst: ‚Goethe sagt: der Vater, der viele Kinder hat, ist der Sklave seines Lebens', so sage ich Dir, diese 7 lieben Kinder verlangten das Opfer der Trennung, das wir uns freiwillig auferlegt haben, worüber aber Dein Brief uns verspottete. Jede Kränkung, wenn sie mich allein getroffen hätte, würde ich ruhig ertragen haben, aber meinen Mann in der schwersten Arbeit wissend und dabei verspottet zu sehen, das ertrug ich zur damaligen Zeit der Trennung nicht. Wenn mein Brief, den ich Dir schrieb, härter ausfiel, als ich es mir denke, so tut es mir leid."

Nach dieser Aussprache geht der Brief in freundliche, schwesterliche Töne über.

Stahrs liebten, unseren Eltern gegenüber einen etwas überlegen gönnerhaften Ton anzuschlagen, der ihnen auf die Nerven ging. Wenn man jetzt rückblickend die Lebensführungen überschaut,

so versteht man die Unlust meiner Eltern, sich von ihnen schulmeistern zu lassen: i h r Lebenskonto steht keineswegs ungünstiger.

Vaters Brief fährt fort: „— — Am ersten Neujahrstag bei Schröder habe ich tapfer mein Tanzbein beim deutschen Walzer geschwungen. Beim russischen Gesandten waren wir zu einem ausgezeichneten Diner mit Grafen B r a n d e n b u r g , dem italienischen Gesandten und einem russischen Staatsrat. Graf Brandenburg meldete mir den Besuch der Herzogin P a l m e l l a an. Mein Bild von Busacco ist gestern fertig geworden und damit das fünfte Bild. Heute war es zu kalt, ein Bild anzufangen. Ich habe nur im Atelier herumgepusselt, Aufzeichnungen, Paletten und Pinsel rein machen können."

Zum Schlusse wird dem Gymnasialdirektor M a r q u a r d t in Gotha Auskunft erteilt über ein Bild von Holbein, das König Don Fernando vor vielen Jahren an sich gebracht hatte, „vielleicht das schönste, was von Holbein existiert. — — Es friert. Einen halben Zoll dickes Eis. Die Kälte im ungeheizten Zimmer unerträglich. Bei Euch wird es hoffentlich nicht so kalt sein (5. Januar)."

Bald begann die Frühjahrs-Campagna. Lose Blätter und das Skizzenbuch (15 × 10,5) setzen ein mit dem 25. II. 1868: Setubal (4 Bl.), es folgen Algeciras, Gibraltar, Malaga im März; Alora, Granada' Alhambra im April und „letzte Zeichnung in Spanien, d. 5. Mai 1868 Granada." Es ist eine sehr reiche Sammlung. Daneben 4 Aquarelle von Gibraltar, Setubal, Alhambra, Alora, aber auffallenderweise nichts an Ölstudien.

Das Leben in Gotha ging nach Vaters Heimkehr wieder seinen stillen Gang. Wir Söhne wuchsen heran, die älteren kamen schon außer Haus. Die Sommerferien verlebten wir zweimal in Friedrichroda. Vater malte dort Schloß Reinhardsbrunn, hat aber in Thüringen und später in Sachsen wenig Neigung zum Malen nach der Natur verspürt.

Der Verkehr in Gotha war sehr angenehm. Es bestand ein Kunstkränzchen, an dem auch der Gymnasialdirektor Dr. M a r -

quardt, Maler Prof. Schneider, der sehr talentvolle Postdirektor Jahn, der als Autodidakt prächtige Tiere, zumal Hochwild, zeichnete, zeitweilig auch Architekt Bohnstedt teilnahm, der Sieger im ersten Konkurrenzbewerb um das Reichstagsgebäude.

Der Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein ehrte in meinem Vater seinen Landsmann und lud ihn und uns Kinder zu Gast, wo wir mit den jungen Prinzessinnen und mit dem Prinzen Ernst Günther spielten. Meine Schwester wird noch jetzt bei zufälligen Begegnungen von unserer Kaiserin und deren Schwestern in huldvollsten Begrüßungen an die gemeinsam verlebte frohe Kindheit erinnert. Auch kamen die Herrschaften, die Tanten der Prinzessinnen, zu uns nach dem Schloß Siebleben einmal zu Ball. Dabei wurde die Hymne „Schleswig-Holstein meerumschlungen" gespielt, der Saal war mit holsteinischen Fahnen geschmückt und es gab den Dannebrog-Löwen in roter Grütze.

An Besuch von auswärts fehlte es nicht. Der Vetter unserer Mutter, Reichsgerichtspräsident Eduard Simson, kam in Friedrichroda vorgefahren, verstauchte sich beim Ausfluge leider den Fuß und mußte wochenlang liegen. Es kam der Schriftsteller Ludwig Walesrode, der Hessische Fortschrittsmann Friedrich Ötker, Dr. Johann Jacoby, der Königsberger Mann der 7 Fragen und viele andere Männer von Bedeutung. Eine wahre Sensation aber erlebten wir im Winter 1868. Mein Vater erzählt sie wie folgt:

Eines Tages sahen wir vor unserem Garten in der Schönen Allee in Gotha viele Schlitten halten, und gleich darauf traten der Herzog Ernst nebst der Herzogin, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen, der Erbprinz von Darmstadt, späterer Großherzog, mit seiner Gemahlin Alice, der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein nebst Gemahlin, der Fürst Hohenlohe und mehrere Kavalliere bei uns ein. Ich konnte ihnen nur sagen: daß so vielen Glanz meine Hütte noch nicht gesehen habe. Sie verweilten wohl eine halbe Stunde in unseren Wohnzimmern,

wo namentlich die Kronprinzessin lebhaftestes Interesse für unsere alten Möbel zeigte. Auf den Knien die unteren Teile besichtigend, rief sie immer wieder den Kronprinzen herbei: „Fritz, Fritz, sieh hier, sieh dort!“

Die kronprinzlichen Herrschaften waren aufs beste gelaunt. „Wo haben Sie denn die herrlichen Schränke gestohlen, Gurlitt? So was bekommt man ja gar nicht mehr zu kaufen. Wenigstens wir armen Leute nicht.“ Im Gespräch kam man auf Autographen. „Ich habe auch eines von Ew. Königlichen Hoheit.“ „Sind auch keine Schreibfehler drin?“ fragte die Kronprinzessin, „lassen Sie doch mal sehn! — Richtig, richtig! Erst hatte er ‚sie‘ klein geschrieben, hat es dann herausradiert und in ‚Sie‘ verbessert. Sehen Sie!“

Nun verlangte die Kronprinzessin auch mein Atelier zu sehen, der Herzog Ernst schloß sich ihr an. Ich malte gerade ein Bild vom Kallenberg bei Koburg, welches der Prinzessin so gefiel, daß es der Herzog ihr schenkte.

1870/71

Im Kriegsjahr 1870/71 waren zwei Söhne im 95. thüringischen Infanterie-Regiment mit im Feld, Otto und Cornelius. Es wäre ein Buch für sich, darzustellen, was diese Zeit für unsere Familie bedeutete. Die Briefe von Otto, der, bei Wörth verwundet, nach Düsseldorf geführt wurde und dort erst im evangelischen Krankenhaus, dann bei Andreas Achenbach in Pflege lag, bald nach seiner Heimkehr wieder ins Feld zog und dann die Belagerung von Paris und die Kämpfe gegen die Loire-Armee mitmachte, haben unsere Eltern kopiert, mein Bruder Fritz und ich in Tusch-Feder-Zeichnungen illustriert. Dieses Werk besitzt jetzt Cornelius in Dresden.

Im Oktober 1870 ging unser Vater für 3 Monate nach Düsseldorf, dort zu malen und sich geistig anregen zu lassen. Aus den Briefen jener Zeit hat besonders folgende Notiz Bedeutung.

Düsseldorf d. 5ten Jan 72.

— — — Ich spielte mit Knaus, Schlesinger und Seel ein leichtes Kartenspiel von 9 Uhr an. Oswald Achenbach, Prof der Akademie war bei mir anzufragen, ob ich von meinen Studien 6 Stück überlassen wollte, und was ich dafür haben wolle? Die Sache kam mir überraschend u. ich habe mir Zeit zur Ueberlegung erbeten. Er meint, es wäre durchaus nothwendig, daß die jungen Landschaftsmaler wieder ordentlich zeichnen lernten, sie auf die Natur zu verweisen, helfe ihm nichts, sie müßten von andern sehen, in welch hohem Grad, über die Photographie hinaus man der Natur nachkommen könne, um selbst ordentlich anzupacken, und er wisse keine Naturstudien wie die meinen, die ihm besser dazu geeignet schienen, hätte überhaupt noch keine so gute gesehen. Der Antrag ist sehr schmeichelhaft für mich, und ich werde 3 Blätter hergeben, und mich mit ihm über den Preis verständigen

Der Aufenthalt in Düsseldorf hinterließ ihm aber trotz solchen Beifalls doch einen schmerzlichen Eindruck. Er sah dort eine neue Kunstrichtung durchdringen, die der seinen bedrohlich war. Es hatte ihn zuerst abgestoßen, daß die Künstler ihre Bilder auf der Leinwand hin- und herwerfen, das Licht bald rechts, bald links aufsetzten und so während der Arbeit den Effekt erst suchten, während er selbst mit den fertigen Plänen im Kopfe an die Arbeit ging. Ja, er sah, daß die Freunde in Abwesenheit der Künstler an deren Bildern herumexperimentierten. Aber — er mußte das zugeben — sie erzielten Wirkungen, die er nicht schaffen konnte. Er fühlte, daß er unter die Alten geraten war, und würde, wenn es die Sorge um die große Familie gestattet hätte, damals vielleicht schon den Pinsel aus der Hand gelegt haben. Er war bald 60 Jahre alt und nicht mehr imstande, seine Art zu ändern. Er zehrte seitdem auch fast nur noch von den alten künstlerischen Stoffen. Wir treten mit diesem Abschnitt in sein Alter ein, obgleich er fast zwei Jahrzehnte noch täglich malte.

VII

ALTER (1876–1897)

Am 5. Juli 1872 feierte er mit seiner Frau die silberne Hochzeit. Alle 7 Kinder waren zugegen. „Ungemein beglückte uns," so schreibt die Mutter in der Chronik, „die Dankbarkeit, die uns alle Kinder in schönster Weise fühlen ließen. Wir sehen uns durch so viel Liebe reichlich belohnt für so manche Mühe und Sorge. Ein schmerzlicher Abschied konnte nicht ausbleiben. Kaum dürfen wir hoffen, die sieben guten Kinder wieder vereint um uns zu sehen. Dank ihnen für alle Liebe und Güte!" Und doch trat es 1892, also 20 Jahre später, wieder ein. Herzog Ernst schickte unserem Vater den Ernestinischen Hausorden. 1872

Ihren größten Verehrer fand in Gotha unseres Vaters Kunst bei unserem Nachbarn, dem Direktor der Gothaer Gasanstalt, Herrn Progasky. Dieser sparte sich jeden Groschen ab, um sich immer wieder ein neues Bild aus Vaters Atelier zu kaufen. Er hat sich so mit der Zeit eine ganze Gurlitt-Galerie erworben. Mein Vater war beglückt über einen so ausdauernden Kunstenthusiasmus und überliess diesem Freunde und Verehrer die Bilder so billig wie möglich.

Die Stadt Gotha selbst bestellte bei Vater als Jubiläumsgeschenk zur silbernen Hochzeit für Herzog Ernst ein Bild der Stadt Gotha, vom Eisenbahnviadukt her gesehen.

Auch aus der Mark Brandenburg hat Vater ein Motiv gemalt. Das kam so: sein alter Freund Heinrich Leo lud ihn zu sich nach Wannsee ein; ich meine im Jahre 1871.

Dort entstand ein Bild des Sees und Kiefernwaldung. Heinrich Leos Gattin, eine Schwester des Leipziger Musikdirektors Karl Reinecke, in Altona geboren, gehörte schon zu den jugendlichen Freunden im großelterlichen Hause. Mit einer fast brüderlichen Liebe und Sorgfalt hat Heinrich Leo das Vermögen unserer Eltern verwaltet und so geschickt verwaltet, daß es stetig wuchs. Außerdem kaufte Leo, der ein feines Kunsturteil hatte, von meinem Vater mehrere Bilder, darunter sein wohl bestes Heidebild mit Harburg in der Ferne. Als der gute, treue Freund starb, erbat sich unser bankkundiger Bruder einen Einblick in Vaters Konto der Firma Delbrück,

Leo & Comp. in Berlin. Er kam zur Mutter mit dem Rat zurück: „Laßt alles wo und wie es ist; das Vermögen wird mit einer geradezu rührenden Sorgfalt verwaltet." Und unsere Mutter befolgte diesen Rat und hatte es wahrhaftig nicht zu bereuen. Ich benutze diese Gelegenheit, dieser hochangesehenen Firma, die inzwischen ihren Namen geändert hat, den Dank unserer ganzen Familie auszusprechen.

1873
Dresden

Ein Ortswechsel schien geboten. Die Abgeschiedenheit von den Kunstzentren hatte schädlich gewirkt. Aber wohin? Die Wahl fiel schließlich auf Dresden. Am 1. April verließen wir Gotha, wo wir viele gute Jahre verlebt hatten. Aber auch Dresden bot in künstlerischer Hinsicht nicht die erhoffte Anregung, denn mit der dortigen Künstlerschaft kam unser Vater nicht in rechte Fühlung. Er hatte sich auch eine ungünstige Stadtgegend gewählt mit unzureichenden Ateliers, erst in der Güterbahnhof-Straße, dann in der Freiberger, wo er das Atelier außer der Privatwohnung, im Hause der Frau von Mangold hatte. Alle wir Söhne machten Ansprüche an seine Kasse, der eine als Student, der andere als Einjähriger oder Reserveoffizier, ein dritter und vierter als junge Geschäftsleute. Es ging ihm über die Kraft: er wurde schwermütig und sorgenvoll. Trotzdem setzte er keinen Tag die Arbeit aus. Aber er ging müden Schrittes und gedrückter Stimmung in das Atelier. Kein Wunder, daß auch seine Bilder mit der Zeit an Frische und Freudigkeit einbüßten. Zwar blieb ihm die Sicherheit der Technik und der Sinn für echte Kunst, manchmal gelang ihm noch auch ein glücklicher Wurf. Im großen und ganzen aber sind die Bilder jener Jahre keine Bereicherung seines künstlerischen Ansehens. Dazu kommt, daß sie durch Schuld der Farbenfabrikanten entsetzlich nachgedunkelt sind.

Nur ungern trennte er sich vom Atelier, weil sein Fleiß sich fanatisierte. Er wollte sich nicht gefangen geben, wollte seinem Lebensziel treu bleiben, soviel zu erwerben, daß er mit Frau und Tochter auch im Alter fremde Hilfe entbehren könnte. Er hat es geschafft, aber es war qualvoll, ihn bei schwindenden Kräften bis zur Erschöpfung arbeiten zu sehen.

Zuweilen kam zu dem ernst und schweigsam gewordenen Vater ein noch ernsterer: ein feierlicher Mann im schwarzen Gehrock, das wie erstarrte scharf geschnittene und bebrillte Gesicht von einer weißen Löwenmähne umstrahlt — Henrik Ibsen. Dann saßen die beiden Alten lange bei gewichtigen Gesprächen in dänischer Sprache für sich allein, zur größten Langeweile der übrigen Familie, zumal wenn sich das Gespräch bis in die Mahlzeiten hinein ausdehnte. Oder es erschien ein anderer nordischer, aber junger, blonder Gast, der Dichter Karl Gjellerup, oder — noch häufiger — ein wunderlich scheuer, junger, blonder Mann mit hoher Denkerstirn, in Erscheinung und Wesen an Friedrich Hebbel gemahnend — Dr. Langbehn, der unseren Vater durch seine Paradoxen in Erregung brachte, um so willigeres Gehör bei unserer Schwester fand, die sein Buch inhaltlich kennen lernte, ehe es noch gedruckt war. Davon hörte später Fürst Bismarck und ließ sie um Namen und Adresse des Autors von „Rembrandt als Erzieher" bitten. Meinem Vater gegenüber blieb Langbehn verschwiegener: „Ich decke meine Karten nicht auf, aber Sie werden von mir hören." Er sagte, sein Tagebuch enthalte Gleichbedeutendes wie das Hebbels. Auf die Frage, weshalb er es nicht veröffentliche, gab er die Antwort: „Das kann erst geschehen, wenn ich mich durch eine andere Schrift vorteilhaft bekannt gemacht habe." Meine Mutter fütterte ihn mit Milchreis, für den er eine Schwärmerei hatte, meine Schwester leistete ihm Gesellschaft auf weiten Spaziergängen.

Mit dem stets geistreichen und munteren Professor Hermann Hettner bestanden auch wieder freundschaftliche Beziehungen. Jetzt darf mans ja sagen: er hatte eine übereilte Verlobung mit meiner Mutter jüngsten Schwester Henriette wieder gelöst; deshalb jahrzehntelang eine Spannung. Das war jetzt vergessen, und meine Eltern erfreuten sich an dem kleinen, bartlosen, beweglichen, ungewöhnlich klugen und kenntnisreichen Gelehrten mit seinem sprudelnden Geiste, den er in breitem schlesischen Dialekt vortrug.

In den Sommern 1873—1875 war Vater mit uns jüngeren Kindern und unserer Mutter mehrere Wochen Gast des Altgrafen Hugo Salm

auf Schloß Blansko in Mähren, wo der älteste Sohn als Hauslehrer tätig war. Es waren herrliche Wochen in dem Kreise so lieber, schöner Menschen, die uns die herzlichste Gastlichkeit in ihrem Schlosse bereiteten. Die Fürstin Elise geb. Liechtenstein war eine überaus stattliche, hoheitsvolle Persönlichkeit, von einer geistigen Regsamkeit und von einer so umfassenden künstlerischen Kultur, daß man sie getrost den ersten Frauen der österreichischen Geschichte gleichstellen durfte. Jede neue Erscheinung in der gesamten Weltliteratur griff sie mit ihrem Feuergeiste auf; jedes neue Bauwerk in Wien, jede Premiere im Burgtheater und in der Oper waren für sie Stücke persönlichen Lebens. Dabei war die Fürstin von sonniger Heiterkeit und jederzeit zum Scherzen und Lachen aufgelegt: keine Laune ihrer schönen, munteren Kinder war ihr zu toll. Der hagere, stille Fürst daneben war ein Mann von wahrem Adel der Gesinnung, der unsere Verehrung in warmer, treuer Freundschaft erwiederte, aber neben der Größe der Fürstin trat er zurück — ohne Neid und Gekränktheit, denn er war selbst seiner Gattin größter, wenn auch stiller Bewunderer.

Unsere Eltern wurden dort geradezu auf Händen getragen, jeder Wunsch ihnen von den Augen abgelesen, und sie hatten immer nur ihre Not, so viel Güte und Liebenswürdigkeit abzuwehren. Hier freilich, wie auch anderer Orten, lebten meine Eltern nach dem Grundsatze, niemals von hochstehenden Persönlichkeiten Geschenke anzunehmen. Dadurch wahrten sie sich die innere Freiheit und bewirkten, daß sie überall für sehr begütert galten. Edlere Gastlichkeit als in Blansko haben sie aber wohl nie gefunden. Hier bestand eine Freundschaft, die sich bis in den Tod bewährte.

In Blansko konnte man die ersten Geistesgrößen Wiens treffen: den schweigsamen Maler M a c k a r t , den schönen Maler R o b e r t H u b e r , der, auf prächtigem Schimmel reitend, selbst wie einer der Araber aussah, die er so gerne malte, den feinen Klaviervirtuosen D e r f f e l , der am Abend der Fürstin Schuberts Lieder mit begleitendem Text auf dem Klavier interpretierte — ich habe nie mehr von Musik verstehen gelernt —, dann den fröhlichen, aber

sehr unter Stimmungen leidenden Ferdinand von Saar, der dort ein jahrelanges Künstlerasyl fand. Es wurden täglich Ausfahrten und Ritte in die herrliche Umgegend gemacht, gejagt, musiziert, Theater gespielt, Maskeraden veranstaltet und abends beim Tee die anregendsten Gespräche geführt. Allgemein war das Entzücken über die jungen, schönen Komtessen ‚Minka' und ‚Setti', die dann so früh aus dem Leben scheiden mußten. Sie leben mir in der Erinnerung als ein Unerreichbares an Anmut und Liebenswürdigkeit. Ich habe jedenfalls so viel weiblichen Charme nie wieder gesehen. — Vater zeichnete dort, um sich erkenntlich zu zeigen, für das Vestibül des Schlosses große Kohlenzeichnungen, wozu sich die Skizzen in einem Hefte finden: „Blansko, bewaldete Höhe, rechts Hütte und Pappeln, Jedownitzer See u. a. (18×22; 22×28; 22×30 cm).

Im Jahre 1873 finden wir den Künstler wieder in Holstein. Ein Brief aus Westerade, Mittwoch, den 8. Oktober 1873, gibt vollen Aufschluß: „Ich sitze in einem höchst gemütlichen Zimmer — im Ofen brennen ein paar kräftige Buchenklötze — bei Alt-Schwerdtfegers. Gestern früh 6 Uhr mit der Bahn von Eutin nach Plön, von dort zu Wagen durch eine überaus reizende Gegend in 2—3 Stunden nach Lütjenburg, dann hierher nach Westerade, wo ich durch mein Kommen große Freude erregte. Mir sind die Leute so lieb, daß ich gerne etwas verweile. Die Tafel beim Großherzog war brillant, die Großherzogin sehr gnädig, nur rissen die Lakaien — 24 an der Zahl, für jeden Gast einer —, wenn man bei der Konversation den Blick abwandte, — so schnell den Teller weg, daß einem dadurch manch guter Bissen entging. Ich habe von allen Seiten Aufforderungen zu Besuchen, auch für nächstes Jahr. Schon jetzt stellt sich diese Reise als ein höchst günstiges Unternehmen heraus und die Hoffnung auf gute Einnahmen. Die Herren Graf Holstein und von Buchwald sind täglich auf Jagd."

Auch im Jahre 1874 finden wir den Künstler wieder in Holstein. Wir haben Zeichnungen vom 1. September (Stöfs, Wald und See), zwei vom 9. September (Damsdorf, freies Dorfbild, nur leicht

skizziert, und ebenso Talweg durch freies Gelände, 18×26 cm). Das ist der einzige Ertrag.

1874 beschickte unser Vater die Ausstellung in Hamburg mit einer Landschaft von Ratzeburg die jetzt in Winchmore-Hill bei London im Besitz unserer Schwägerin Frau Rose Gurlitt ist. Es wird interessieren, wie sein alter Freund Günther Gensler (1. April 1874) darüber urteilt:

„Gern unterhalten sich ein Paar alte Freunde wieder miteinander, die sich in Süd und West, Rom und Paris auf ihren Studienwegen begegneten, immer ihre schon von den Eltern ererbte Freundschaft bewahrten. Dein größeres Bild zeigt, daß Du den Anforderungen unserer großen Ausstellungen Rechnung trägst, sie verlangen vor allem wirkungsvolle Erscheinung. Die Vereinigung der Hauptfarben zu großen Massen in den roten Ziegeldächern, den grünen Bäumen, der schweren, blaugrauen Gewitterluft, wirkungsvoll gehoben durch das goldene Kornfeld, erinnert mich an Hobbema. Man empfindet den anhebenden Wind in den Wogen des Getreides. So weiß ein erfahrener Stratege vor der Schlacht jede Waffengattung auf den rechten Platz zu stellen . . . Die harmonische Stimmung in den kräftigen Tönen, wie Du sie zur Geltung zu bringen weißt, ist historisch berechtigt, würde sich für eine Galerie gut eignen . . . Dein hiesiges Galeriebild (Motiv bei Sorrent) behandelst Du aber zu hart. Es ist zwar gegenständlich nicht so allgemein ansprechend, nicht so gemütlich wie das oben besprochene, aber alle Künstler und kompetenten Kenner wissen die Durchführung des Bildes, die sorgfältige Behandlung anzuerkennen."

Auch 1875 im Anschluß an Blansko fuhr Vater nach seinem geliebten Holstein und zeichnete ins Skizzenbuch (23×24) 3 Skizzen: Stöfs, den 20. August, Buchwald mit Ausblick; Buchen mit weitem Blick aufs Meer; Helmsdorf, den 4. September, Dorf, Wiese und Buchen. In diesem wie auch im folgenden Jahre begleitete ihn unsere Mutter dorthin. Im Jahre 1876 entstanden 5 größere Blätter und 5 kleinere im Skizzenbuch aus den Tagen vom 25. Juni bis zum 17. September, die den Orten Tesdorf,

Grünhaus und Stöfs angehören. Er schrieb am 27. Juni an seine einzige Tochter: „Ich werde nicht lange in Holstein bleiben. Auf Geschäfte scheint sehr wenig Aussicht bei der allgemeinen Klage über Geldmangel. Bei Fremden zu Gast zu sein, hat auf die Dauer etwas ungemein Drückendes. Das einsame Wirtshausleben aber halte ich bei der Kirchenstille, die hier im östlichen Holstein herrscht, vor Langeweile nicht aus, zumal mir meine Kräfte nicht mehr gestatten, den ganzen Tag Studien zu machen. Auch hier in Grünhaus, wo man mich freundlich aufgenommen hat, fängt es an, nachdem ich ein Bild beendet habe, sehr langweilig zu werden. Fast nie verkehren die Herrschaften mit einem Bürgerlichen, wenigstens steht in dem Fremdenbuch keiner, der als Gast im Hause wohnte. Interessen und Anschauungen sind zu verschieden. Man muß oft an sich halten bei Urteilen, die man in unseren Kreisen zu hören nicht gewohnt ist. Die Gegend ist herrlich: Bäume, wie man sie schwerlich anderswo findet, aber alles zu parkmäßig ordentlich, so daß sich schwer ein Motiv zu einem Bilde findet. Heute bin ich von 7—10 Uhr bei großer Hitze umhergelaufen, ohne etwas für meine Mappe erhascht zu haben."

Aus dieser Zeit etwa besitzen wir von unserem Vater eine lebensgroße Büste. Sie ist das Werk des Bildhauers Christian Behrens (geb. 1852), der ein Schüler des Dresdener Bildhauers E. J. Haehnel (1811—91) war und später Professor an der Kunstschule in Breslau. Die Arbeit ist breit und sicher und von überzeugender Aehnlichkeit.

1877 Rom

Vaters Gesundheit im folgenden Winter litt unter der ununterbrochenen Arbeit und Mißstimmung. Am 18. Juni 1877 tat er endlich auf Anraten seiner Familie und der Ärzte etwas Eingreifendes für seine Gesundheit. Am 8. Juli kam er heiter und frisch aus Marienbad zurück. Er hatte einmal ganz gefeiert, und das allein mag ihn körperlich schon gekräftigt haben. Jetzt faßte er auch den Mut zu einer neuen Rom fahrt. Er nahm unsere Mutter mit und sucht mit ihr die alten lieben Plätze auf. Wir 6 Jungen waren endlich seiner

Hilfe größtenteils entwachsen, und damit wichen auch die wirtschaftlichen Sorgen von ihm und seine gesunde Natur richtete sich wieder auf. „Bei Annäherung von Rom, wo ich sehr Schmerzliches, aber auch entzückende Jahre verlebt hatte, stieg meine Aufregung immer mehr. Ich begrüßte die ersten Ruinen der Wasserleitung und den Tempel der Minerva Medica mit Jubel." Erst wurde Rom genossen. Dann gings nach Albano und Arricia. Erinnerungen tauchten auf an die Zeiten, wo er noch jung mit seinen Kunstfreunden hier geschwelgt hatte: „Ach, und in demselben Flusse schwimmst Du nicht zum zweitenmal!" Von Albano nach Rocca di Papa, hoch oben am Monte cavo. Dort in einer schmutzigen trattoria Bekanntschaft mit Bildhauer Achtermann, der, damals 80jährig, bis zum 30. Jahre in Westfalen Hirt und Ackersknecht war, durch Empfehlung seines Landrates zu Professor Rauch kam und dann nach Rom, dem Ziele seiner Sehnsucht, und dort vielleicht der bedeutendste Bildhauer für religiöse Aufgaben wurde. Für eine Pieta, ein Kunstwerk großen Stils, erteilte ihm der Papst (1888) seinen höchsten Orden.

Im Oktober finden wir Vater mit vier Zeichnungen in Nemi und Rocca di Papa beschäftigt: Nemi mit dem ganzen See und dem Blick auf die Campagna, ein anderes Blatt mit dem Blick auf Rocca di Papa, ein drittes mit Blick auf den Ort und den See (35×64; 23×29; 48×34), schließlich das Stadtbild von Rocca di Papa links, rechts Blick ins Gelände (23×30).

Damals Verkehr mit der schönen jungen Fürstin Orsini geb. Gräfin Hojos aus Wien. Aufenthalt in Nemi, dann Ende Oktober Rückkehr nach Rom, wo ein außerordentlich heiteres, harmonisches Leben begann. „An den Mahlzeiten viele junge, prächtige Männer, alle durch den Aufenthalt in Rom gehobenster Stimmung. Alle scharten sich um uns Alte, nannten sich unsere Kinder und führten immer neue Gäste zu."

Zuerst waren es die jungen Künstler, die dem alten Meister huldigten, bald aber gesellten sich Kaufleute und Offiziere hinzu. Unter diesen der preußische Leutnant Emil Körner, den die

Eltern ganz besonders in ihre Herzen schlossen. Sie verfolgten seine Ruhmesbahn mit nie ermattender Teilnahme und begrüßten den Befreier von Chile viele Jahre später, als der chilenische Chef des Generalstabs ihnen mit ungeminderter Herzlichkeit und Verehrung nahte, wie einen mit Ehren heimkehrenden Sohn. In den Freundesbund wurde auch General Körners ihm ebenbürtige schöne und liebenswürdige Gattin aufgenommen, die mit ihrem hellen Lachen oft in das Steglitzer Zimmer des Greisenpaares einen wahren Sonnenglanz getragen hat.

Gleichzeitig war damals Fanny Lewald-Stahr in Rom und der tägliche Verkehr unserer Eltern und Schwester, die Januar den Eltern nach Rom gefolgt war. Mit ihr kamen sie in einen Kreis hochstehender Persönlichkeiten: Historiker Gregorovius, eine hochgewachsene vornehme Gelehrtenerscheinung, der Historienmaler Carl Becker aus Berlin, der deutsche Gesandte von Keudell, ein breitschultriger Mann, echte deutsche Offiziersgestalt, Paul Heyse, noch immer eine imponierende Erscheinung und von größter Freundlichkeit gegen seinen väterlichen Freund, nur durch schwere Schicksalsschläge in der Familie tief niedergebeugt, und — unverändert schweigsam — Henrik Ibsen. In diesem Kreise zeigte sich, wenn auch selten, der große Liszt, den ein Schwarm von Schülern und Verehrern umgab. Auf Bitten meiner Schwester spielte er einmal im deutschen Künstlerverein zu einem wohltätigen Zweck.

Der Winter in Rom verlief so in angeregter Geselligkeit und fand Abschluß in einem großartigen Abschiedsfest, mit dem die Freunde unsere Eltern überraschten. Im Atelier, von Moses Jacob Ezekiel, in den Termen des Diocletians, war eine Nachbildung der Fontana Trevi aufgebaut. Rudolph Genée als Neptun, umgeben von Titonen und Nixen, sprach in seinem selbstgedichteten Festspiele den Gedanken aus, daß der Meeresgott selbst die Rückkehr unserer Eltern nach Rom wünsche, und es reichte den Scheidenden eine schöne Nixe den letzten Trunk aus der Fontana Trevi mit den Worten:

„Den besten Römern der neueren Zeit,
Sei dieser Wundertrank geweiht,
Er bring' Euch Freude, Glück und Ehr'
Und sichre Euch frohe Wiederkehr!"

Nun ging die Fahrt der Eltern mit den Kindern Fritz und Else nach Neapel und Pompeji und dann ohne Aufenthalt über Bologna und den Brenner zurück nach Plauen bei Dresden.

Schon in Rom hatte Vater sehr schmerzhafte hämorroidalische Leiden. Er kehrte am 15. Mai, stark abgemagert und so krank zurück, daß schließlich auf Anraten des Dr. Pierson von den Doktoren Warnatz und Rupprecht am 5. Juni unter Narkose eine Operation vorgenommen werden mußte: durch Ausdehnung des Mastdarmes wurde eine Fissur von bedeutender Größe zur Heilung gebracht und damit einem langwierigen, höchst schmerzhaften Zustande abgeholfen.

Auf den September 1878 fiel dann noch ein kurzer Besuch von Holstein (Neudorf, Güsfeld). Im März 1880 aber bezogen wir eine geräumigere, besser gelegene Wohnung in Plauen bei Dresden (Binnertstr. 27), wo sich unser Vater bald kräftigte. Es meldete sich auch wieder die Lust zu reisen.

Am 15. November gings über Prag und Blansko (3 Wochen) und Graz, wo Memo als Privatdozent lebte, wieder nach Rom. Unterwegs entstand eine kleine Skizze (11 × 6) vom Lido bei Venedig (22. September). In Rom war großes Familienfest am 18. April 1881. Fritz heiratete Fräulein Anna Imhof. Die Hochzeitsfeier, wieder in den Thermen des Diocletian bei M. Ezekiel, war ein Erlebnis großen Stiles. Ich muß mir hier die Beschreibung erlassen. Vater hielt eine Ansprache ganz aus dem Innersten jener Natur heraus.

Sommer 1882 machte ich mir die Freude, mir meinen Vater nach Sylt zu Gast zu laden. Ich war damals Lehrer an der Gelehrtenschule des Johanneums und gut bei Kasse. Wir saßen zusammen am Strand und schauten hinaus ins weite Meer. Den nächsten Morgen wollte er nicht mit zum Strand. Als ich heimkam, hatte er ein

Bildchen (33×23) fertig: Ein Küstenstreifen, dessen Beleuchtung mich so sehr entzückt hatte. Er hatte sie mir in wenigen Stunden aus dem Gedächtnis mit solcher Treffsicherheit der zarten Töne gemalt, daß man den 70jährigen Künstler doch noch nicht zu den Greisen zählen mochte. Er kehrte frisch und heiter nach Plauen zurück und verlebte dort wieder seinen stillen, behaglichen Winter. In der Hitze des Hochsommers 1883 aber befiel ihn eine starke nervöse Abspannung und Schwäche in Händen und Füßen. Schmiedeberg im Erzgebirge brachte kaum Besserung, wohl aber Obergrund bei Bodenbach, so daß er am 4. Oktober vollständig genesen nach Plauen zurückkehren konnte.

Es folgten schöne, stille Jahre in Plauen mit fast alljährlichem Besuch von Naundorf bei Schmiedeberg, wo sich Vater in der ländlichen Schlichtheit des Lebens so ganz in seinem Elemente fühlte. Ein vierwöchentlicher Besuch bei unserem Bruder Otto in Winchmore Hill, nördlich von London, zeigte ihm zum erstenmal die englische Natur, und er entzückte sich an der weichen Luft und an dem herrlichen Baumwuchs.

Wir Söhne hatten Dresden verlassen, und so wollten unsere Eltern nicht allein zurückbleiben. Am 9. August 1888 verließen sie Sachsen und übersiedelten nach Steglitz, wo ich damals Lehrer am Gymnasium war. Sie bezogen eine sehr passende Wohnung in der Villa des Musikers und Operettendichters Wilhelm Manstädt, Elisenstr. 21. Dort haben wir mehrere Jahre in Freud und Leid, zumeist Freud — denn es kam jetzt ein wahrer Sonnenglanz des Abends über der Eltern Leben — zusammengelebt. Das allgemeine Menschenschicksal, das Sterben, hatte für sie kaum Schrecken mehr. Sie gingen getrost dem nächsten Tag entgegen, obschon der Tod ringsum Ernte hielt und ihnen fast alle Altersgenossen entriß. Am 5. August 1889 starb in Dresden im Hotel Bellevue Fanny Lewald-Stahr. Meine Mutter trug in die Hauschronik ein: „Ihr Name hat der Familie Ruhm und Ehre gebracht. Ihr Fleiß, ihre Tatkraft und Tüchtigkeit mag ganzen späteren Generationen unserer Familie zum Beispiel dienen. Bis zum letzten

Atemzuge wünschte sie zu leben, entsetzlich war ihr der Gedanke an den Tod. Der Tod selbst war ihr aber eine Erlösung." Am 24. März 1891, Fannys Geburtstag, starb in Dresden unserer Mutter Lieblingsschwester, Minna Minden, und 2 Tage darauf, „um den Kummer für uns alle bis zum höchsten zu steigern", deren einzige Tochter Elisabeth; beide ohne von ihrem Tode zu wissen. Wir trauerten mit dem einzig Überlebenden seiner Familie, Vetter Heinrich Minden, an beiden Gräbern.

Durch das Ableben der Tante Fanny Lewald-Stahr, die auch ein schönes Familienlegat hinterließ, das nach Absterben unseres Geschlechtes der Stadt Berlin zufällt, wurde unsere Schwester Else so bedacht, daß von jetzt an den guten Eltern jede wirtschaftliche Sorge benommen war. Sie haben ihren sorgenfreien Lebensabend mit innigem Glück genossen. Unser alter Vater saß auf seinem Lehnstuhl als ein Bild des Behagens und Friedens mit der Welt. Sein gedrungener Körper, echt niedersächsische Natur, barg eine noch unerschütterte Gesundheit: „Unverdauliches gibt es nicht, das ist nur Einbildung, das sind Faxen." Mehr als 80jährig hatte er einen schweren Influenzaanfall. Er rief mich an sein Bett und sagte: „Es geht vielleicht zu Ende. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, habe mich redlich für die Meinen gequält, wissentlich niemand Unrecht getan und fürchte nichts." Aber er wurde wieder gesund. Als er in der Zeitung las, kein Mensch über 80 Jahre habe die Influenza überdauert, lachte er: „Ich doch!"

Am 8. März 1892 hat er seinen 80. Geburtstag gefeiert. Wie ein altbiblischer Patriarch saß er inmitten seiner großen Familie. Ein wunderbares Glück hatte über dieser gewaltet. Wir addierten unsere Lebensjahre und kamen bis dicht an 500 heran. In fast 50 Jahren kein Toter unter 9 Menschen! Von 7 Kindern keines gestorben, keines verdorben, alle 6 Söhne verheiratet, mit Kindern gesegnet und in sicherer Lebensstellung: Wilhelm Universitätsprofessor in Graz, Otto selbständiger Wechselmakler in London, Cornelius Dozent der Kunstgeschichte in Charlottenburg, Fritz Gründer und Besitzer des Kunstsalons in Berlin, ich,

Ludwig, Oberlehrer in Steglitz, Hans (Johannes) Kaufmann in Altona, Else, die treue Hüterin der greisen Eltern, auch in rüstiger Kraft dazu ein fröhliches Gewimmel von Enkelkindern.

Was Vater schon 1883 niedergeschrieben hatte, galt jetzt in noch höherem Grade: „Ich sehe in Ruhe auf ein in ununterbrochenem Fleiß geführtes Leben zurück. Ich habe meinen Lohn im Gedeihen meiner 6 Söhne und einer Tochter und in der erfreulichen Anerkennung meiner Leistung." Es liefen bei ihm ehrende Briefe und Telegramme von Kunstgenossenschaften ein, ihn besonders beglückend und als Krönung seines Festes, fast könnte ich sagen, seines Lebens, das Telegramm:

„Friedrichsruh. Nehmen Sie bei Vollendung achtzig erfolgreicher Jahre meinen warmen Glückwunsch entgegen. von Bismarck."

Aber schon stand der Tod auf der Lauer: wenige Tage nach dem glücklich verlaufenen Geburtstagsfeste brach bei Fritz ein schweres, unheilbares Nervenleiden aus, dem er nach qualvollem Siechtum am 8. Februar 1893 erlag. Dieser Verlust traf die Eltern im Innersten: sie haben den Schmerz darüber nie überwunden.

Die folgenden stillen Jahre erfüllte der Wunsch des Vaters, nun auch noch seine goldene Hochzeit zu erleben. Das war das nächste und zugleich letzte Ziel, das er seinem Leben steckte.

Seine Liebe zu Naundorf bei Schmiedeberg wuchs von Jahr zu Jahr. Dort hatte er liebe Freunde gewonnen, sowohl bei der Landbevölkerung wie bei den städtischen Sommergästen. Am nächsten standen seinem Herzen die Familie des Großgärtners Seidel aus Strießen bei Dresden und dessen Sohn Heinrich und Familie. Dort wurde auch im alten Jägerhaus die mit Sehnsucht erwartete goldene Hochzeit am 5. Juli 1897 gefeiert. Die ganze Umgebung nahm freudigen Anteil, manche Häuser hatten geflaggt, und selbst die Sekundärbahn, die dicht am 1897

Jägerhause hält, führte einen blumengeschmückten Zug. Über 300 Telegramme liefen ein, darunter eins von Oswald Achenbach des Wortlautes: „Meinem leuchtenden Vorbilde in der italienischen Landschaftsmalerei sende zum goldenen Jubiläum die herzlichsten Grüße und Glückwünsche."

Die ganze Nachkommenschaft der Eltern war um sie vereinigt. Die Tischrede, die der Jubilar mit seinen 85 Jahren in starker Ergriffenheit, aber mit kräftiger, überzeugender Sprache hielt, war sein geistiges Testament; er hatte sich die Gedanken dazu lange vorher zurechtgelegt und sich auf die Stunde gefreut, wo er eindringlich seiner ganzen Nachkommenschaft ins Gewissen reden wollte. Jeder Satz darin ist ein Lebens- und Glaubensbekenntnis. Er hatte sich auch den Wortlaut so fest eingeprägt, daß er ihn tags darauf seinem ältesten Sohne in die Feder diktieren konnte:

Rede des Vaters zur goldenen Hochzeit, den 5. Juli 1897.

„Wir feiern heute ein Familienfest, sind glücklich, daß nicht allein die Glieder der engeren Familie alle erschienen sind, sondern auch liebe Verwandte und Freunde. Letzteren danke ich besonders, daß sie gekommen sind, an unserem ländlichen Feste teilzunehmen und uns dadurch ehren. Sehnlichst habe ich mir diesen Tag herbeigewünscht, um ihn mit meiner treuen Lebensgefährtin, umgeben von Kindern, Enkeln, Verwandten und Freunden, zu feiern. Es ist mir gegönnt worden, Gott sei es gedankt!

Mit verzeihlichem Stolze sehen wir auf unsere Kinder: leider! fehlt eins, ein Unvergeßlicher! Tüchtige Menschen, die — jeder auf seine Weise — ihren Platz in der Welt gut ausfüllen. Zu der einzigen Tochter habt Ihr Söhne uns weitere Töchter zugeführt, liebe Töchter, die wir mit gleicher elterlicher Liebe umfangen. Eine Schar lieblicher Enkelkinder — ja, es ist sogar eine junge Braut dabei, die uns einen neuen Enkel zuführen wird — umgibt uns und läßt uns vertrauensvoll in die Zukunft schauen, wo wir hoffen dürfen, daß unser Geschlecht lange blühen und gedeihen werde. Gott er-

halte Euch die lieben Kinder! Mögen sie in Gesundheit wachsen und gedeihen, groß und stark werden und Euch Freude bereiten!

Man sagt: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über." Das muß wahr sein. Denn auch mich drängt es, weiter zu sprechen. Ich weiß es ja, Ihr werdet alles tun, um Euren Kindern eine glückliche Zukunft zu bereiten; Ihr werdet sie Tüchtiges lernen lassen, um ihnen den Weg ins Leben zu ebnen. Aber verwöhnt und verzieht sie nicht! — Nun, mein Leben kennt Ihr ja. Mein selbstgewähltes und selbstbefolgtes Ideal war stets Einfachheit und Bedürfnislosigkeit. Es hat mir unendlichen Segen gebracht und hat gemacht, daß ich immer z u f r i e d e n war und n i e entbehrte, hat mich gesund erhalten und mich so alt werden lassen, hat gemacht, daß ich vom zwanzigsten Jahre an vollkommen frei und von keinem Menschen abhängig war und hat mir halben Reichtum mit ins Leben gegeben —: denn Bedürfnislosigkeit ist halber Reichtum. — Ich spreche aus Erfahrung. Nun ist es ja nicht jedermanns Sache. Aber es liegt mir zu nahe, daß ich wünschen möchte, etwas von diesem Ideal und seinem Segen ginge auf meine Enkel über in dieser materialistischen und prosaischen Zeit.

Laßt Eure Kinder ruhig heranwachsen, ohne zu viel Zerstreuung und aufregende Lustbarkeiten. Fröhlich genug werden sie ohnedies sein: gewiß oft mehr, als Euch gerade lieb sein wird. Denn Jugend — ach, Jugend! — ist Trunkenheit ohne Wein. Eure Liebe zeigt den Kindern dadurch, daß Ihr sie möglichst abzuhärten und widerstandsfähig zu machen sucht, daß sie den Kampf ums Dasein, der wenigen erspart werden wird und immer heftiger zu werden droht, bestehen und, wenn das Vaterland in Gefahr ist und der Kaiser ruft, sie gegen den Feind ziehen können. Unser Stolz ist, daß zwei unserer Söhne gewürdigt wurden, gegen den Feind zu kämpfen. Daß sie ihre Schuldigkeit getan, beweist das eiserne Kreuz auf ihrer Brust. Die Germanen sind ein Heldenvolk und ich hoffe, sie werden es bleiben. Den geistig und körperlich Gesunden gehört die Zukunft. Die werden auch den Platz, den ihr Können und Wissen ihnen einst anweist, ausfüllen und behaupten.

„Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht.
Wer sich nicht selbst befiehlt'
Bleibt immer Knecht."

sagt Goethe.

Und nun die lieben Mädel! Nun, Ihr Mütter werdet schon dafür sorgen, daß sie nicht bemitleidenswerte, eitle Zierpuppen werden, die nur für Putz, Schmuck und dergleichen Tand Sinn, Verständnis und Interesse haben. Ihr werdet gewiß versuchen, sie zu tüchtigen, leistungsfähigen Menschen zu erziehen, mit würdigerem Lebensinhalt. Laßt sie lernen, daß treu erfüllte Pflicht mehr Genugtuung und Befriedigung gewährt, als die Jagd nach Zerstreuung und aufregenden Vergnügungen! Laßt alle Eure Kinder gute, brave Deutsche werden! Das ist nach meiner Auffassung doch der Inbegriff alles Guten und Edlen.

„Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über!" Solltet Ihr, liebe Kinder, so glücklich sein, Tage zu erleben, wie heute Eure Eltern, einen Tag zu feiern, wo Ihr dann auch, umgeben von Kindern, Enkeln, Verwandten und Freunden, Euch beglückt fühlen werdet, wie wir es heute sind, dann schweifen vielleicht auch Eure Gedanken in die Vergangenheit zurück und Ihr gedenkt auch des heutigen Tages, wo wir vielleicht, ja wahrscheinlich a l l e Glieder unserer engeren Familie zum letzten Male versammelt sehen: dann hoffe ich auch, Ihr werdet wie wir mit Ruhe auf ein in Frieden und Eintracht verlebtes halbes Jahrhundert zurückblicken ohne Reue, mit befriedigtem, dankerfülltem Herzen. Das walte Gott!

Nun aber, liebe Anwesende, laßt uns fröhlich sein! Tut uns die Liebe und freut Euch mit uns beiden Alten, die ein so seltenes Fest erleben durften, und was wir selbst an Fröhlichkeit noch aufzubringen vermögen, das werden wir gern dazu beitragen.

Füllt die Gläser und laßt uns trinken auf frohe Feststimmung und auf das Wohl aller anwesenden Lieben. Sie leben hoch! hoch!! hoch!!!"

Rückblick

Das schöne ernste Fest stimmte zu Rückblicken auf das lange Leben und Wirken des Jubilares. Es war wie ein Erntefest, bei dem der Aussaat und des Wachstums gedacht werden mußte.

Hier zusammenfassend eine Bemerkung über Vaters gesamte Kunstübung: Nach sorgfältigen Skizzen in Blei oder Öl, an denen selbst er zu Hause nie wieder einen Strich geändert hat, komponierte er auf die Leinwand das Bild und sorgte dabei für Harmonie der Linien. Dann untermalte er das Bild in breiten Flächen, ließ das trocken werden und ging dann an die Ausführung. Ziel aller Mühe: „das Bild muß zusammengehen". Das bedeutet, es muß eine Harmonie der Linien und Farben entstehen. Ihm war ein Bild eine Symphonie. Alles mußte zu einem vollen Klang zusammenstimmen. Deshalb zog selbst eine kleine Änderung in der Farbe eine völlige Überarbeitung auch der anderen Partien nach sich. Das entspricht übrigens durchaus der Natur. Auch da bestimmt der Ton der Luft die Färbung der ganzen Landschaft. Wie er die harten Kontraste in Linie und Farbe mied, ebenso mied er die Leidenschaft in der Natur, das große Pathos. Deshalb hat er Gewitter, Stürme, erregtes Meer und sonstige Naturgewaltsamkeiten nie gemalt, dafür um so lieber das ruhig ernste Antlitz der Erde und des Wassers, die friedliche und feierlich stimmende Andacht der Landschaften.

Nicht auf blendende Effekte ist es bei ihm abgesehen, sondern auf Innerlichkeit und Vertiefung. Daher seine Bilder nie ermüden. Je länger man sie beobachtet, um so mehr Feinheiten entdeckt man, um so mehr wachsen sie einem ans Herz. Beweis: man begegnet seinen Bildern nie im Kunsthandel; wer sie hat, gibt sie nicht wieder her.

Doch ich will selbst mit meinem Kunsturteil lieber zurückhalten. Welche Stellung mein Vater als Landschaftsmaler in seinem Jahrhundert eingenommen hat, darüber wird die Kunstgeschichte richten. Ihm selbst genügte an dem Lobe, das ihm die besten Künstler seiner Zeit gespendet haben, und er berief sich dann wohl in Stunden der Rückschau auf das Wort:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan,
Der hat gelebt für alle Zeiten."

Er war ein Mann von strengen Grundsätzen und gewissenhaftester Lebensführung. Sein Leben liegt klar und rein vor unseren Augen ausgebreitet; es ist da nichts, was man verheimlichen oder entschuldigen müßte. In den zahllosen Briefen an seine Frau nie ein Streit, nie ein gereiztes oder hartes Wort. Eheirrungen und Eifersüchteleien erst recht nicht. In Wien verstand man nicht, weshalb er ein halbes Jahr als Asket lebte. Er schrieb an unsere Mutter: „Unglaublich, wie leicht man das hier nimmt. Mir aber macht es gerade Freude, streng gegen mich zu sein." Dabei war er kein Zelot gegen die sündhafte Welt, und einmal, als ein Sohn auf Abwegen ertappt wurde und die Mutter jammerte und klagte, beruhigte er sie mit den Worten: „Ich war auch kein Tugendbold."

Sein Getränk war Wasser. Alltäglich stand in seinem Atelier eine gläserne Karaffe mit Wasser, auch bei Tisch gab es Wein nur wenn Gäste kamen. Erst im Alter ging er der Zerstreuung wegen allabendlich zu Bier. Aber es hätte ihm einer Gold bieten können, daß er mehr als 1, höchstens $1^1/_2$ Glas tränke. Rauchen mied er aus Sparsamkeit und aus Mißachtung. Es schmerzte ihn, daß er sich das Schnupfen angewöhnt hatte. Alle Versuche, es sich wieder zu entwöhnen, mißlangen, weil seine Augen darunter litten. Seine silberne Dose begleitete ihn bei Tag und Nacht; zuweilen mußte sie gesucht werden, und er wußte eine wahre Odyssee von ihren Irrfahrten zu erzählen.

Sein Geist war stets mit ernsten Dingen beschäftigt. Er hatte sich durch Selbststudium höchst achtbare Kenntnisse in Geschichte, Politik, Erdkunde und in der deutschen Literatur erworben. Am liebsten las er die Geschichtswerke von Treitschke, H. von Sybel, Ranke und die Generalstabswerke über die drei großen Kriege, die er in so heißer Anteilnahme miterlebt hatte. Aber auch Humbolds Kosmos und Schriften seines Freundes von Littrow sah man oft in seinen Händen. Seine ganze Wonne

waren Fritz Reuter und Claus Groth, und da konnte er lachen und ergriffen sein, daß ihm die Tränen in den Bart rannen.

So gutmütig er war, so hatte er doch seine Freude daran, mit den Leuten heftig zu debattieren. Er zog den Ärzten zu Leibe, die den Menschen erst krank machten, meinte mit Goethe, wer, über 40 Jahre alt, noch einen Arzt brauche, müßte töricht sein; hat sie aber doch öfters an sein Bett rufen müssen; er verspottete die Zahnärzte, weil er nie zu einem zu gehen brauchte. Mit 70 und mehr Jahren knackte er noch die Nüsse mit den Zähnen auf, und als ihm einmal ein Zahnarzt der „Wissenschaft wegen" in den Mund sah, rief der aus: „Donnerwetter! wie die Mauern!" Dann fielen dem 80jährigen die gesunden Zähne nach und nach aus. Er eiferte für den Vegetarismus, aber mehr in Worten als durch die Tat, am liebsten beim Genusse eines Gänsebratens. Er schalt die Schulmänner und vor allem die Philologen, die auf den Gymnasien die Jungen nur dümmer machten, aber er verkehrte doch gern mit ihnen und horchte auf, wo er von ihnen etwas lernen konnte. Er setzte den Theologen und Pastoren zu und meinte, sie predigten durch zu strenge Rechtgläubigkeit ihre Kirchen leer, aber er lebte trotzdem mit ihnen in Frieden. Es war ihm mehr ums Debattieren, als ums Kränken und Überzeugen zu tun.

Nur in wenigen Dingen verstand er keinen Spaß: wenn ihm jemand gegen Goethe, Hebbel und Bismarck sprach.

Als Gatte war er treu vorsorglich, als Vater von großer Einsicht und Nachsicht, schalt auch nicht heftig, wenn wir unrecht taten, sondern zog sich leidend zurück. Er tat nie etwas gegen seine Familie, was er zu bereuen brauchte: er hatte sich in der Gewalt und übte vorbildliche Selbstzucht. Er suchte stets Verkehr mit den Besten und hat, wie wir sahen, mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Freundschaft gelebt.

In den nachgelassenen Briefen finden sich dafür noch viele Belege. Ich greife willkürlich heraus. Am 30. April 1858 schreibt ihm Geibel aus München einen warmen Brief, der mit den Worten schließt: „Lebewohl (!) und sei herzlich gegrüßt von Deinem Dir

in alter Freundschaft zugetanen Geibel." Der Wiener Dichter Mosenthal schreibt: „Wien, 9./10. 1869 — — laß mich, lieber, alter Freund, auch einmal ein Wort von Dir hören! Mit alter Treue Dein M." Von Professor Windscheid, dem brühmten Juristen, liegt ein Brief vor, der von alter Freundschaft und von Verehrung spricht, von Jos. Joh. von Littrow, dem berühmten Astronomen, von dem Physiologen Ludwig in Wien gleich herzliche Zeilen, in denen dieser Auskunft erbittet über ein Wetter- und Wolkenphänomen, das unser Vater auf der dänischen Insel Möen beobachtet hatte. Mit Theodor Mommsen stand er gut freundschaftlich. Mommsen dichtete sogar einmal zu Ehren meiner Mutter. Ernst Curtius war ihm herzlich zugetan sein Leben lang und besuchte ihn noch als Achtzigjährigen in Steglitz. Unser Elternpaar erschien ihm da wie Philemon und Baucis. Gustav Freytag liebte den Verkehr mit ihm; der junge Paul Heyse war oft (1848) in seinem Hause und zeichnete sein Porträt, recht ähnlich (jetzt in meinem Besitz). Der alte Wiener Dichter Castelli bittet ihn (Wien, 21. 5. 1852) um ein „Rosenbildchen", das er Herrn Eduard von Bauernfeld, dem berühmten Wiener Lustspieldichter und gemeinsamen Freunde, überreichen möge. „Verzeihen Sie mir meine Zudringlichkeit, aber einen so ausgezeichneten Künstler muß ich brandschatzen. Der Himmel erhalte und schütze Sie und führe Sie recht bald wieder in unsere Mitte. Mit Hochachtung und Dank Ihr ergebener Castelli." Von großen Malern Deutschlands gab es im letzten Jahrhundert kaum einen, dem mein Vater nicht nahegetreten wäre, und die besten waren seine Freunde. Allen voran Moritz von Schwind, „der Prachtmensch!", mit dem er jede mögliche Begegnung suchte, in Wien und in München und sonst wo; dann der gleich lustige und geniale Architekt Theophil von Hansen, dessen Wiedersehensfreude ich in Wien gelegentlich der Weltausstellung miterlebt habe. Mein Vater wollte mit mir in „Käthchen von Heilbronn" — da kam Hansen: „Unsinn, Unsinn! Das gibts nicht, Gurlitt! Das schickt sich nicht für Dich — ein unmoralisches

Stückel, ein Weibsbild, das einem Manne nachläuft. Nein, nein, Du kommst mit mir! Wir feiern ein frohes Wiedersehen!" — Und nun zogen wir drei lustig los. —

Bildhauer Haehnel, die Gebrüder Achenbach, Knaus, Meyerheim, ja, welcher Künstler nicht?

Seine Jugendfreunde blieben auch die Freunde seines Alters, auch die aus Kopenhagen. Daran durfte selbst der politische Konflikt nichts ändern. So bezeugt es seines Schwagers Georg Saxild Sohn (a. a. O. S. 181): „Im Jahre 1864 hatten meine Eltern in Kolding einen unerwarteten Besuch von Louis Gurlitt . . . Sein Besuch hätte in eine ruhigere Zeit fallen dürfen. Krieg, Einquartierung, Krankheit in der Familie brachten viel Leid. Herzlich willkommen war er trotzdem, der alte Getreue, der niemals die Verwandten seiner ersten Frau vergaß. Er begann ein Bild von der Stadt (vom Saßberge gesehen) zu malen, das Vater später erhielt, sei es durch Kauf, sei es als Geschenk" (Nein, durch Tausch! Mein Vater bekam dafür ein kleines Bildchen eigener Hand, herbstlicher Buchenwald, zurück, das ihm stets besonders lieb war. Er sagte immer dazu: „Das kann ich nicht mehr!" Das Bild ist im Nachlaß.)

Ringsum, überall, in Nord und Süd, in Ost und West, Freunde und Verehrer in allen Schichten des Volkes. Sein Tischlermeister Hermann in Siebleben, sein Tischler und Vergolder in Dresden waren ihm nicht nur Lieferanten, es waren seine Freunde. Stets lag er mit ihnen im Kampfe, daß sie zu bescheidene Preise forderten, stets blieben sie dabei, daß sie sich an ihm nicht bereichern wollten. Als Primaner noch erhielt ich einen Verweis, weil ich in den Suppenteller gefahren war, ehe Meister Hermann zugelangt hatte. Vater war sich seines Wertes voll bewußt, aber er achtete in jedem Menschen die Menschenwürde und fand an jedem, der sich ihm ehrlich gab, auch Liebenswertes.

Solche Rückblicke füllten auch das Denken des Greises aus, der für die Zukunft seines eigenen Lebens nichts mehr erhoffte:

Mit Abschluß des herrlichen Festes der goldenen Hochzeit machte

unser Vater innerlich auch den Abschluß seines Lebens: „Nun habe ich nichts mehr, worauf ich mich freuen kann!“ Es schwand damit auch seine Lebensenergie, nur der Wunsch, das Fest zu erleben, hatte ihn so lange aufrecht erhalten. Seine Organe waren zwar noch sämtlich gesund. Er beobachtete aber schon mit schwindender Teilnahme das gewaltige Hochwasser, das uns zwang, ihn aus dem umfluteten Hause herauszutragen. Seine Lebenskraft war erschöpft. Hier konnte Dr. G e r m a r, der dortige Arzt, selbst als Freund und erfahrener Mediziner nicht mehr helfen. Nach wenigen Tagen, die der erkrankte Greis in zumeist bewußtlosem Zustande lag, entschlief er, das Sonntagskind, sanft wieder an einem Sonntage. Es war der 19. September 1897.

Er schied aus dem Leben ohne Furcht und Kampf, schied, — mit Lucrez und Horaz zu sprechen — wie ein satter Gast von der Tafel und voller Dankgefühle für sein reiches Leben.

„Und wenn ich wieder in's Leben käme, so würde ich wieder Maler werden,“ das hatte er als Greis oft gesagt, denn es gehe doch nichts über das Glück des Künstlerlebens.

Er liegt begraben auf einem schönen Waldesabhang, auf dem Kirchhof von Schmiedeberg. Seine Grabschrift lautet:

LOUIS GURLITT
Landschaftsmaler,
* d. 8. März 1812 z. Altona,
† d. 19. Sept. 1897 z. Naundorf.

Ein Reicher an Gottes Gunst,
Ein Meister in seiner Kunst,
Im Schaffen ernst und wahr,
Im Wesen schlicht und klar.

Zwölf Jahre später folgte ihm unsere Mutter ins Grab. Obgleich fast erblindet und schwerhörig, erhielt sie sich ihre geistige Spannkraft bis in ihr 87. Lebensjahr.

Sie starb am 28. Dezember 1909 und wurde am Silversterabend neben ihrem Lebensgefährten in Schmiedeberg zur Ruhe gebettet. Er hatte sie geheiratet, weil er sie „leidenschaftlich gut" fand; sein Blick hatte ihn nicht getäuscht. Dem sollte auch die Grabschrift Ausdruck geben:

„Wer so viel Liebe gab mit treuem Herzen,
Dem folgt der Dank weit übers Grab hinaus."

Als junger Student übersetze ich Sinnsprüche des Theognis und las sie am Familientische vor. Unsere Mutter unterbrach mich bei einem Spruche mit den Worten: „Geh', schreib' das vorne in unsere Familienchronik!"

Ich tat es, und schreibe jetzt dasselbe Wort ans Ende dieses Werkes:

„Köstlicher nichts auf Erden, als Vater und Mutter zu haben,
Welche dem heiligen Recht immer die Treue bewahrt!"

Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts

Bücher aus dem Verlag von Julius Bard, Berlin W. 13

Die Gemälde und Bildwerke der Königlichen Nationalgalerie. Verzeichnis u. Abbildungen aller ausgestellten Werke. Amtliche Ausgabe. Band I. Gemälde. Mit ca. 700 Abbildungen. Broschiert ca. M. 25.—, in Leinenband ca. M. 30.—. Band II. Skulpturen. Mit ca. 250 Abbildungen. Broschiert ca. M. 15.—, in Ganzleinen ca. M. 20.—.

Zeichnungen aus dem Besitz der Königlichen Nationalgalerie. Amtliche Publikation. 10 Lieferungen mit 100 Tafeln in Faksimile-Lichtdruck und beschreibendem Katalog. 46×35 cm. Je M. 30.— (Im Erscheinen.)

Illustrierter Führer durch die Königliche Nationalgalerie. Bearbeitet von Max Osborn. Mit 300 Abbildungen. In Pappband ca. M. 4.—.

Alfred Rethel, Gedenkbuch. 16 Blatt in Lichtdruck. Duodezformat. (10×6,5 cm.) In Hülse mit einer Umschlagzeichnung Rethels ca. M. 1.—.

Friedrich Karl Hausmann, ein deutsches Künstlerschicksal. Von Emil Schaeffer. Mit 30 Abbildungen. M. 5.—, kartoniert M. 6.—.

Zeichnungen der Impressionisten. Herausgegeben von Julius Elias. 50 Blatt in Faksimile-Lichtdruck. (In Vorbereitung.)

Max Liebermann, Holländisches Skizzenbuch. Mit Text von Oscar Bie. 83 Zeichnungen und eine Originallithographie. Quer-Quart. Als Skizzenbuch gebunden M. 30.—, handgebundene Vorzugsausgabe in Pergament vom Künstler signiert M. 100.—.

Hermann Struck, Venedig. Ein Tagebuch in Radierungen. (In Vorbereitung.)

Emil Nolde, Das graphische Werk bis 1910. Von Gustav Schiefler. Mit 29 Originalgraphiken Noldes. Klein-Quart. In Pappband M. 20.—, handgebundene Vorzugsausgabe in Maroquin M. 40.—, in Pergament M. 50.—.

Constantin Somoff. Von Oscar Bie. Mit 40 Tafeln. Quartformat. In Pappband M. 15.—, Luxusausgabe auf Bütten in Pergament M. 35.—.

Die Frau und die Kunst. Eine Studie von Karl Scheffler. M. 3.50, in Leinenband M. 5.—.

Grundlagen und Entwicklung der Architektur. Vier Vorträge von H. P. Berlage. Mit 29 Abbildungen. M. 3.50, in Leinenband M. 5.—.

Über neue Bildwerke. Von Hans Wendland. Mit 6 Tafeln nach Rodin, Georg Kolbe und Ernst Wenck. M. 4.—, in biegsam Leder M. 6.—.

Man verlange die grossen illustrierten Kataloge des Verlags Julius Bard

Kunst in Vergangenheit und Gegenwart

(erschienen Weihnachten 1911)

Gesamt-Katalog des Verlags Julius Bard

(vollständig bis Frühjahr 1911)

Umsonst in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verlag

87-B20491

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01451 7326